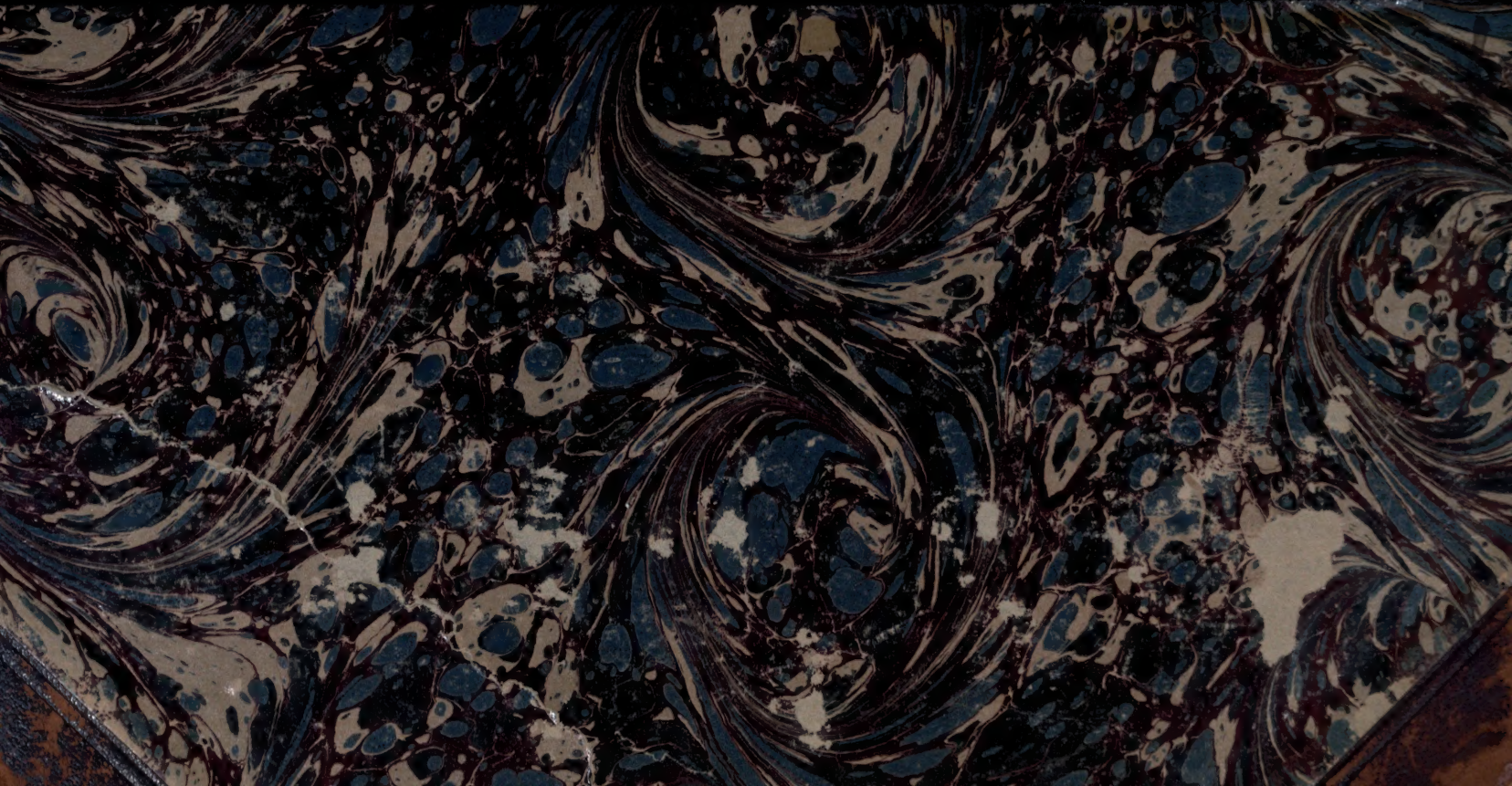
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00368903 1



Presented to

The Library of
The Ontario College of
Education
The University of Toronto

by

Prof J. A. Dale.

Über Menschenart und Jugendbildung.

Neue Folge vermischter Aufsätze

von

Dr. **Wilhelm Münch,**
Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin.

Berlin 1900.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

LB
775
M84

LIBRARY
JAN 10 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorrede.

Nicht leicht habe ich mich entschlossen, die nachfolgenden Studien und Vorträge in einem Bande vereinigt in die Welt ausgehn zu lassen, um sich Leser zu suchen. Denn wenn auch eine Art von Einheit durch den gewählten Titel hergestellt oder angedeutet sein mag, so ist doch jeder der Aufsätze ganz für sich entstanden; was durch die Aufreihung zu einer Art von Ring verbunden ist, kommt darum noch nicht einem wirklichen Ganzen gleich. Die Themata streben zum Teil weit auseinander und berühren sich zum Teil vielleicht auch zu nahe, so daß Wiederholung nicht ausbleibt; die Fäden, die sich von einem zum andern ziehen, sind mehr zufällig und sind von ungleicher Stärke. Indem die Sammlung sich dennoch als Buch darzustellen wagt, liegt die Hoffnung zu Grunde, daß man die Einheit der persönlichen Denkweise als etwas schätzen wolle, und auch, daß man doch zwischen naturgeschichtlicher Betrachtung der Menschen, namentlich in ihrem Gemeinschaftsleben, und besonnener Gestaltung des Bildungswesens die innere Beziehung nicht verkenne. Zieht die letztere aus der ersteren nicht unmittelbaren Gewinn, so wird doch ein weiter Blick über menschliches Treiben und Fühlen sich mittelbar ihr förderlich erweisen. Es ist ein gewisser Zusammenhang zwischen Beobachtung und Liebe, und ein noch sichrerer zwischen dem Sinn für Menschennatur überhaupt und dem für Jugendleben.

Daß befreundete Fachgenossen so urteilten, durfte noch nicht zu sehr ins Gewicht fallen, da nahe persönliche Beziehungen zu viel Toleranz zeitigen; entscheidender war der Wunsch des hochgeschätzten Herrn Verlegers. Vielleicht ist es mir vergönnt, nach so vielen ungefähr in gleicher Richtung abgeschossenen einzelnen Pfeilen noch einmal mit geschlossnerem Geschütz auf das Angriffsziel zuzurücken.

Die Aufſätze ſind nicht in der Reihenfolge gegeben, wie ſie entſtanden ſind, und ſo mag manche einzelne Betrachtung bereits zuſammenfaſſen oder vorausſetzen, was erſt an ſpäterer Stelle ſelbſtändiger erörtert iſt. Daß die „neue Folge“ auch nicht eigentlich eine Fortſetzung meiner früheren „Vermiſchten Aufſätze“ bildet, die ihrerſeits nur von Unterrichtszielen und Unterrichtskunſt handelten, wird wohl nicht übel genommen werden. Bei einigen der Aufſätze konnte ein Wiederabdruck ſchon jetzt nur auf Grund beſonderer Erlaubnis erfolgen, welche die Herren Inhaber der betreffenden Zeitſchriften freundlichſt erteilten und wofür der Dank auch hier ausgeſprochen ſei.

Berlin, den 1. Januar 1900.

W. M.

I. Volk und Jugend.

Für Weſen und Art des Volkes ein gewiſſes Intereſſe zu zeigen, iſt bei unſern Gebildeten jetzt ſehr gewöhnlich. Vielfach iſt es mit dieſem Intereſſe ungefähr ſo, wie mit dem laut bezeugten Wohlgefallen an Feldblumen oder gar an beſcheidnem Heidekraut: zur Abwechslung gegenüber den prächtigen und anſpruchsvollen und immer prächtiger und mannigfaltiger gezüchteten Zierpflanzen, inmitten deren man ſich befindet und bewegt, gewährt das Einfache und Wildwüchſige neuen Reiz. Daß es übrigens, um dieſen Reiz zu fühlen, etwas mehr Seele braucht, etwas mehr Liebe, das macht es um ſo wertvoller für die Beſten, aber willkommen auch für die, die gern zu den Beſſern gezählt ſein möchten. Doch es kommen noch andre, allgemeinere und tiefer liegende Gründe in Betracht.

Eigentlich hat ſich ja Intereſſe für das, was man das Volk nennt, in mannigfach verſchiedener Form während unſeres ganzen, nun zu Ende gehenden Jahrhunderts fühlbar gemacht. Einen großen Anteil daran haben die Germaniſten, die bei ihren Forſchungen natürlich finden mußten, daß das Volkstümliche zugleich das Alte, ehedem Allgemeine und echt Deutſche oder Germaniſche ſei, nicht aber etwa das Verächtliche, Beſchränkte, Rohe, wie das ſo anzuſehen einer ſehr verfeinerten Geſellſchaft nahe lag. Wie viel haben allein die Brüder Grimm zur Schätzung des innern Lebens des Volkes gewirkt! Aber ſchon die Romantiker haben die Bereitwilligkeit zu dieſer Schätzung mit vorbereitet: indem man in das Mittelalter mit Liebe zurückblickte, meinte man doch einfachere, kindlichere, unmittelbarere Menſchen zu würdigen. Und haben nicht — wir dürfen wirklich noch weiter zurückgehen — auch ſchon unſere großen Klaſſiker vielfach das Volkstümliche, haben ſie nicht Volksgeſtalten und Volksgefühle

und Volkswert zu Ehren gebracht? Der junge Goethe z. B. im Götz, im Werther, später im Egmont, in der Nacherzeugung des Volkslieds und vor allem in der ganzen siegreichen Unmittelbarkeit seiner Sprache; aber auch der reife Goethe in Hermann und Dorothea. Auch Schiller, der hochfliegende und tiefdenkende, zeigt in Wallensteins Lager, wie er auch dem Volke ins Herz geblickt, das innere Leben des Volkes mitgelebt hat; und im Wilhelm Tell verschmilzt die Hoheit und Reinheit seiner Gesinnung mit der Wahrheit und Echtheit seiner schweizerischen Volksgestalten. Früher als beide hat Herder das Volkslied in seiner Poesie empfunden und der gebildeten Welt das Herz dafür geöffnet. Selbst Lessing nimmt eine Wendung dahin in Minna von Barnhelm. Wer Shakespeare würdigte, konnte dem Volkstümlichen nicht fremd sein. Und noch vor dieser ganzen Periode zeigt sich ja — freilich in ganz seltsam andern Formen — das Interesse für das einfachere Menschentum im Volke darin, daß man Idyllen schrieb und las und Schäferspiele liebte. So fade uns namentlich diese letztere Liebhaberei anmutet, es ist in ihr, wie in allem Erwähnten, doch immer das Bewußtsein wirksam, daß gegenüber der Welt der Gebildeten eine andere, im Innern und Äußern einfachere, einen eigenen Wert habe, daß man gut thue, ihr nicht dauernd den Rücken zu kehren, sondern sich zu Zeiten in diesem Spiegel zu sehen.

Heute freilich wirft uns der Spiegel ein anderes Bild zurück als jenen süßlichen Trägern der Perücke oder des Zopfes. Wir selbst haben besser sehen lernen. Wenn es nicht ausbleiben konnte, daß sich die Scheidung zwischen Gebildeten und Volk, die sich im wesentlichen seit der Renaissance oder auch mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, kurz, seit dem Beginn der neueren Geschichte vollzogen hat, und die eins der Stücke ist, die eben die neue Zeit vom Mittelalter innerlich unterscheiden — daß sich diese Scheidung zunächst ungewollt und unbewußt vollzog, dann aber das Bewußtsein des Unterschieds oder des Gegensatzes wach wurde und man das Volk nun gewissermaßen in der Ferne und als etwas Fernes und Fremdes mit Interesse ansah, so ist dieses Bewußtsein denn doch erst allmählich hell geworden, und das Auge hat die fremdgewordenen Züge erst allmählich verfolgen lernen. Namentlich ist man inne geworden, daß nicht flache Einfachheit, sondern schlichte Tiefe das innere Wesen des

Volkes ist, wie ja alles Natürliche dem eindringenden Auge immer tiefere Untergründe darbietet. Nun ist man — wie gesagt, schon seit langer Zeit — am Werke, das Verhüllte zu erschließen, das sich Verlierende zu sammeln, das Wirkliche abzubilden, auf mancherlei Wegen mit gleichem, ja wachsendem Eifer. Das alte Gut von Volksmärchen und -geschichten, Sprüchen und Liedern, Vorstellungen und Redewendungen wird allenthalben aufgesucht und mit dem Gefühle zusammengestellt, daß es nicht nur etwas Wichtiges gelte, etwas, das der Mühe wert sei, sondern gewissermaßen etwas Heiliges, durch Echtheit und Tiefgründigkeit Geweihtes. Alle Mundarten werden von der Wissenschaft erforscht, alle Mundarten läßt die Dichtung wiedertönen, ein Erzähler von Volksgeschichten folgt dem andern, um ihn an Treue zu überbieten. Wie lockt das Volksschauspiel, so oft es geboten wird! Wie gefallen die Volkstrachten, wo sie noch bewahrt werden! Wie reichlich wählt die Malerei ihre Gegenstände aus dem Leben des Volkes, und wie sucht sie gerade in unserer Zeit (wie übrigens ja auch die Dichtung) mit alles durchdringendem Wirklichkeitssinn auch hier unser Auge besser sehen zu lehren!

Und doch ist es die Frage, ob das Verständnis so groß und so verbreitet sei, wie es nach alledem scheinen sollte, und auch, wie man selbst überzeugt sein mag. Als sich vor einigen Jahren jener bekannte junge Theologe auf mehrere Monate zum einfachen Handarbeiter machte, um zwischen Handarbeitern lebend deren wirkliches Fühlen und Denken kennen zu lernen, begründete er seinen Schritt damit, daß wir ja das Volk nicht kennten; er wollte es erst, ungefähr wie die Bewohner ferner Gegenden, kennen lernen, gleichsam diesen fremden Weltteil erst persönlich „durchqueren." Ich bin nicht geneigt, diese Unkenntnis wirklich so allgemein anzunehmen. Aber jedenfalls giebt die gesamte Litteratur der Volksgeschichten und der Volksschauspiele nebst Volksliedern und Bildern und Schilderungen noch keine ganz ernstliche Kenntnis. Wir sehen das Volk dort immer nur in dem Abbild, das vielleicht der klarste, überlegenste, aber doch ein fremder Blick geschaut und wiedergegeben hat. Die Töne sind immer ausgewählt und zum klangvollen Stück zusammengeordnet, nicht unter Vermeidung von Dissonanzen, aber doch zum harmonisch wirkenden Stück; die Wirklichkeit bietet die ganze Fülle der Töne oft in wirrem Durcheinander oder peinlichem Nebeneinander. Die Kunst ist eine

wundervolle Leuchte für die Wirklichkeit, aber sie läßt einen großen Teil in um so tieferem Schatten liegen.

Nun fehlt es freilich ja auch außerdem den einzelnen Gebildeten nicht an Gelegenheiten, das Volk kennen zu lernen. Der Arzt lernt es, wenn er nicht zufällig bloß fürstlicher Leibarzt ist oder eine erlesene Praxis in der vornehmen Welt hat, kennen nicht bloß in seinen körperlichen Nöten, sondern auch in einem guten Stück seiner Sinnesart; der Richter lernt es kennen in seinen Verschuldungen und seinen Zwistigkeiten und damit wieder in einem umfassenden Stück seines Lebens; der Geistliche blickt auf dem Wege zur Seelsorge auch hinein in all die Leibessorge; und nun kommen die Lehrer, die fast niemals bloß die Kinder der Bevorzugten zu unterrichten haben, es kommen alle die Arbeitgeber, seien es die großen, die Hunderte von Menschen an Esse oder Webstuhl stellen, oder seien es die gelegentlichen, die bei Handwerkern Bestellungen machen, die Herren und Herrinnen über Dienstboten, die Reisenden, die in Bergdörfern Landaufenthalt nehmen u. s. w., das heißt doch wohl so ziemlich wir alle. Und so könnten wir wirklich das Volk wohl kennen, wenn es uns nicht fast immer nur bestimmte Seiten darböte, gewissermaßen in einer lingua franca, einer Vermittlungssprache, mit uns redete, und wenn wir alle sehr gute Augen hätten, Augen des Verstandes und des Herzens, die Fähigkeit, uns wirklich in fremdes Leben hineinzuversetzen, das Interesse, auch das Gewöhnliche zu beachten und in Betracht zu ziehen, den Ernst, aus eigener Beobachtung ein Bild zu gewinnen. Man braucht die Menschen noch nicht zu schelten, wenn sie nicht das alles aufweisen und verwirklichen, welches Recht hätte man dazu? Aber man darf ja wohl seinerseits und auf seine Weise nach Klarheit streben und sich davon auch Frucht versprechen und andere einladen, sich ein wenig mit zu besinnen.

Indessen meine Überschrift heißt: Volk und Jugend, und mein Gedanke dabei war, wie man leicht erraten wird, der, daß das Verständnis der Jugend zum Verständnis des Volkes hinleiten könne, wie übrigens auch das Umgekehrte gelten könnte. Licht wird von dem einen herüber auf das andere fallen, so wie Erde und Mond einander Licht zusenden, wenn sie, der eine oder die andere von draußen, von der Sonne her erhellt werden.

Verständnis der Jugend — ist es nicht jedem leicht zugänglich? Wir berühren uns, wenn wir nicht Einsiedler oder Menschenfeinde sind, beständig äußerlich und innerlich mit der Jugend, beobachten sie leicht, da sie sich ja nicht versteckt, sondern unbefangen um uns herumwirbelt, und wir haben in eigener Brust die Erinnerung und mehr oder minder stark das Nachleben der jugendlichen Regungen: so weit diese Lebenswirklichkeit hinter uns liegt, so sehr hegen wir sie mit Liebe. Aber daß uns die charakteristischen Erscheinungsformen des jugendlichen Wesens vertraut sind, verbürgt nicht, daß wir hier zusammenhängende Vorstellungen, klar geordnet, besäßen. Auch muß im Grunde das hellste Auge immer wieder in neuer Weise sehen lernen.

Im ganzen hat die Gegenwart, hat unser Jahrhundert unverkennbar die Jugend besser auffassen lernen als die vorhergehende Zeit. Eine Kinderdichtung, so echt, wie sie uns Robert Reinick gab und manche seiner Genossen, war früher nicht in der Welt; auch Kindergestalten zeichnerisch aufzufassen und wiederzugeben hat man niemals so vermocht, wie es gegenwärtig von großen und kleinen Künstlern allenthalben geübt wird, Kindernatur und -bewegung in ihren echten, so freien und mannigfaltigen und immer anmutigen Linien. An Jugendschriften wird ja neben Gutem auch heute sehr viel Mittelmäßiges und Gemachtes geboten, aber der rechte Ton wird doch leichter und öfter getroffen, als in der Zeit der moralisierenden oder süßlichen Jugendschriftstellerei von ehedem. Und wie die Wirklichkeit des Jugendlebens und seine innern Bedürfnisse beobachtet und gewürdigt werden, so werden seine Rechte mehr als ehedem geachtet: die Jugend zu kleiden, wie es ihr behagen muß und ansteht, darauf ist man mehr und mehr bedacht; sie sich tummeln zu lassen, wie es sie gelüstet, ist man grundsätzlich allerwärts bereit; man hilft ihr freigebig zu Spielplätzen, wenn sie deren bedarf; man fühlt mit ihr in ihren Freuden und Nöten, schafft ihr Feste im Freien und nimmt sich eifrig ihrer an gegen die Qualen und Lasten, die die strenge Schule ihr aufzubürden nicht lassen kann. Ich glaube fast, man liebt die Jugend um so mehr, je innerlich älter man sich als Erwachsener fühlt, je weiter entfernt von der Frische und Stärke der Empfindung, der unbefangenen Hingebung, dem lebendigen Glück, das man bei ihr kennt und wahrnimmt, oder wenigstens je mehr man sich selbst zu verjüngen das Bedürfnis fühlt.

Im Grunde geht nun auch dieser Glaube an die Jugend und das Interesse für ihre Rechte zurück auf Anregungen des vorigen Jahrhunderts. Seit Rousseaus Auftreten ist dieses Interesse — wie mancherlei Wendung es auch durchgemacht hat und wie viel Läuterung oder Korrektur ihm auch nötig gewesen ist — doch nicht wieder verschwunden. Derselbe Rousseau aber hat ja auch die stolze Kultur anzuzweifeln oder zu verdammen gewagt, er hat zugleich mit dem Sinn für die schöne und erhabene Natur auch den Wert der kulturlosen Menschen emporgehoben. Und Pestalozzi, der sein tiefes und warmes Herz und Leben der Jugend weihte, ward von dem Gefühl für das Volk und des elenden Volkes Bedürfnisse eigentlich in jene Bahn hineingeführt. Sie liegen sicherlich nicht fern von einander, das Interesse für jene und für dieses, das Verständnis für die eine und das andere.

Stehen doch beide gegenüber der Welt der reifen Gebildeten, an deren charakteristischen Errungenschaften sie eben nicht Anteil haben, von deren Leben ihr Leben sich unterscheidet, deren Organisation sie nicht erreicht haben. Und von hier, von dem typischen Bilde des wirklich Gebildeten aus müßten sich denn auch die gemeinsam kennzeichnenden Züge für das Wesen des Volkes wie der Jugend leicht finden lassen. Wir wollen nicht sogleich versuchen, jenes Bild hier im Zusammenhang und in einer Art von Vollständigkeit zu zeichnen, zumal da ja auf die einzelnen Seiten später die Rede kommen muß. Nur kurz einiges Allgemeinste. Von Organisation war so eben die Rede: damit ist ja hingedeutet auf Zusammenhang, auf innere Einheit, auf centrale Regelung des Lebens, auf sichere innere Verbindung und Beziehung, auf festere und reichere Ausgestaltung. Das Leben der Naiven, um diesen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, ist ein mehr peripherisches, die Eindrücke gehen im allgemeinen nicht in die Tiefe; das heißt, sie überwältigen die Person wohl im Augenblick leichter und voller als bei den Gebildeten, aber sie werden auch leichter wieder weggeschwemmt, und sie sammeln sich nicht zu einem festen, zusammenhängenden Bilde im Innern. Die Reaktion gegen die Eindrücke von außen ist wohl augenblicklich heftig, aber die Person gewinnt und wahrt ihnen gegenüber keine feste Stellung. Sie ist eben noch nicht genug Person oder gar Persönlichkeit. Sie wird bestimmt, beherrscht, gewandelt von den Einzeleindrücken der Außenwelt,

zu der namentlich auch die Welt der Mitmenschen gehört, aber sie setzt auch wieder vielfach der Außenwelt eine spröde Unempfänglichkeit gegenüber. Das Gesamtleben des Reifen und Gebildeten ist in gewissem Sinne mehr von außen nach innen verlegt; jedenfalls ist die Verbindung zwischen außen und innen eine viel mannigfachere. Namentlich aber ist sein Leben bewußter; die Bewußtheit, deren Dämmerstufe die Tierwelt von der sonstigen organischen und der unorganischen Welt scheidet, und die dann in reinerer Form, in größerer Helle der Vorzug des Menschen vor der Tierwelt ist, die Bewußtheit ist wieder der Entwickelung zu höheren Stufen fähig, und ihre höhere Entwickelung ist eben eins der Unterscheidungsmerkmale oder vielmehr ein unterscheidender Besitz der Gebildeten. Und zu allem, der feineren und volleren Organisation, der festeren Centralisation und dem entwickelteren Bewußtsein, deren gemeinsame Wirkung denn auch eine vollere, reichere und reinere Spiegelung der Welt im Innern des Gebildeten ist, zu alledem kommt hinzu die sicherere und harmonischere Selbstdarstellung der Person.

Nicht als ob solche Vorzüge allen denen zuerkannt werden sollten, die gegenwärtig bei der thatsächlichen, mehr äußeren oder doch mehr nur sozialen Scheidung auf die Seite der sogenannten Gebildeten zu stehen kommen oder sich selbst stellen. Von ihnen hat ja ein großer Teil fast nur den Wert der Volksstufe verloren und keinen nennenswerten andern dafür gewonnen. Und das ist nicht etwa Folge einer mehr zufälligen Verkehrtheit unserer Kultureinrichtungen und Wertabschätzungen, es kann nicht einfach gescholten und morgen oder übermorgen abgestellt werden, obwohl man die Sache offenbar oft so ansieht. Bildung nach dem vollen und echten Sinne des Wortes ist etwas so hohes, Bildung nämlich als Umbildung des bloß Natürlichen, als Herausbildung und Verwirklichung einer neuen höheren Natur, daß eine gewisse Verfehlung des eigentlichen Zieles stets das Wahrscheinlichere bleibt. Wenn in der Natur jede ausreifende Frucht als einzelne geblieben und gewachsen ist zwischen zahlreichen tauben und abgefallenen Blüten, wenn dort überall von vielen Lebenskeimen nur einzelne zu wirklichem Leben gelangen, dann wird es in der Kulturwelt der Menschen nicht gänzlich anders sein können. Ist also Bildung — es ist nicht übel, daß dies Wort nach seiner Form eigentlich einen Vorgang ausdrückt, vielmehr als ein Ergebnis

— ein Ideal, das nur ein kleiner Bruchteil von der immer raſcher anſchwellenden Schar der „Gebildeten“ in einem erträglichen Grade verwirklicht oder auch nur erſtrebt, ſo giebt es doch eben eine Welt der wirklich Gebildeten, die denn auch als Gegenſtand vergleichender Beobachtung uns Licht geben kann für die Betrachtung der jenſeits liegenden Welt des Volkes wie der der Jugend. Aber auch der Blick auf die nur ſogenannten Gebildeten, die Halbgebildeten (wobei der Wert nicht etwa einfach auf die Hälfte ſinkt, ſondern auf ein ſehr viel beſcheideneres Bruchteil) braucht nicht gemieden zu werden und kann uns mit dienlich ſein.

Selbſtverſtändlich kommt das Weſen der vollzogenen Bildung, der erworbenen Reife zum Ausdruck in dem Leben der Sinne wie in der Phantaſie, in der Empfindung wie im Wollen, in den Urteilen wie in der Bethätigung. Aber nicht daß dabei alles wirklich Vervollkommnung bedeutete. Es iſt das Los und Weſen der irdiſchen Entwickelungen, daß allerwärts Vorhandnes zergehen muß, um Werdendem Raum zu geben. Die Knoſpenhülle öffnet ſich und verkümmert dann ihrerſeits, um der Blüte Entfaltung zu ermöglichen, und die Blüte fällt ab, wenn die Frucht ihr Wachstum beginnt. Daß ſich auch in dem Menſchen Anlagen und Kräfte nach einander entwickeln, und daß die einen vor den andern, die früheren vor den ſpäteren weichen und zergehen oder doch zu zergehen in Gefahr ſind, wird nicht immer als Naturgeſetz gefühlt und hingenommen.

Das Leben des Kindes beginnt, wie es ſich aus dem rein Vegetativen heraus entwickelt, als ein Leben der Sinne und geraume Zeit ſteht das Leben der Sinne wenigſtens ganz im Vordergrunde, die beginnende geiſtige Entwickelung ſchließt ſich allerwärts deutlich an die Sinnesthätigkeit an. Auch die Periode der Warumfragen, die ſich in jedem Kindesleben einſtellt, mehr oder weniger energiſch, vielſeitig und anhaltend, führt im allgemeinen nicht von der Sinnenwelt hinweg, auch geht ſie vorüber, nachdem von den erwachten Fragen ſo viele unbeantwortet geblieben ſind und der junge Geiſt inzwiſchen in eine zuſammenhängende Arbeit — durch die Schule — genommen worden iſt. Und von deren unbequemen Zumutungen kehrt das Intereſſe immer wieder zur freien Sinnenwelt zurück: hier iſt die

größte Lebendigkeit, die stärkste Erregbarkeit oder Empfänglichkeit, das stärkste Erregungsbedürfnis. Durch die Sinne sucht und findet das geistig-seelische Leben seine regelmäßige Nahrung.

Des Kindes Augen sehen schärfer und begieriger als die der Erwachsenen, seine Ohren hören mit Lust auf alle möglichen Töne und Geräusche, die den Erwachsenen nichts mehr bedeuten, sein Gaumen lechzt und wird entzückt wie der des Erwachsenen kaum jemals und erfordert dabei nur sehr einfache elementare Genüsse. Aber der Vorzug, der in dieser Lebendigkeit des Sinnenlebens liegt, ist doch nicht so groß, wie er scheinen mag. Die erhöhte Teilnahme nach außen beruht auf der verhältnismäßigen Leere des Innern, auf dem Mangel an Gedankenleben, an zusammenhängendem, eigenem Geistesleben, und in dem Maße, wie sich dieses bildet, tritt eben jene Eigenschaft zurück: die Person ist dann verhältnismäßig mit äußern Eindrücken gesättigt, und die als „zerstreut" Einherwandelnden hätten also vielmehr „konzentriert" zu heißen. Zu bedauern bleibt freilich jenes Absterben darum doch, und es rächt sich auch, wenn es zu weit geht, an dem Innenleben; doch das wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Ferner aber richtet sich die Sinnesempfänglichkeit der Jugend noch vor allem auf das, was Reize niedrer Art auf die Sinne ausübt, also auf das Bunte, das Glänzende, das Süße und das Saftige, das stark Tönende und Schallende, überhaupt aber — und zwar umsomehr, je mehr die gewöhnliche Welt bekannt geworden ist, und je mehr man sich von der zarten Kindesstufe entfernt — auf das Große, Ausgedehnte, Starke, Gewaltige; das ist es, was in einem gewissen Lebensalter die Seele erhebt, ihr eine Art von Begeisterung einflößt. Weiterhin nehmen die Sinne wesentlich nur erst das Einzelne mit Interesse auf, nicht das zusammenhängende Ganze; für das Verhältnis der Teile, für die Harmonie eines Gesamtbildes ist noch kein Verständnis da. Weder wird eine Landschaft, eine Aussicht gewürdigt (während der einzelne bunte Stein, die Blume, das bewegliche Tier, der hohe Baum Interesse und Freude einflößt), noch wird an einem stolzen Bauwerk etwas anderes betrachtet als etwa die Höhe des Turmes oder die Menge der Fenster und dergleichen, an einem Bilde etwas andres als Einzelfiguren und Einzelheiten, und so auf anderen Gebieten entsprechend. Endlich bleibt das Interesse der Sinne kaum je beschaulich: man will etwas mit den wahrgenommenen Sinnendingen anfangen, sich ihnen

gegenüber bethätigen, die Blume zerzupfen oder doch verwenden, das Tier greifen und anfühlen und vielleicht auch ein bißchen an seinem Leben herumprobieren, wie an den leblosen Spielsachen, das Schwerwiegende handhaben, das Hohe erklettern, mit dem Bunten sich wenigstens schmücken, den lauten Schall selbst hervorbringen, sei es durch Schußwaffe oder Trommel und Trompete oder auch durch bloßen Steinwurf ins Wasser oder den Abhang hinunter, und natürlich das Appetitliche anbeißen. Der Reife und Gebildete trägt gewissermaßen in seinem Innern bestimmte Formen mit herum, mit und unter denen er in die umgebende Welt schaut, und nur was sich in diese Formen fassen läßt, das bedeutet auch seinen Sinnen etwas. Wenn seine Sinnesthätigkeit weniger offen und lebendig erscheint und ist, so ist es doch mehr das Zufällige, was er nicht sieht; das Ganze, Zusammengehörige, das plastische Kunstwerk, das Musikstück, das schöne Landschaftsbild, das nimmt erst er auf; statt der Empfänglichkeit für das Bunte bildet sich bei ihm ein vielfach unterscheidender Farbensinn, ein eben solcher Sinn für Töne, für plastische Maße, für Eigenart und Zusammenstimmung; ihm wird auch das Charakteristische zum Schönen, das Ausdrucksvolle interessant. Und selbst jene Sinne, die sozusagen am allersinnlichsten erscheinen, die sogenannten chemischen Sinne (gegenüber den mechanischen und dynamischen), der Geschmack und der Geruch, sie stumpfen sich in Wirklichkeit nicht ab, ja der Geruch entwickelt sich sogar erst im Laufe des Lebens und mit höherer Kultur der Personen, aber auch der erstere, während er eine aufdringliche Gier nicht mehr entstehen läßt, verfeinert sich thatsächlich, unterscheidet aufs sicherste feine Verschiedenheit und würdigt das Mannigfaltigste.

Ganz unverkennbar spielt beim Volke das Leben der Sinne eine ähnliche Rolle wie bei der Jugend. Zwar bleibt ihre Erregbarkeit und Empfänglichkeit nirgends die gleiche für die vorrückenden Lebensjahre wie für die jugendlichen; die Erwachsenen auch im Volke werden von ihrem inneren Leben, dem Druck der Sorgen, der Erinnerung, den Fragen der Existenz reichlich genug in Anspruch genommen, um nicht immer Augen und Ohren offen zu haben für die Welt der umgebenden Dinge (wie übrigens auch die Jugend, um das nachzutragen, oftmals für diese umgebende Welt blind und taub ist, nämlich dann, wenn sie im Spiele mit ganzer Seele nach einer Seite in Anspruch

genommen ist). Auch stumpfer werden die Sinne und fassen nicht mehr mit der Leichtigkeit und Bestimmtheit auf, ja das Volk ist in dieser Hinsicht auch gegenüber den erwachsenen Gebildeten im Nachteil: bei den Gebildeten ist Verfeinerung des Wahrnehmungsvermögens überall da vorhanden, wo geistiges Verständnis als helfende Kraft dahinter steht, wo man gewissermaßen urteilend wahrnimmt. Mindestens aber werden die Menschen des Volkes nicht leicht durch ein zusammenhängendes eigenes Gedankenleben von der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne abgezogen und namentlich auch nicht durch abstrakte Gewöhnung in der Unmittelbarkeit des Sinnenlebens behindert. Vielfach ergiebt für sie der Beruf eine Schärfung der Sinne für ein bestimmtes Gebiet, was ja auch bei den Gebildeten für die Sphäre ihres Berufslebens so zu sein pflegt, nur daß bei ihren Berufsarten und -aufgaben die sinnliche Seite nicht leicht zu einer Hauptseite wird. Vor allem aber besteht zwischen Volk und Jugend hier die Übereinstimmung, daß in ganz ähnlichem Grade das Bedürfnis vorhanden ist, durch die Sinne eine Erhöhung des Daseinsgefühls zu empfangen, der Seele mit ihrem Erregungsbedürfnis durch die Sinne Nahrung und Genugthuung zu geben. Wenn es „etwas zu sehen" giebt, dem Sinne eine ihm nicht ganz alltägliche Schau geboten wird, dann ist sofort der ganze Mensch gewonnen und hingerissen, dann vergißt er sich und alle seine persönlichen Anliegen vollständig, ist ganz dem sinnlichen Eindruck offen. Auch hier ist es wieder vor allem das Bunte und Glänzende oder Leuchtende, was ihn gefangen nimmt und fast beseligt, das stark Tönende, weithin Schallende, das in Form oder Vorgang Ungewöhnliche, und das Entsetzliche nicht weniger als das Komische, denn die Anregung der Sinne überwiegt dabei durchaus die tieferen Empfindungen des Herzens. Daß man vor dem bloß Traurigen oder wehmütig Stimmenden nicht etwa zurückweicht, und daß die Befriedigung des Schauens weit schwerer wiegt als der Inhalt des zu Schauenden, ist demnach kein Wunder: in den Mundwinkeln der Arbeiterfrauen, die in ihren Fenstern liegend dem herannahenden Leichenzug entgegenblicken, liegt eine so volle und ruhige Befriedigung, daß sichtlich alle Kümmernis ihres eignen Daseins aus ihrem Bewußtsein verscheucht ist. Zu einer Hinrichtung oder öffentlichen Folterung würde sich auch heute die Menge drängen und vielstündiges mühseliges Harren leicht ertragen. Den Vorgang eines großen Unglücks zufällig mit angesehen

zu haben, gewährt noch lange nachher Genugthuung, nicht bloß weil man's erzählen kann.

Übrigens hat noch ein begleitender Umstand fast ebenso große Anziehungskraft wie die Vorgänge selber, nämlich die Anhäufung der Menschen; es ist fast, als ob sich nach einem physikalischen Gesetze die Anziehungskraft einer Masse mit der Masse selbst vervielfältigte oder steigerte. So sind denn Aufzüge, Prozessionen aller Art, bei denen sich alles Angeführte vereinigt, die regelmäßige Lieblingsnahrung für die Sinne und damit für die Seele, und die bunten Farben und der Glanz und Flitter auch der kirchlichen Prozessionen werden nicht umsonst treulich bewahrt seit der Zeit mittelalterlicher Farbenfreude bis in unsere gedankenschwere und gedankenblasse Gegenwart; das gewinnt und hebt am leichtesten die ganzen Seelen, es giebt dieser Stufe die ihr mögliche Art der Begeisterung. Aber auch die Freude an militärischen Aufzügen, in der sich Jugend und Volk begegnen, und zu der neben Prunk und Schall namentlich der Eindruck der geschlossenen Kraft, der imponierenden Häufung beiträgt, gehört hierher. Dabei übt denn freilich der Rhythmus der Bewegungen und der militärischen Musik seinen Zauber. Der Rhythmus in der Musik ist, wenn auch in seiner Art hoher und feiner Entwickelung und Verwendung fähig (man denke an die Werke Beethovens), doch an sich ein niederes, elementares Wirkungsmittel; die Trommel steht unter der Trompete, wie sie auch früher gewürdigt wird als diese. Aber eben das Rhythmische ist es, dessen Wirkung die naiven Stufen zunächst empfinden, und die Militärmusik — die gegenwärtige noch weit mehr als die frühere — bietet das ja in ganz besonderer Kräftigkeit dar (werden da doch in den strammen Rhythmus oft die seelenvollsten Lieder mit hineingepreßt), wie andrerseits auch der Tanzrhythmus dem Naiven vollständig zugänglich ist und ihn fast unwiderstehlich mit fortreißt, und wie drittens der einwiegende Rhythmus des Kinderreigens oder auch des einfachen melancholischen Volksgesanges eine ähnliche Unwiderstehlichkeit der Wirkung hat. Ist diese Wirkung in den ersteren Fällen elektrisierend, so ist sie im letzten Falle mehr hypnotisierend, und beiden Einwirkungen werden ja wohl immer die am zugänglichsten bleiben, die am wenigsten gefestigte Persönlichkeiten geworden sind. Jedenfalls bleibt man in allen jenen Fällen auch nicht einfach beschaulich, betrachtend oder sinnig aufnehmend, wie es der Gebildete gegenüber

den Eindrücken der Natur und der Kunst zu sein vermag, sondern die Sinneseindrücke rufen irgendwie eine körperliche Reaktion hervor; das Bedürfnis, neben der Militärmusik und der marschierenden Truppe herzulaufen, zu tanzen, wo man aufspielt, mitzusingen, wo gesungen wird, sind Zeugnisse dafür. So die Jugend, so das Volk; sie beide bilden hier eine Einheit, und auch die vornehme Balljugend bleibt dazu eben doch Jugend genug, und ebenso die studentische Jünglingschaft mit ihrer Bässe Grundgewalt.

Auch beim Geschmackssinn gehen Volksnatur und jugendliche Natur nicht weit aus einander. Gewissermaßen ist multum, non multa der unbewußte Wahlspruch beider; daß er eigentlich nie so viel zu essen bekommt, wie er sich wünscht, ist die normale Überzeugung eines rechten Knaben oder jungen Burschen, und auch beim Volke wird ja wohl durchweg viel mehr Begierde übrig bleiben, als befriedigt wird, und Wunsch und Phantasie ergehen sich gern in gewaltigen Maßen, wie denn auch Festfreude nicht sein kann ohne eine Masse der Speisen und Getränke und namentlich eine schwelgerische Zusammenstellung der an sich unvereinbarsten Gaumengenüsse. Die Nationalgerichte der einzelnen Landschaften entsprechen hier den Leibspeisen der Kinder, für die diese Lieblingsspeisen wirklich ein Gegenstand sehnsüchtigen Entzückens sind, nicht bloß, wie bei den Ausgereiften, ein gelegentlicher Reiz neben andern; so giebt das Nationalgericht, wie geringwertig es auch an sich sein mag, doch eine immer wiederkehrende Befriedigung, der Tag in der Woche, wo es wiederkehrt, ist ein Festtag, und in dem Duft der kreischenden Pfanne vergißt die ganze Familie eine Zeit lang ihre Kümmernis und vielleicht ihren Unfrieden. Man vermag auf dieser Stufe noch mit dem ganzen Herzen zu lieben, auch Speisen — oder wenigstens Speisen. Von der Liebe zu Getränken wollen wir nicht reden, da diese Liebe, zur Leidenschaft gesteigert, keineswegs nur das Volk durchdringt, und da die Gewöhnung an ungeheure Maße bei diesem Genuß unsern Gebildeten so wenig fremd ist, daß hier die Kluft zwischen ihnen und dem Volke aufs vollkommenste überbrückt erscheint.

Von Wunsch und Phantasie war so eben die Rede. Wenn man die Phantasie als die Kraft kennt, die neben der Sinnesthätigkeit in der Kindheit und Jugend am lebendigsten sei und deren stärkste Seite

bilde, so geht doch schon während des Ablaufs des jugendlichen Lebensalters in der Phantasie, in dem, worin sie arbeitet, woran sie sich heftet (denn ohne Anschluß an Wirklichkeit ist sie überhaupt nicht), eine bedeutende Wandlung vor. Man hat sich neuerdings klar gemacht, daß auch der Denker und Forscher von Phantasie geleitet sei und sein müsse, wenn er wirklich Neues denke und finde. Und so möchte ich überhaupt neben eine Phantasie der Sinne ausdrücklich eine Phantasie des Denkens, eine des Gefühls, eine des Willens stellen. In der That giebt es ein wachendes Erträumen, ein unberechnetes Kombinieren, ein freies Fortgetragenwerden auf allen diesen Gebieten. Nichts natürlicher, als daß die Sinnenwelt auch das erste Gebiet der Phantasie bildet. Nachdem ein gewisser Reichtum der sinnlichen Eindrücke auf den werdenden Menschen eingedrungen ist, beginnt nun die freie Verbindung und Bewegung der Erscheinungen, der einzelnen Eindrücke und Züge. Und ebenso macht sich das Maß, wie durch die junge Sinnenerfahrung auch ein Gefühlsleben angeregt, ein Gefühlsvorrat ausgebildet ist, in dem Walten der Phantasie fühlbar: die Zeit, wo die Märchenwelt die jugendlichen Seelen in ihrem Zauber gefangen nimmt, ist die, wo die wirkliche Welt aufgehört hat, durch neue Eindrücke immer wieder neue Welten aufzuschließen, und wo andererseits das junge Herz so viel von Liebe und Angst und vom Unterschied von gut und böse empfunden hat, daß es die Gestalten und Geschicke aus der Märchenwelt mit einer unvergleichlich vollen, reinen Teilnahme begleitet. Später entwickelt sich — ihrerseits wieder in verschiedenen Formen, Tönen und Abstufungen — die Phantasie des Willens: es ist die Periode, wo nach einander Mythologisch-Heroisches, dann Räuber- und Indianergeschichten und Seeabenteuer, schließlich aber die Größe geschichtlicher oder dichterischer Gestalten die Seele füllen und anregen, sodaß sie ihnen nicht bloß beschauend folgt, sondern mit ihnen lebt und strebt und will und wagt.

Wird es auch des Volkes Sache sein, soviel vom jugendlichen Wesen zu bewahren? Was die himmlische Gabe für die Kindheitsjahre, die leuchtende Kraft für das Jünglingsalter ist, das muß eben doch und wird zergehen, wenn diese Jahre selbst entschwinden, und den Einfachen und Armen am Geist bleibt davon wahrlich nicht mehr, als den durch Bildungsreife Bevorzugten. Oder böte dort doch die gaukelnde Phantasie einen Ersatz für die von allen Seiten einengenden Schranken der

Wirklichkeit? Nein, der heitere Schmelz bewahrt sich nicht, und die beglückende Beweglichkeit erstarrt; was bleibt, was an die Stelle tritt, ist nur ein gelegentliches, roheres Walten jener Phantasie der Sinne, darein sich vielfach Gefühlsantriebe nicht der reinsten Art mischen. Man schwelgt wohl in der Vorstellung von den maßlosen Genüssen, die man sich in der jenseitigen Welt der Vornehmen gestatten könne und gestatte, von den Haufen und Scheffeln von Gold, in denen man dort wühle, von den ungemischten und gehäuften Freuden, die der Tag dort bringe. Das tritt an die Stelle der harmlosen Kindervorstellungen vom Zauberreich der Feen. Allerdings nährt man sich noch gern von Geschichten, deren Vorgänge außerhalb des Zusammenhangs der engen Wirklichkeit liegen: die Gespenster treten an die Stelle der Feen und Riesen; von Hexen und Hexerei hört man immer wieder gläubig, was sich die Leute zuraunen. Ein heiteres Angesicht hat diese Dichtung (wenn wir den Namen gebrauchen wollen) selten, sie läßt das Herz erbeben in dem Bewußtsein der dunklen Abgründe, die das Menschendasein umspielen. Daß übrigens auch sonst noch ein schöner Vorrat von Volkserzählungen und Liedern vorhanden sei, wer will das leugnen, wenn man auf das Ganze sieht, das Ganze durchforscht! Aber eine große Rolle für das Innere des Volkes spielen zur Zeit diese Geschichten schwerlich mehr; auch für das Volk ist die Gegenwart nicht mehr unbewegt genug, das Bedürfnis des ruhigen Hinausträumens nahe zu legen, und die Phantasie des Herzens ergeht sich nicht weit, die Zeit ist ihr nicht eben günstig. Das Edelste, was diese Phantasie des Herzens überhaupt schafft, ist ja das Lied, ist die Dichtung, und die Lieder des Volkes pflegt man als den reinsten, unmittelbarsten, echtesten Niederschlag der ewig natürlichen Empfindungen des menschlichen Herzens zu preisen und zu lieben; sie mitsingen heißt ja eben: durch die Phantasie des Herzens an diesen ewig natürlichen, leidvollen wie seligen Menschenempfindungen teilnehmen. Man muß nun aber nicht meinen, daß die schönen Volkslieder, die wir nicht müde werden träumerisch sehnsüchtig mitzusingen, das regelmäßige Gemeingut für die Herzen des Volkes bildeten, daß diese echten Perlen von ruhigem Glanze dort ununtermischt in sicherer Verwahrung ruhten. Zwischen sie drängt sich dort auch viel fade Sentimentales, breit Geschwätziges, verstandesmäßig Ödes, Geschmackwidriges, um vom Niedrigen und Rohen zu schweigen. Jene schönen, klassischen Volkslieder sind eben der

Niederschlag des Reinsten und Besten aus diesem natürlich menschlichen Lebenskreise, aber nicht das schlechthin Kennzeichnende, und übrigens vielfach nicht wirklich und eigentlich aus dem Volke hervorgegangen. Doch verfolgen wir das nicht weiter, da es nicht mehr unmittelbar zu unserem Gegenstand gehört. Nur das sei noch gesagt, daß das Volkslied keineswegs einen weiten Kreis von Empfindungen und Verhältnissen umfaßt, daß die Phantasie der Dichtenden hier gering ist, was sie sicherlich da sein darf, wo die Gefühle von herzbezwingender Stärke und ewiger Wahrheit sind.

Gedenken wir einer ferneren Kraft, die sich früh im jugendlichen Alter zeigt und eine der Stärken dieses Alters bildet. Wie die Phantasie die sinnlichen Eindrücke verarbeitend doch über die Abhängigkeit von den Sinnen hinausführt und in jedem Falle mit die erste Regung des werdenden persönlichen Geistes ist, so geht der wirklichen, der sicher begründeten und zusammenhängenden Erkenntnis der Dinge eine Stufe der Intuition, des unmittelbar inneren Schauens, des ahnenden Verständnisses vorher, auch sie übrigens — wie selbstverständlich — an die sinnlichen Eindrücke sich anheftend. Lange bevor das gesprochene Wort vernommen und verstanden wird, werden Gebärden, Blicke, Mienen verstanden, das anlächelnde Auge der Mutter wie ihre liebkosenden Bewegungen und ihre von Innigkeit erfüllte Stimme sicherlich schon in den ersten Monaten des Lebens, ebenso auch die Ruhe begehrenden Drohungen des Vaters, und vieles andre. Es ist, wie in der Welt der Sinne die Tastorgane Empfindung geben vor den Sehorganen. Auch das Verständnis der Worte der Muttersprache wird ja nur durch Ahnung, durch Erraten allmählich erlernt; der Kenntnis der Inhaltswerte geht ein Empfinden voraus. Diese Begabung, die ein wundervolles Stück der menschlichen Ausstattung bildet (übrigens auch der Tierwelt nicht versagt ist), kann auch nachher nie ganz verloren werden; sie bildet eine wertvolle Kraft für den Weg durchs Leben, gleichsam ein besonderes unsichtbares Fühlorgan, das allerdings, wie andere Kräfte, den Einzelnen in sehr verschiedenem Grade verliehen ist. Wer es in besondrer Sicherheit und Stärke hat, der wandelt wie ein Seher unter den Menschen, sehender jedenfalls als die große Schar, und die Bevorzugten dieser Art sind denn auch oft genug als Seher begrüßt, als Dichter gepriesen, als Führer an-

erkannt worden. Aber überall, wo es Propheten giebt, tauchen neben ihnen falsche Propheten auf, und jene Gabe der unmittelbaren Erkenntnis bleibt sehr trüglich. So ist es denn nicht bloß bei Kindern zu beobachten, daß sie zwar oft aus Miene, Blick und Stimme Herz und Gefühlsweise der ihnen gegenübertretenden Menschen unmittelbar erkennen (im Grunde werden freilich immer Analogieschlüsse dabei eine Rolle spielen), aber doch auch zu Zeiten großer Täuschung unterliegen, sondern es ist auch beim Volke nicht anders. Das Urteil, das sich dort über bestimmte gegenübertretende Personen bildet, entspricht mitunter ihrem wirklichen Menschenwert besser als die Maßstäbe, die in der Welt der Gebildeten angelegt werden und zum Ausdruck kommen, und Volkes Stimme darf dann wirklich Gottes Stimme heißen. Aber das Volk wird doch wesentlich gewonnen durch „gewinnende" Eigenschaften, die mit den gediegenen nicht zusammenfallen. Ein freundliches Wesen ist leichter zu schätzen als ein starker Charakter, zu dessen Würdigung man auch etwas vom wirklichen Charakter in sich haben muß, wie man zur Würdigung des Dichters oder Künstlers selber dichterischen und künstlerischen Empfindens nicht bar sein darf. Noch weit unsicherer arbeitet das unmittelbare Urteil des Volkes, wo es sich in bestimmten Fällen als Überzeugung von Schuld oder Unschuld zeigt: hier wird die Sicherheit jedes Einzelnen gestützt von der Auffassung der Menge, während sich doch die Menge aus lauter unsicheren Einzelnen zusammensetzt. Und so darf wohl alles in allem der Kraft der intuitiven Erkenntnis beim Volke doch nur ein mäßiger Wert zuerkannt werden, obwohl man nicht selten zu der entgegengesetzten Anschauung zu neigen scheint. Gewiß wird oft, wenn in den oberen Ständen wirklich Verkehrtheit der Maßstäbe und der Schätzung einreißt (was durch die Entwickelung der Kultur keineswegs ausgeschlossen wird), die unmittelbare Empfindung des Volkes das Zuverlässigere sein und die Berichtigung bewirken; aber beschränkt und fragwürdig bleibt darum doch ihre Sicherheit.

Ist es doch überhaupt nicht gerechtfertigt, wenn man von einer Gemeinschaft Leistungen erwarten will, wie sie nur die einzelne Persönlichkeit vollbringt. Denn die Gemeinschaft steht, auch da wo sie sich nicht aus unselbständigen und unbedeutenden Menschen zusammensetzt, doch *unter* den entwickelten wirklichen Persönlichkeiten. Sie wird von breiten Strömungen in einer Richtung durchzogen, sie hat nicht

den bestimmten Blick des Einzelnen, vermag nicht feinere Linien innezuhalten, ist wenig elastisch, gleicht einem großen Geschöpf mit vielen Gliedern, aber ohne centrales Organ, ohne leichte Selbstbewegung. Ja auch da, wo sich echte, entwickelte und selbständige Persönlichkeiten zu einem Ganzen zusammenfinden, wird die Kraft des Einzelnen durch die Gemeinschaft öfter gelähmt als angefacht: die Bestrebungen durchkreuzen sich, die Wucht der Masse drückt auf den Einzelnen. Da wo die Einzelnen weniger oder fast gar nicht zu selbständiger Art durchgedrungen sind, gilt das Gesetz von der Wucht und der Strömungskraft der Gesamtheit für den Einzelnen natürlich um so mehr. Also wiederum für das Volk und für die Jugend.

Was die Jugend betrifft, so ist es ja allerdings nicht etwa die frühe Kindheitsstufe, wo von dem Einfluß der Gemeinschaft viel die Rede sein kann: das Kind entwickelt sich zunächst im Gegensatz zu seiner Umgebung, es wird ein Ich gegenüber den andern, mit seinem naiven Egoismus, seinen animalischen Trieben, und man begrüßt die werdende kleine Persönlichkeit auf den einzelnen Stufen dieser ihrer Entwickelung mit Genugthuung. Aber bald wird für die junge Seele der Geschwisterkreis eine Macht, und weiterhin mehr und mehr der Kreis der Spielgenossen. Nach dem ersten Anlauf der Besonderheit wird man dann eine Zeit lang ausdrücklich Gemeinschaftsmensch, man löst sich von der Familie los; nicht der gütige und verständige Wille der Eltern oder der sonstigen Erzieher wirkt dann als die stärkste Macht, sondern die Anschauungsweise der Alters- und Spielgenossen. „Alle Jungen“ oder — bei Mädchen — „alle Kinder“ sagen oder machen es so: das bedeutet die mächtigste Instanz (wie beim Volke das, was „alle Leute“ thun oder sagen). Es ist, als ob man die Rolle als Gemeinschaftsmensch zunächst durchgespielt haben müßte, ehe man, um mit dem Dichter zu reden, „selber ein Ganzes werden“ kann, ehe man wirklicher und selbständiger Einzelmensch werden, und ehe man als solcher späterhin in den bewußten Dienst des Ganzen, als ein organisches Glied, zu treten vermag.

Die innere Abhängigkeit des Einzelnen von der Lebensgemeinschaft mit seinesgleichen nehmen wir beinahe als selbstverständlich mit an, wo wir vom Volke sprechen: sie bildet eben eins der Stücke, die das Volk als solches kennzeichnen. Nicht als ob es nicht auch dort, in der Nähe besehen, Unterschiede der Einzelnen gäbe; diese mögen um

so bestimmter oder doch starrer entwickelt sein und zusammenstoßen, je weniger durch Bildung gemildert die Leidenschaften, je weniger gemäßigt ihr Ausdruck ist, je weniger der Einzelne durch Rücksicht auf seine Stellung zum Ganzen beeinflußt und gelenkt wird. Aber die Anschauungsweise ist darum doch im ganzen viel gleichartiger und abhängiger, und auch die Empfindungsweise, sofern es nicht rein Persönliches gilt. Man ist namentlich auch den Empfindungsströmungen, den zähen wie den stillen, mehr unterworfen, nimmt leicht an der allgemeinen Angst teil, an der berechtigten oder unberechtigten allgemeinen Entrüstung, an der öffentlichen Leidenschaft, an Abneigungen und Zuneigungen, auch an dem allgemeinen Rausch, der Fröhlichkeit, der Illusion, wie denn zur Kirchweihzeit selbst die Bettler nicht grollend zur Seite stehen, sondern verhältnismäßig fröhlich mit dreinschauen, sich am Scherz beteiligen und die allgemeinen Genüsse infolge eines Sieges jener Gesamtstimmung über ihre persönliche Lage, wenn auch mehr platonisch, mit durchkosten. In feinerer und vollerer Weise deutet man die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit und den durchgehenden Zusammenhang der Empfindungen mit dem gegenwärtig so gern gebrauchten Wort „Volksseele“ an, man denkt dabei an einen besonders sicheren und klaren Bestand von Gefühlen und Strebungen, vielleicht auch an eine besondere Zartheit und Empfindlichkeit dieser Gefühle und an Tiefgründigkeit bei großer Durchsichtigkeit — im Unterschied von der so viel unsteteren und undurchsichtigeren, vom Mannigfaltigsten und auch Widersprechendsten durchströmten, unberechenbaren Seele des Einzelnen und namentlich des der echten Volkssphäre Entwachsenen. Und damit wäre denn die Volksseele wieder der Kinderseele ähnlich, der man genau dieselben Eigenschaften — einen besonders klaren Bestand von Gefühlen, Zartheit und empfindliche Beweglichkeit, Ursprünglichkeit und Durchsichtigkeit — zuschreiben kann. Natürlich versagt die Analogie insofern, als für das Volk die Überlieferung eine fast unwiderstehlich bestimmende und beschränkende Macht — auch für die Art zu fühlen und zu sehen — ist, die Überlieferung, die die Nachwachsenden mit den Ehemaligen verbindet und das Volk auch durch die Räume der Zeiten hindurch als einheitliches zusammenhält. Freilich ist die Gleichartigkeit des jugendlichen Seelenlebens innerhalb der sich folgenden Geschlechter noch auf viel festere Weise gesichert, nämlich durch Gesetze der Natur, da die Jugend ja eben der schaffenden und bestimmenden Natur um so viel näher ist.

Dieses Walten der ursprünglichen Natur zeigt sich nun im jugendlichen Alter namentlich noch in der Stärke der unmittelbaren und augenblicklichen inneren Antriebe, die einen der Grundzüge des kindlich-jugendlichen Menschen bilden. Es sind die ersten, die ursprünglichsten, die niedersten Äußerungen eines Willens, diese Antriebe. Und sie sind darum nicht etwa schwächer als die Willensregungen der späteren Entwickelungsstufen. Im Gegenteil: schwächliche Anläufe gehören späteren Jahren und kultivierteren Stufen an, wo der Wille gezähmt ist und kontrolliert und niedergehalten wird von Erwägung, Erfahrung, Gewöhnung. In der Jugend kommt das eigne Wollen, der Wunsch, die Begierde plötzlich über den Menschen, erfüllt ihn ganz, reißt ihn fort, nichts hat neben ihm in der Seele Raum — das Glück des Augenblicks hängt ganz an der Erfüllung. Jede Berührung mit Kindern der frühen Lebensjahre lehrt uns das kennen. Der zwei- bis dreijährige kleine Trotzkopf, der freilich als solcher bezeichnet und behandelt werden muß, der aus seinem Wunsch und seinem Weinen nicht herauskann, der nun einmal nach links laufen wollte, während ihn die Wärterin nach rechts führt, er ist damit eben doch nur in hilfloser Abhängigkeit von seinem eigenen Wunsch und Triebe. Hier ist die Macht des Triebes am deutlichsten. Aber sie durchzieht das ganze Jugendleben, bald in Gestalt sehnsüchtiger Wünsche, bald als leidenschaftliche Anwandlung, auch als unerwartete Laune, als allmächtige Liebhaberei, als auffallender Widerstand gegen Bestimmung von oben. Sie tritt nicht bei beiden Geschlechtern in gleicher Form auf, und natürlich noch weniger auf den verschiedenen Stufen des jugendlichen Alters, aber sie durchzieht es, sie läßt es um ihrer Unmittelbarkeit und Deutlichkeit willen oft sympathisch erscheinen, aber sie ist in zahllosen Augenblicken gefährlich.

Dergleichen kann wieder nicht dem Volke eigen bleiben. Die Macht der unmittelbaren Antriebe wird überwunden durch das Leben, durch die Erfahrung der Schranken und der Rückwirkungen, durch Erstarken des bewußten und geordneten Willens, durch Eingewöhnung und Einfügung in das Gemeinschaftsleben und seine Forderungen, auch durch Enttäuschung bei der Erfüllung des heiß Begehrten; und die Enttäuschungen und Beschränkungen sind viel reichlicher bei denen, die nicht durch Bildung und Besitz emporgehoben werden. Aber andrerseits fehlt doch im Volke auch die eben durch die höhere Entwickelung

der Persönlichkeit erworbene Befähigung, das Leben des Augenblicks dem ganzen Zusammenhang des Lebens unterzuordnen, der offnere, weitere Blick für Vergangenheit und Zukunft, das reife Ermessen der Tragweite der Handlungen, die ruhigere Berechnung der Mittel. Und so bleibt eben doch dem Volke immerhin viel von jener Macht des impulsiven Lebens, die die Kinderseele durchdringt und der heranwachsenden Jugend nicht fremd wird. Es ist darum ja den Menschen aus dem Volke Berechnung nicht fremd, wo es gilt, ein persönliches Ziel zu erreichen, überraschendes Raffinement, täuschende Verstellung; aber diese Dinge sind auch der Jugend nicht fremd, ja nicht einmal der frühen Kindheit, wie sie ja selbst den Schwachsinnigen und den Geisteskranken nicht fehlen. Die Macht jenes impulsiven Lebens dagegen thut sich beim Volke in tausend unbesonnenen Entschließungen kund, unter denen die unbedachten Heiraten das verständlichste Beispiel abgeben, und der leichte Wandel der Liebesverhältnisse ein harmloseres Anhängsel dazu; und noch alltäglicher in den rückhaltlosen Kundgebungen der Abneigung, in dem Bedürfnis, einen Entgegentretenden mit Wort oder Hand niederzuschlagen, was wir dann Roheit nennen und als Roheit verabscheuen, in den leicht ausgestoßenen Schimpfwörtern, die doch nichts anderes bedeuten als das Bedürfnis, die ganze augenblickliche Abneigung in einer wenigstens symbolischen Vernichtung des abstoßenden Gegenüber auszuströmen: alles Dinge, zu denen auch die Jugend namentlich auf gewissen Stufen sehr neigt, und von denen auch für die gebildete und gereifte Jugend noch Rückstände genug bleiben. Nicht bloß „Pack" schlägt sich und verträgt sich, sondern bei Volk und Jugend überhaupt ist ja, wie der Haß und Ingrimm nicht auf tiefster, nicht auf dauernder, sondern sehr beweglicher Grundlage ruht, so auch der Umschlag leicht genug, der Übergang der Stimmungen, der Empfindungen: dem Weinen, bei dem die ganze Kinderseele in Schmerz zergehen wollte, folgt das Lachen der Glückseligkeit, dem aufziehenden moralischen Katzenjammer des lebensfrohen Jünglings die volle Lustigkeit unter Kameraden, und beim Volke — wie viel rasches Vergessen, damit überhaupt das Leben mit seinen Mühen und Engen lebenswert bleibe! Wie viel gute Kameradschaft auch wieder zwischen und neben und nach all dem derben Schelten und Befeinden!

So schließt denn auch diese Beweglichkeit doch eine eigenartige Stetigkeit nicht aus. Es fehlt den Naiven doch auch vieles, was

unser Inneres unsicher macht: das Entgegendringen kräftiger fremder Überzeugungen, der Umsturz der Gedanken durch eigenes Studium, die Wandlung der Sympathie durch vermehrte Beobachtung, die Einwirkung mannigfacher Anziehungskräfte, die Fähigkeit zur Selbstumgestaltung, die Offenheit für Einwirkungen überhaupt, die doch eben ein Stück der Bildung ausmacht. Bei der Jugend wird sich diese größere Stetigkeit (die hier natürlich nur verhältnismäßig da sein kann, aber doch da sein kann) namentlich in festen Abneigungen und Zuneigungen bezeigen, und sie kann uns als rührend dauernde Anhänglichkeit an Personen, wie etwa auch an den Haushund, entgegentreten. Auch beim Volke ist dieses Gebiet der anhänglichen Treue jedenfalls die schönste Erscheinungsform jener natürlichen Stetigkeit, doch nicht die einzige: am Ende giebt es dort doch ebenso viel ehrenfeste Handwerksmeister, ebenso viel kreuzbrave Hausmütter, deren ganzes Leben die Bewährung eines unwandelbaren Sinnes ist, wie es wirklich charaktervolle Persönlichkeiten in den gebildeten Ständen giebt. Und das ist ja auch insofern kein Wunder, als sich die einfachere innere Organisation umso eher fest erhalten kann: das Instrument mit wenig Saiten giebt seinen einfachen Zusammenklang sicherer ohne störende Verstimmung oder falschen Anschlag, als das künstliche mit zahllosen Saiten oder Tasten seinen reichen Vollklang.

Die gesamte natürliche Begabung, die leiblichen und seelischen Kräfte und Triebe kommen zur freiesten und harmonischsten Verwendung beim Spiel. Spielen — das gehört zur Jugend und namentlich zur Kindheit, das scheidet diese Stufe von der der Erwachsenen, für die das Spiel aufgehört hat und das Gegenteil vom Spiel, der Ernst, herrscht. Und der Ernst — der Ernst der thatsächlichen Verhältnisse namentlich — fehlt wahrlich dem Leben des Volkes nicht, das sich doch immer vorwiegend aus denen zusammensetzt, für die sozusagen das Leben an sich, die bloße Aufrechterhaltung des Daseins, das Ziel des Lebens ist. Sonach müßten hier Jugend und Volk recht gründlich von einander verschieden sein; ja der Jugend des Volkes, so scheint es, ist nicht einmal das Sichausspielen, wozu die Natur treibt, in rechtem Maße vergönnt, sie muß so vielfach schon vor der Zeit an dem Ernst der Arbeit teilnehmen! Und doch sind beide auch hier nicht so ganz geschieden, wie man denken sollte.

Das Spiel bedeutet für die Spielenden Erhöhung des Lebensgefühls, und das ist es durch frische Bethätigung von Kräften, durch lebendige Bewegung, durch Setzen anregender Ziele, durch beglückende Täuschung. Bei den Reifen und Gebildeten wird es abgelöst durch wirkliche Lebens- und Strebensziele, durch die Verwendung der Kräfte im Dienste guter und großer Sachen, durch das Gefühl wirklicher Hervorbringung, durch die Freude des Gelingens. Dem Soldatenspielen folgt das Soldatsein, wobei man zwar eine viel schönere Uniform trägt als beim Spiel, aber der Ernst doch gewaltig nahe beim Spaße liegt, und die ganze Bethätigung — nicht bloß in Kriegszeiten — oft sehr über den Spaß geht. Das Spiel mit den Puppen wird abgelöst durch die unendlichen Mutterpflichten und -Sorgen, und so folgt dem Bauen mit Holzklötzchen und dem Haschen und Verstecken und Erraten und Überlisten usw. eine Mannigfaltigkeit entsprechender wirklicher Lebensaufgaben.

Gleichwohl bleibt vom Spiel auch jenseits oder vielmehr (da wir ja keine Kinder mehr sind) diesseits der Spielgrenze etwas, und nicht ganz wenig, übrig, und beim Volke im Verhältnis mehr als in der oberen Schicht. Man könnte das zunächst in wörtlichem Sinne nehmen: ein Rest wenigstens ist ja von alten schönen Volksspielen in unserer Kulturwelt noch geblieben, wobei der Wetteifer in körperlicher Stärke und Tüchtigkeit, die Freude am Zusammensein mit vielen und auch die an Scherz und Schelmerei und an erhöhter Freiheit die im einzelnen vielfach wechselnden Bestandteile bilden. Wir beklagen freilich in Deutschland im allgemeinen den Niedergang dieser Spiele, ihr fast völliges Verschwinden, während sie in England und auch in den mitteleuropäischen Gebirgsländern niemals verloren gegangen sind, und Schuld daran wie an so vielem andern Unerfreulichen ist wohl ohne Zweifel die Verarmung und Verkümmerung des Lebens durch die großen Kriege gewesen, wohl auch der Sieg der abstrakten Bildungsziele, die Wirkung einseitiger Geistesarbeit und die Verachtung des Naiven. Doch wir erstreben ja eine Wiederbelebung und dürfen auch auf Erfolg hoffen. Jedenfalls bildet auch das Volksspiel, soweit es noch vorhanden ist, ein so erregendes, alle Beteiligten in Anspruch nehmendes, befriedigendes, hinreißendes Stück des Volkslebens, wie nur für die Jugend die besten und gelungensten der Spiele.

Aber Spiel, Spiel für die Erwachsenen, ist ja nicht bloß das, was schlechthin so heißt und so angesehen wird, sondern darüber hinaus viel mehr anderes. Und die höheren Stände haben nicht bloß ihr Whist- und Schach- und Billardspiel, nicht bloß Croquet und Lawn-Tennis, nicht bloß die Jagd und den Sport, sondern sie haben außerdem das Spiel des ceremoniellen geselligen Verkehrs (denn so darf man ja wohl diese Einrichtung ansehen, und sie gewinnt dann eine harmlose Daseinsberechtigung), einschließlich der Ballfeste und des studentischen Komments; sodann vor allem das schöne, hohe Spiel der Kunst, die unser inneres Leben mit Empfindungen füllt, die ja nicht aus unserm eigentlichen, wirklichen Leben und Erleben quellen, sondern die uns mit der Illusion des Spiels beherrschen. Wir denken daran freilich kaum noch, wenn wir vom Schauspiel (englisch einfach play) reden oder von dem Klavierspiel. Übrigens spielen wir in der That sogar selbst mit, indem wir im Zuhörerraum sitzen; wir lassen uns nicht bloß vorspielen, sondern mit uns spielen, wir sind an dem, was sich abspielt, entschieden beteiligt. Diese höchste Art des Spiels fehlt dem Volke, wie auch der Jugend; nur ausnahmsweise dringt etwas aus diesem Gebiet in ihren Lebenskreis, aber es wirkt dann doch nicht harmonisch erfassend und emporhebend, es wirkt für die Sinne (von der Schaulust des Volkes war schon die Rede), bewirkt die Gefühle des Staunens, des Mitleids, des Abscheus. Und das ist dann wieder im wesentlichen gleich bei der Jugend und dem Volke — wenigstens wenn wir die erwachsene und schon früh ästhetisch durchtränkte Jugend der oberen Stände, vor allem der großen Städte, ausnehmen.

Beim Spiel ist es auch, wo sich die Jugend selbst am echtesten „darstellt“, dem Auge des Beobachters am deutlichsten ihre charakteristischen Eigenschaften bietet. Es muß freilich nicht nur an das wilde, jagende, aufgeregte Spiel der halbwüchsigen Knaben oder der umherspringenden Mädchen gedacht werden, sondern auch an das stille, sinnigere Spiel der Kinderstube. Und wer ein wenig von dem Auge des Malers hat, der wird finden, daß die spielende Kinderwelt immer schön, immer anmutig ist; diesem Alter ist gegeben, daß seine Anmut unverwüstlich ist, daß kein Kollern oder Kriechen oder Rennen, Lungern oder Schaukeln ihm die natürliche Wohlgestalt der Linien raubt. Etwas ähnliches kann doch auch vom Volke gelten,

wenn wir freilich eine wesentliche Änderung machen, wenn wir statt Spiel einsetzen: Arbeit. Beobachtet in ihrer echten und rechten Bethätigung, stellen sich die Menschen aus dem Volke dem Auge fast immer wohlthuend dar: sei es das kehrende Hausmädchen oder der hämmernde Schmied, der Schiffer im Boot, der Säemann oder der Schnitter im Feld, der Mann am Sägebock, die Wäscherin am Waschfaß oder wer sonst, und selbst den nadelhebenden magern Schneider auf seinem Tische und den Schuster „bei seinem Leisten" würde ich nicht ausschließen, ganz zu schweigen von der Poesie der Spinnerin am Rade (wenn es die noch giebt), oder des Gebirgsjägers auf dem Beutegang. Auch bei seinen Festen sieht man das Volk gern, in seinem Gewimmel und seiner unbefangenen Fröhlichkeit und seinem bunten Putz — soweit dergleichen noch da ist und nicht durch triviale Genußbegierde und mißlingende städtische Formen ersetzt ist. Im steifen, halb oder ganz städtischen Sonntagsstaat verzichtet das Volk auf seine natürlichen Vorteile und wirkt oft nicht viel besser als in ihrer Art die Kinder, wenn sie sich einmal Vaters Hut und Stock zulegen oder der Großmutter Haube und Brille aufsetzen.

Dieser letzte Seitenblick veranlaßt uns einen Augenblick bei dem Nachahmungstrieb stehen zu bleiben, der ja der Kinderwelt und in andern Formen auch der reifen Jugend noch sehr eigen ist. Er ist auch beim Volke auf seine Art sehr lebendig. Erstens als der starke Trieb beim Einzelnen zur Angleichung an die Gesamtheit, der im wesentlichen unbewußt arbeitet, der es bewirkt, daß Sitte, Brauch, Formen im Volke so fest sind, daß die Rede der Verschiedenen so gleichartig klingt, die Mundart so bestimmt ausgeprägt ist, nicht zu reden von den Volkstrachten, die ja in den meisten Gegenden zergangen sind oder zergehen. Dann aber waltet derselbe Trieb doch auch zugleich in anderer, in fast entgegengesetzter Richtung; denn das Volk bleibt nie so sehr Volk, willig in seinen von den Schichten der Gebildeten sich scheidenden Kreisen verharrend, daß es nicht in vielen seiner einzelnen Mitglieder über die Grenze hinüberlugte und von den höher und freier Stehenden immer etwas und allmählich mehr und mehr entnähme und nachbildete. Darum vergehen ja auch die Volkstrachten, darum durchsetzen sich die Mundarten mit Elementen der höheren Sprache, darum sterben auch Bräuche ab, darum bleibt das

Volk — denn so viel näher es der Natur steht, lebt es doch nicht ein entwicklungsloses Leben der Naturvölker — nicht sich selbst gleich. Man muß nicht meinen, daß es nur der edle Trieb der Selbstvervollkommnung sei, der das bewirke, obwohl sich ja immer wieder Sprößlinge des einfachen Volkes zu der besten geistigen Arbeit drängen müssen und sollen, sehr zum Gedeihen dieser Arbeit selbst; es ist nicht nur Nachahmungstrieb. Der Diener im vornehmen Hause kopiert die Miene des Herrn, das Dienstmädchen noch viel leichter die Erscheinungsform der Herrin, der Unteroffizier oder auch der etwas gewandte Soldat folgt in einer gewissen Entfernung den Formen der Offiziere, der Anstreicher ahmt den Künstler nach, der Lampenputzer den Schauspieler, der Schreiber den Bürgermeister, der Maurerpolier den Architekten, der Bauernsohn den jungen Gutsbesitzer, und von der gesamten weiblichen Welt weiß immer ein großer Teil in raschen Übergängen in die Gewandung und Haltung der Damen hineinzuschlüpfen. Nicht bloß die Kinder möchten gern „schon groß" sein, die Jünglinge schon einen Bart haben, die Schulmädchen schon auf den Ball gehen oder schon angebetet werden, auch die Leute aus dem Volke denken sich's drüben so viel schöner und glauben ein erhöhtes Leben zu finden, wenn sie erst in die fremde Region gedrungen sein werden.

In die fremde Region; denn in der That ist das eigentliche innere Leben der Gebildeten dem Volke unbekannt und unverständlich, fast ebenso wie den Kindern das innere Leben der Erwachsenen. Die Kinder halten die Erwachsenen zunächst für viel mächtiger, dann für viel wissender und endlich für viel fertiger, sicherer — oder auch eingetrockneter —, als sie wirklich sind. Und das Volk hält die Höherstehenden zwar auch für sicherer und wissender, aber vor allem für viel glücklicher, als es selbst ist, und wenn es auch dort einmal das regelmäßige Menschenleid oder eine Krisis natürlichen Menschenglücks einkehren sieht, den Tod eines einzigen Kindes, die Mutterschmerzen oder das Mutterglück einer hohen Frau, ängstigende und zehrende Krankheit eines stattlichen Mannes, dann blickt es, wenn es seine Gutartigkeit bewahrt hat, gerührt darauf hin, es findet die Verbindung hergestellt, die sonst seinem Gefühle fehlen würde.

Aber es ist nicht bloß jene fremde, jenseitige Lebensregion der Höherstehenden, die sich dem eigentlichen Verständnis verschließt.

Unverständlich bleiben dem Volke wie der Jugend überhaupt eigentliche, entwickelte Persönlichkeiten in ihrer Organisation, in dem Zusammenhang ihrer Eigenschaften, denn man muß eben selbst Persönlichkeit sein, um dies Verständnis für andere zu haben. So bleibt beim Volke, wie die Gesichtspunkte für die Beurteilung der Dinge überhaupt wenig zahlreich sind, auch die Einteilung menschlicher Eigenschaften oder Handlungen höchst einfach; wohl reicht das Gefühl oft weiter, viel weiter mit seiner Unterscheidung, aber die bewußte Einordnung und sprachliche Bezeichnung ist auf wenige Rubriken beschränkt. Gut und böse, das stellt lange Zeit die Einteilung bei den Kindern dar, „lieb" und „garstig" (oder wie sonst der Ausdruck der Kinderstube je nach Gegend und Mundart lautet) fällt in eine noch frühere Lebenszeit. Und beim Volke steht das einfache Adjektiv „schlecht" den Bezeichnungen wie brav, ordentlich, ehrlich gegenüber, wobei übrigens der Tadel weit häufiger in den Mund genommen wird als das Lob, denn erst die Abweichung von der Ordnung wird ins Bewußtsein gefaßt; man kommt auf die Eigenschaften der Menschen im allgemeinen erst zu sprechen, wenn sie einem gefährlich werden oder geworden sind, theoretisch ist die Beurteilung überhaupt nicht. Wo aber immer nur *eine* Eigenschaft empfunden und aufgefaßt und die Persönlichkeit mit dieser Eigenschaft erschöpft wird, da ist es dann natürlich, daß das Urteil über die Person oder die Empfindung ihr gegenüber auch rasch wechselt, je nachdem ein gewinnender oder ein abstoßender, ein willkommener oder ein unbequemer Zug zum Vorschein kommt. Daß man diese Eindrücke auch höchst rückhaltlos in Worte kleidet, wurde schon berührt; nicht bloß von je zwei jungen Schwestern bezeichnet die eine ohne großen Anlaß die andere als eine falsche Katze, oder der Bruder den Bruder als einen Erzlügner, die Schwester als ein Schaf, auch im Volke ist man bekanntlich rasch damit bei der Hand, seinen Nächsten für grundschlecht zu erklären, wenn er den eigenen Wünschen in die Quere kommt oder im einzelnen Falle in einem zweifellosen Unrecht erfunden worden ist. Man ist dann immer gleich erstaunt, daß die Menschen *so* schlecht sein können! Man fühlt sich in der Enge des Lebens gewissermaßen immer in Verteidigung der eigenen Person gegen die Mitmenschen, trotz aller guten Kameradschaft oder Gevatterschaft, der Umschlag erfolgt jeden Augenblick mit Leichtigkeit, weil sich eben nicht entwickelte Personen gegenübertreten, nicht wirklich persönliche

Freundschaften reifen, sondern eher etwas Ähnliches wie die Pferdefreundschaften des Stalles, von denen seinerzeit Matthias Claudius an seinen „Freund Andres“ schrieb, nur daß die Pferde sich nicht so leicht entzweien.

Das Volk bringt es eben, wie die Jugend, nicht zur inneren Unabhängigkeit. Bald erliegt der Einzelne der Abhängigkeit von der Gesamtheit, mit der ihn Lebensgemeinschaft verbindet, bald auch der Abhängigkeit von seinen augenblicklichen Eindrücken, bald erliegen viele der von einem überlegenen Menschen. Für die Jugend ist es ja das Normale, das Wünschenswerte, daß sie in innerer Abhängigkeit sei von denen, die ihr wirklich Autorität sein können; aber die Empfänglichkeit für die Autorität irgend eines dreisteren Altersgenossen bleibt immer viel größer. Und so ist das Volk immer in der Gefahr, daß neben und über den zu seiner Leitung Berufenen sich wilde Autoritäten aufwerfen und Wirkung thun. Das gegenwärtige Zeitalter weiß davon ein Lied zu singen. Dabei ist immer die Autorität der zum Volke selbst Gehörenden viel sicherer und wirkungsvoller als die der Jenseitigen, ganz wie bei dem dreisten Knaben auf dem Spielhof oder dem frühreifen Schulmädchen unter seinesgleichen. Der aber, der sich nicht leicht von der Menge mitführen und ziehen läßt, der dazu neigt, einen eignen Standpunkt zu gewinnen, der strebt eben damit schon aus dem Volke heraus, wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist. Im übrigen könnten wir hier auch noch der Analogie gedenken, daß im Volke jetzt wie früher diejenigen Naturen nicht fehlen, denen es wohl ist, wenn sie bestimmt gegebenen Befehlen regelmäßig zu gehorchen haben, so wie es im Knabenalter ein Stadium giebt, das bei aller Stärke des impulsiven Lebens doch des Beherrschtwerdens durch starke Autorität bedarf, um sich wohl zu fühlen. Es ist nicht bloß, daß man so des eigenen Suchens, Wählens, Bestimmens enthoben ist, wozu die Einsicht und die innere Klarheit noch nicht reicht, sondern es wird auch die Beherrschung des verwirrten Trieblebens, obwohl sie von außen her erfolgt, doch als eine Art von Wohlthat empfunden. Ist das sklavisch? Vielleicht haben sich die Sklaven gerade deswegen nicht so übel in ihrer Haut befunden. Und vielen möchte man dieses Bedürfnis geradezu wünschen, denen es allzusehr fehlt.

Mit dem Bedürfnis, sich von außen her bestimmen zu lassen, sei es von berufener Autorität oder von der stumpfen Autorität der bloßen

Menge wie der Überlieferung, oder von der wilden und frechen Einzelner, mit der Unfähigkeit also, sich eigentlich selbst zu bestimmen, ist nah verwandt die Unfähigkeit oder wenigstens die geringe Fähigkeit und Neigung, sein eignes Leben durch Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft verständig zu regeln. Der Kindheit, der Jugend liegt das ja ganz und gar fern; auf die Zukunft mag sie der Erziehende immer wieder hinweisen, ihre Sorge, ihr Interesse gilt ganz wesentlich der Gegenwart, und für die üblen Seiten der Vergangenheit hat sie ein glückliches Vergessen. Das ist das natürliche Recht der Jugend, ist mit ihrer Art von Glück eng verbunden. Wohl träumt sie gern von der Zukunft, aber sie sorgt sich nicht gern um sie. Für die Menschen aus dem Volke bedeutet es einen ungeheuren Gewinn, wenn sie lernen wollen, die Vergangenheit recht im Sinne zu behalten und mit der Zukunft ernstlich zu rechnen; aber die es thun, das sind nur die Besten, Wertvollsten, und sie wirken damit nicht auf einen großen Kreis, meist nicht einmal auf ihre nächste Umgebung, in der sich oft der vollste Leichtsinn doch wieder neben der treuesten Sorge und Aufopferung findet. Freilich wäre es schon erklärlich genug, daß man nicht ernstlich an den übernächsten Tag denken mag, erklärlich aus dem Gewicht der Sorge um den nächsten Tag, die doch für den größten Teil des Volkes groß genug bleibt; wollte man dort alle bösen Möglichkeiten der Zukunft wirklich ins Auge fassen, so wäre die Gegenwart in unerträglichem Grade bedrückt. Daß man sie zu leicht abweist, gehört eben zum Wesen, zur Natur des Volkes. Und so haben wir denn immer wieder die Hände zu ringen über die Gleichgültigkeit, womit die Gelegenheiten zur Sicherung von Hab und Gut gegen die Schädigung der Elemente versäumt werden, oder über den Mangel an haushälterischer Einteilung, sobald ein großer Vorrat (von Geld, Früchten, Brennmaterial usw.) da zu sein scheint, um von andern Beispielen zu schweigen. „In den Tag hinein leben," weil eben der Tag da ist und die einzelnen Stunden und Minuten sich öffnen und immer Leben bedeuten, das wird der Kindheit gegönnt, und auch der erwachsenden Jugend, die sich davon noch nicht recht losmachen kann, wird es nicht sehr übel genommen; die Zeit bringt für die meisten andere Gewöhnung. So wird man auch dem Volke schließlich gönnen müssen, einigermaßen in den Tag hinein zu leben, weil hinter dem Tage so viel Nacht ist; aber freilich, die Aufgabe der Erhebung des Volkes über diese Stufe

bleibt darum eine große und dauernde für die, die an seiner Erziehung zu arbeiten haben, was nicht etwa nur einzelne Beauftragte sind.

Schwerlich ist es übrigens heute noch nötig, der Anschauung zu gedenken, als ob das Leben des Volkes im ganzen innerlich heiterer sei als das der höheren Stände. Diese Anschauung machte sich bekanntlich im vorigen Jahrhundert fühlbar, wo man an das idyllische Dasein der einfachen Leute glaubte, es gern in Dichtung und Musik verherrlichte und für den Druck seines Daseins kein Auge hatte. Erwähnt wird das hier auch nur um der Parallele mit der Jugend willen; denn auch die Anschauung von deren Sorgenfreiheit ist wenigstens nicht so begründet, wie man anzunehmen oder einander nachzusprechen pflegt. Hat sie nicht die Sorgen der Erwachsenen, die zusammenhängenden, weitblickenden, vom Verstande mit genährten, aus den mannigfachsten Lebensbeziehungen quellenden Sorgen, so ist desto größer die Sorge des Augenblicks, die Angst vor einer Schwierigkeit oder Gefahr, die Furcht vor einer Strafe, der Druck einer Pflicht. Sie wird freilich leichter hinweggewischt durch die Lust des nächsten Augenblicks, aber sie füllt die Seele auch ganz, wenn sie da ist, die Kräfte zur Überwindung sind noch nicht erstarkt. Wenn Lachen gleich Glück wäre und Kichern gleich Glückseligkeit, dann wären freilich die Backfische die beneidenswertesten Menschen.

Auch das Lernen aus der Vergangenheit ist keineswegs so selbstverständlich, wie man meinen möchte. Wenn es heißt, daß gebranntes Kind das Feuer scheue, so ist das zwar richtig für den Fall eines wirklich schmerzhaften Brennens, aber zahlreiche üble Erfahrungen von geringerer Deutlichkeit und Eindringlichkeit hinterlassen keine Wirkung. Kein Fall wird ein gesundes Kind von neuem Laufen, Rennen und Gleiten abhalten, und selbst elterliche Schläge treiben das kleine Teufelchen des Vorwitzes nicht aus. Und wenn bei den Gebildeten, also auch zur Selbstbeherrschung und Selbstbesinnung Gebildeten das zunehmende Lebensalter mit all seinen Erfahrungen nicht vor großer Thorheit schützt (man beobachtet z. B. selten, daß nach einer ersten thörichten Heirat eine zweite Wahl viel klüger getroffen wird), so wird es beim Volke noch ein wenig ärger sein dürfen. Nur davon, *wie schlecht* die Mitmenschen seien, erhält man dort meist nach einigen mißlichen Erfahrungen eine feste Meinung und spricht sie gelegentlich mit tiefem Abscheu und naivem Pharisäismus aus. Im ganzen aber bildet sich

durch die persönliche Erfahrung keineswegs eine besonders feste begriffliche Erkenntnis aus. Eher erwächst dergleichen allmählich aus dem Erfahrungsleben der Gesamtheit und findet, als sogenanntes Sprichwort geformt und von Mund zu Mund überliefert, gelegentlich im Bewußtsein des Einzelnen Widerhall. Nicht als ob alle die in den Schullesebüchern oder sonst zusammengestellten Sprichwörter wirklich volkstümliche Weisheit bedeuteten und volkstümliches Gewächs wären, und zumal das Volk von heute wird schwerlich noch neue Gedanken dieser Art ausprägen, da ihm ja einerseits durch die Herauslösung der Gebildeten die besten Kräfte entzogen sind oder immer wieder entzogen werden, und andrerseits die Weisheit der Vorzeit schon fertig eben durch die Schule und die sonstige Berührung mit den Gebildeten überliefert wird. Aber ein Teil wenigstens pflanzt sich wirklich im Volke selbst fort oder lebt immer neu darin auf; und dabei ist bezeichnend, daß diese Erkenntnisse nicht als allgemeine Gedanken, als Erfahrungen der Menschheit an sich selbst genommen werden, sondern daß sie der Einzelne vom Einzelnen bezieht und auf eine weitere Vergangenheit nicht zurückführt. „Mein Vater selig hat immer gesagt," oder: „Da sag' ich, wie meine Eltermutter immer sagte," oder: „wie unsere alte Nachbarin meinte" — so pflegt man im Volke Erbweisheit hervorzuholen, und natürlich, sie bleibt durch diese persönliche Überlieferung viel lebendiger oder vielmehr erst wirklich lebendig, im Unterschied von der Übermittelung durch Schule und Buch, denn das Wort taucht dort zugleich mit der Situation auf, aus der es entspringt, nicht in abstrakter Form, in gedachtem oder gemachtem Zusammenhang.

Wir müssen wohl überhaupt bei der Worteinkleidung der Gedanken und Empfindungen etwas näher verweilen, bei der eigenartigen Sprache der Jugend und des Volkes, die ja ein Spiegel seiner geistigen Beschaffenheit und Bewegung ist. Ein vollkommener Spiegel freilich nicht, denn nicht alles kommt zum Ausdruck, was im Innern lebt, nicht alles klärt sich genug, nicht für alles steht die Wortform zu Gebote. Das Geistesleben des Kindes ist eine geraume Zeit hindurch viel voller entwickelt, als es durch seine eigene Sprache ausdrücken kann; es blickt Verständnis, lange ehe es Verständnis äußert, und äußert es mit Gebärden früher als mit Worten, und mit unbehilflichen, suchenden, tastenden Worten früher als mit sicheren und allgemein gültigen. Die Sprache der Jugend macht verschiedene Stufen durch,

ehe sie zur Reife der Erwachsenen gelangt. Sie ist zuerst arm und unbeholfen, aber rührend in ihrer Echtheit, da sie nur ausdrückt, was sich dem Kinde aus der Seele in den Mund drängt (denn in diesem Alter wohnen noch nicht zwei Empfindungen neben einander, die eine gegenwärtige füllt die ganze junge Seele gewissermaßen bis zum Überlaufen). Auch der Widerhall dieser lallenden Herzenssprache im Munde der Mütter und Wärterinnen ist anmutend, nicht etwa lächerlich, und eine eigenartige, in sich harmonische Kindersprache haben vielleicht wir in Deutschland mehr als anderswo. Dann wird die Sprache rasch sicher und ausreichend, die Kinder plaudern, so weit ihr Gesichtskreis oder vielmehr der Kreis ihrer Gedanken, Gefühle und Bestrebungen reicht, mit voller Leichtigkeit, oft sicherer und fließender als die Erwachsenen. (Man muß natürlich nicht an die abstrakteren Zumutungen der Schule denken, sondern an die freie, natürliche Lebenssphäre der Kindheit.) Es folgt das Übergangsalter, wo die Unbefangenheit verloren geht, wo man von thörichter Scham und andern unharmonischen Empfindungen gequält wird, wo man die Kindersprache verlernt und meidet, und von der bevorstehenden Männlichkeit oder Frauensicherheit nur erste, rohe Spuren zeigt in starrem, ablehnendem und abstoßendem oder andrerseits anspruchsvollem, prüdem, innerlich dreistem und auch ein wenig lüsternem Wesen. Hier wird auch die Sprache wieder karg oder stumpf, sie schwebt, wie die ganze Persönlichkeit, noch haltlos zwischen zwei Welten, um sich dann weiterhin allmählich in die neue Lebensregion hineinzufinden; aber lange Zeit bleibt der Ausdruck sozusagen unpersönlich (nicht ein persönliches Eigenleben wiedergebend), wird durch die umgebende Genossenschaft und durch deren Sprachmode bestimmt, ergeht sich gern in Übertreibungen, im Maßlosen, im Grotesken, ganz entsprechend dem zum stärksten und vollsten Leben aufstrebenden und doch noch ungeklärten und ungemäßigten Innern, und ist dabei doch wieder arm, einseitig, stereotyp. Das gilt sogar noch ganz wesentlich von der gesamten Studienzeit der jungen Männer und von der entsprechenden Lebensperiode der weiblichen Welt: es hat für beide Geschlechter mit der körperlichen Übergangszeit gleichsam eine neue Entstehung angefangen, und wieder muß, wie in der frühen Kindheit, die Zeit durchgemacht werden, wo im Innern viel mehr ruht und quillt und sich regt und bildet, als zur bewußten Gestaltung und zur sprachlichen Äußerung kommt. Nur in seinem eigensten Lebenskreise

pflegt man in dieser Zeit beredt zu sein, aber eben in jener Beschränkung auf enge Gebiete und unter steter Wiederkehr derselben Urteilsformen, mögen nun die ewig wiederkehrenden Beiwörter „riesig, rasend, furchtbar, kolossal, famos“ oder ähnlich (es ließe sich eine ganze kulturgeschichtliche Reihe aufstellen) oder mögen sie „reizend, nett, niedlich“ lauten — und natürlich in andern Landessprachen entsprechend.

Mit alledem ist aber immer erst eine Seite der jugendlichen Sprache berührt. Es wäre nun (des Wortschatzes wurde vorher schon gedacht) zu verfolgen, wie sie sich in Bau und Form der Aussagen, in der Bildung der Sätze kennzeichnet. In dieser Hinsicht ist ja auch bei den Erwachsenen und Gebildeten und den Allergebildetsten die mündliche Umgangssprache — und von ihr allein darf doch hier die Rede sein — sehr viel einfacher, sehr viel weniger organisiert, mannigfaltig oder abgewogen als die Schriftsprache, und sie bleibt im Munde der Meisten das ganze Leben hindurch einfach und darf es bleiben; es sind fast nur Pedanten, Akademiker und Affektierte, die das vermeiden. Aber die Sprache der Kindheit wenigstens ist eben doch *noch* einfacher. Von mannigfaltiger Anordnung der Sätze, von bestimmter logischer Satzverbindung, von Perioden, von wirkungsvoller Wortstellung, von beabsichtigter Steigerung ist da bekanntlich nicht die Rede. Stets wiederkehrende Anhäufungen wie „und da“ müssen fast für jede Art von Zusammenhang genügen, wie übrigens alle Sprachen einer naiveren Stufe eine ähnlich anspruchslose Gleichförmigkeit auch in ihren Schriftwerken zeigen; so die hebräische, und bei einfacherer Erzählung auch die griechische.

Doch ist außer dem Berührten eins noch bei der Kindersprache nicht zu vergessen: die eigenartige Betonung, Stimmmodulation und Stimmfärbung. Ich weiß nicht, ob sich jemand dem besondern Reiz entzieht, der gerade in dieser Seite der Kindersprache liegt, und der sich ja nicht durch geschriebene Worte darstellen läßt. Zweierlei ist dabei leicht zu unterscheiden. Die begriffliche oder logische Betonung, die Hervorhebung *der* Worte, die die Hauptträger des Gedankens sind, steht viel tiefer als bei den Erwachsenen, ist wenig entwickelt; aber die Modulation der Stimme, die Wiederspiegelung des seelischen Interesses ist viel reicher und voller, und der zarte Klang der — übrigens auch noch nicht sehr individuell unterschiedenen — Kinderstimmen macht die ganze Rede reicher, eindringlicher. Wie herzbewegend klingen Angst

und Mitleid, Wunsch und Jubel in der Stimme des Kindes! Es ist schon um dieses Klanges willen schwerer, sich gegen Kinderbitten oder Kinderklagen zu verschließen als gegen die eines Erwachsenen, und das alles gehört zu dem Entzückendsten, was uns die Kinderwelt gewährt. Dabei hat diese kindliche Rede, obwohl sie jedem einzelnen aus dem eigenen kleinen Herzen quillt, doch ihre festen, in der gleichen Lage immer wiederkehrenden Modulationen, und es ist nicht bloß Nachahmung der älteren Geschwister durch die jüngeren oder der Spielgenossen im allgemeinen, sondern es scheint doch durchaus, daß jene Herzenstöne immer wieder von selbst gefunden werden, immer wieder ursprünglich erwachsen; es ist nicht Zufall, wenn man beim Vorübergehen draußen auf dem Spazierweg in dem Rufen und Plaudern eines fremden Kindes die Stimme und Rede eines naheſtehenden lieben Kindes aus längst vergangner schöner Zeit mit überwältigender Ähnlichkeit zu erkennen glaubt; diese Wirkung und diese Ähnlichkeit sind viel stärker als die des Angesichts und der Bewegungen.

Dieser Zauber nun geht vorüber, leider zu einem großen Teil auch unter der Mitwirkung der in dieser Hinsicht vielfach tadelnswerten Schule, und in der Zeit des Heranwachsens und des Übergangs behält die jugendliche Rede vorwiegend nur die Mängel der natürlichen Betonungsweise, das Fehlen bestimmter, logischer, dem Gedanken sich anschmiegender Betonung, eine gewisse Stumpfheit und Lässigkeit, und statt des Schmelzes der kindlichen Modulation ein herbes oder schneidendes Herausstoßen. Die Flegel- und Backfischjahre machen sich eben auch auf diesem Gebiete bemerklich; man fühlt nicht mehr weich und zart und selbst nicht mehr recht frisch, und man ist noch nicht aufgelegt oder fähig, ordentlich zu denken; Wollungen ziemlich niedrer Art, mehr abstoßende als anschmiegende Strebungen beherrschen die Seele. Und nach dieser Periode der langsamen Umkleidung des innern Menschen kommt dann mit der Zeit der beginnenden Schwärmerei (Schwärmerei ist es eben, die der Gefühlsleere folgt, in luftförmiger Gestalt erscheint zunächst das Gefühl, das sich verdichten soll) die Neigung zum Pathos, d. h. nicht etwa schlechthin das Interesse für das Pathetische, sondern das Aufbauschen der Urteile, das Vollnehmen des Mundes, die Hyperbel auch im Tone.

Wie verhält sich alledem gegenüber die Sprache des Volkes? Selbstverständlich hat sie mit der Kindheit gemeinsam die Einfachheit

gegenüber der höher organisierten Natur der Schriftsprache, der wirklich geschriebenen oder der nur so genannten, von den Gebildeten auch gesprochenen, die Einfachheit der Sätze und ihrer Verbindungen (die Anknüpfung mit „und da“ oder eine ähnliche zieht sich auch hier durch jede zusammenhängendere Mitteilung hindurch), und wo engere Satzverbindungen, wo Perioden versucht werden, da versagt die Kraft des Zusammenhangs jeden Augenblick, man springt ab vom Satzbau, es geht gleichsam der Atem aus, und man macht „Anakoluthe“; geschrieben würde das alles des Korrektors gelinde Verzweiflung erregen und reichliche rote Tinte herausfordern, wie es bei wirklicher Niederschrift so oft das Lächeln und Kopfschütteln des Lesenden weckt. Einfach und eng begrenzt ist ferner der gebräuchliche Wortschatz, der natürlich nicht viel Abstrakta enthält, und diese namentlich nicht in feiner Unterscheidung und Abstufung. Unsicher und stammelnd, wie die Sprache der Kinder, ist die des Menschen aus dem Volke, wenn es gilt, Nichtgewohntes auszudrücken oder Wohlbekanntes in einer nicht gewohnten Form darzustellen, vor dem Richter etwa oder sonst in Berührung mit den gebildeten Ständen. Hier ist die Stätte der seltsamen Verwechslungen, der verkehrten oder verrenkten Fremdwörter. Auch außer den Fremdwörtern freilich sind in die Sprache des Volkes immer Bestandteile aus der höheren Sprache übergegangen, gehen stets von neuem in sie über und setzen sich dann vielfach in verschobener Bedeutung und Verwendung oder sonst irgendwie verunstaltet fest, und sie wirken von hier aus allmählich wieder zurück auf die Sprache der Gebildeten, die Mißbildungen dringen allmählich in diese ein — wie ja eben immer Menschen aus der Volkssphäre in die höhere Schicht eindringen und ihre Ausdrucksweise zum Teil mit durchsetzen. (Ich will nur an „simulieren“ erinnern für nachsinnen, „Spektakel“ für Lärm, „Schwarte“ für suada, „räsonnieren“ für schelten, um von all den Fällen eines unrichtig gebrauchten Genus oder einer verquickten Konstruktion zu schweigen.) Den Redenden führt die Analogie statt des Gesetzes, und sie führt oft, wie dort die Kinder, so hier das Volk irre; „gebittet“ für „gebeten“ ist nicht bloß ein belustigendes Vorkommnis der Kinderstube, sondern in manchen Gegenden Volksmundart geworden, „geriehen“ für „gereiht“ scheint die edle Zunft der Kleidermacher weithin angenommen zu haben. Dort aber, wo das Volk mit sich selbst und in seiner vertrauten Gedanken- und Gefühlssphäre verkehrt, da ist es

in seiner Sprache durchaus sicher, ähnlich wie die Kinder in der oben abgegrenzten zweiten Periode, wo das Sprechen für sie keine Aufgabe mehr bildet, sondern nur eine natürliche Lebensäußerung neben andern ist, wo ihnen für ihren Bedarf alles Nötige zur Verfügung steht und sie sich der Gestaltung ihrer Rede gar nicht bewußt werden, fast so wenig wie die Vögel ihrer natürlichen Singweise. Mit eben solcher Sicherheit tauscht das Volk seine Rede; ein Suchen und Wählen des Ausdrucks für den einzelnen Fall, wie es den Gebildeten so oft vorkommt und gerade den selbständig Denkenden vielleicht am allermeisten, findet dort kaum statt, es sei denn, daß man sich verstellen, andere überreden oder übervorteilen will, wo also vielmehr die Rolle gewählt wird als der Gedankenausdruck. Auch sind es keineswegs bloß die einzelnen Worte, auch nicht einmal bloß die Wortverbindungen, sondern die vollständigen Sätze, die man ständig wiederholt, und das Bedürfnis eines gewissen Wechsels darin liegt nicht vor. Die Landleute grüßen sich bei ihrer Feldarbeit oder auf dem Wege dazu jahraus jahrein mit denselben Fragen und Bemerkungen, und ähnlich andere in ihrer Lage; und wie sollten sie davor zurückscheuen, da ihnen diese nur eine Lebensberührung bedeuten, nicht einen Gedankenausdruck, wie sollten sie sich schämen, da sie gar nichts Besonderes und Eigenes geben wollen! Aber fest wie sie sind in ihren Redewendungen, so sind diese Redewendungen auch nicht Phrasen, nicht die Phrasen der höheren Stände, die dort eine so große Rolle spielen, fast ebenso mechanisch angewandt werden wie die Wendungen der Volksrede, und dabei doch den Anspruch erheben, einen wirklichen und einen eigenen und wowöglich edlen Gefühlsinhalt auszudrücken. Jene Festigkeit und Gleichmäßigkeit gilt dann weiterhin namentlich auch und vielleicht am allermeisten für die Betonung. Wenn sich bei den Kindern bestimmte Betonung oder Modulation immer wieder von selbst einstellt, weil sie aus der Natur der kindlichen Seele hervorwächst und in der That auch den Kindern verschiedener Nationen wesentlich gemeinsam ist, so erhält sich beim Volke die Betonungsweise, die Satzmodulation — zusammen mit der Aussprache der Laute — innerhalb derselben Landschaft oder doch derselben Stadt durch Übertragung und macht die zur Gegend Gehörigen leicht und dauernd kenntlich. In dieser Hinsicht macht sich auch ein Hinausstreben Einzelner über die Sphäre der Volksgebundenheit hinaus weit weniger fühlbar als in Beziehung auf die Wortwahl, den Wortschatz und die grammatische

Richtigkeit, und selbst solche, die, aus dem Volke stammend, durch Studien und Lebensbeziehungen vollständig in die gebildete Welt eingegangen sind, pflegen großenteils die Satzmodulation ihres heimatlichen Nestes zu behalten, denn diese Modulation ist gewissermaßen animalischer, ist unbewußter als der Wortgebrauch und selbst die Lautbildung.

In der Sprache mischt sich der Ausdruck des Gedanken- und Gefühlslebens. Von dem Gefühlsleben des Volkes soll, natürlich wieder unter Hinblick auf die Jugend, noch etwas weiter die Rede sein; Beschränkung auf gewisse Hauptzüge wird dabei freilich nötig. Es ward so eben das Wort „animalisch" gebraucht und damit die Naturbestimmtheit, die Abhängigkeit des Lebens von den Einwirkungen fester natürlicher Gesetze angedeutet. Das stark von der Natur bestimmte Leben fällt selbstverständlich keineswegs zusammen mit einem offenen Sinn für die Natur, der pflegt erst zu erwachen, wo sich das Leben von der Natur abgelöst hat. Freilich sind die Gesetze der Natur dem Volke wichtig genug und sehr vertraut, soweit sie gewissermaßen sein persönliches Schicksal bilden, wie beim Landmann, Winzer, Hirten, beim Seemann, Jäger und Fischer; und soweit wird denn auch eine sichere und oft feine Kenntnis der Erscheinungen erworben und vererbt. Aber jene uneigennützige, rein gefühlsmäßige und meist ästhetische Beobachtung, Würdigung, genußvolle Aufnahme der Natur ist dem Volke im allgemeinen fremd. Vom Schwärmen für Naturschönheiten ist es ganz und gar entfernt. Die Natur ist ihm wie die Luft, die man atmet, ohne ihres Wesens zu achten. Das Grün, das in seinen mannigfachen Abstufungen und Spielarten unser Auge entzückt, ist dem Landmann kaum eine Farbe, es sagt ihm etwas ganz anderes, als daß es als bloße Farbe zu ihm spräche. (Zum Teil fehlt dem Landvolk geradezu eine sprachliche Bezeichnung dieser Farbe!) Und auch dem Volk der Städte, dem in geschlossenen Räumen arbeitenden, ist die Natur zwar etwas andres als den Landleuten, nämlich die Gelegenheit zu freierer Bewegung, zum Ausblick aus der Enge ins Weite, aber doch nicht wesentlich mehr; eintönig strenge Arbeit zumal weckt vielmehr die Begierde nach freiem, vollem Sinnengenuß als nach der stillen Hingebung an die Natur; es bilden sich dafür keine Organe. Die erste ästhetisch gefärbte Aufmerksamkeit auf die Natur weckt nicht

ein schön sich gruppierendes Landschaftsbild, eine liebliche Gegend, auch nicht einmal das an sich Gewaltige, sondern sozusagen Kuriositäten, seltsame Bildungen der Natur, eine schroffe Bergwand, ein jäher Wasserfall, eine sich fast zusammenschließende enge Felsschlucht; von diesen erzählt man sich, man staunt sie an, und sie bilden die am frühesten bekannten Anziehungspunkte auch für die Wandrer von weit her. Selbst in der Schweiz hat man lange Zeit gerade solche Raritäten gepriesen und aufgesucht und hat erst nach und nach empfunden, wie herrlich schön das Land im ganzen und überall ist. Wert erhält die Naturumgebung für den Menschen aus dem Volke erst, wenn er sich von ihr lösen soll oder gelöst hat. Das Heimweh ist eine ganz andere Macht in der Seele der einfachen Menschen als bei den Gebildeten, innerlich Unabhängigen, wie es übrigens ja selbst in der Tierwelt in allerlei Formen eine wichtige Rolle spielt. Daß man dort eine uns Gebildeten kaum merkbare Wesensverschiedenheit (der Sprache, des Aussehens usw.) schon als volle Fremdheit empfindet und ihr mit spröder Verschlossenheit gegenübersteht, also etwa den Leuten aus einem etwas entfernten Dorfe, den Kindern einer fremden Familie, mag hier wenigstens Erwähnung finden.

Blicken wir nun sogleich auch auf die seelische Beziehung zu der soeben erwähnten Tierwelt. Wohl steht das Tier dem Menschen aus dem Volke, so unendlich sich selbst der Unmündigste darüber erhebt, verhältnismäßig näher, und man versteht sehr wohl die Schilderung von dem traulichen Zusammenleben arabischer Familien mit ihrem treuen Pferde und ähnliche Mitteilungen. Dem Volke in unseren Kulturländern ist das Tier zunächst, wie der Boden und der Pflanzenwuchs, Gegenstand des Nutzens oder Schadens, dienstbar oder feindlich; man nutzt es aus oder bekämpft es, beides — und namentlich das erstere — oft mit großer Herzlosigkeit. Immerhin schleicht sich auch über der ausnutzenden Verwendung vielfach etwas wie Liebe oder wenigstens Wohlgefallen und Anhänglichkeit in die Herzen, was dann aber nicht blos gegenüber dem stattlichen Pferde oder der ergiebigen Kuh und dem stolzen Hahn gilt, sondern auch dem unästhetischen Schwein ganz ebenso gut. Dem Spiel der Hunde sieht das Volk gern mit ausdauerndem Interesse und einem innigen Behagen zu, sodaß man sich darüber wundern müßte, wenn nicht wirklich viel menschenähnliche Regungen und Situationen dabei zum Vorschein

kämen, und wenn nicht — die Menschen der vornehmeren Klasse bekanntlich dieses Interesse in noch höherem Maße verrieten.

Kinder und Heranwachsende stehen zur Natur ganz ähnlich wie das Volk. Wenigstens sofern auch sie nicht das Ganze zu sehen, nicht das Schöne im großen aufzunehmen und namentlich nicht dafür um seiner selbst willen zu schwärmen vermögen; dieser Sinn entwickelt sich im allgemeinen erst nach dem zwanzigsten Lebensjahre. Die Natur hat für sie andere Bedeutung. Ein sich weit und frei hindehnender Raum weckt die Lust zu freier Bewegung, der dichte Wald lockt zum Durchwandern oder zum Verstecken, die grüne Wiese zum spielenden Herumkollern, die Pfütze zum Hineinpatschen, der See zum Baden, der Abhang zum Ersteigen oder zum Hinabspringen, der Baum zum Erklettern und zum Schütteln, auch zum Belauschen der Vögel und Aufspüren der Nester, der weite Höhenausblick zum Erproben des Auges u. s. w. Anders ist's hier mit der Tierwelt, in der die Jugend oder wenigstens die Kinderwelt nahe verwandte Wesen fühlt, ihr vielfach näher und verständlicher als die erwachsenen Menschen, in der sie gute Kameraden findet und für ihre Sinnenbeobachtung unendlichen Stoff, aber gegen die sie andererseits auch wieder den innewohnenden Trieb der Grausamkeit walten läßt, wie hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Daß Volk und Jugend sehr viel gleichmütiger als die gebildete und erwachsene Gesellschaft gegen die Unbilden der Natur sind, gegen Wechsel und Tücken des Wetters z. B., soll nur im Vorübergehen angeführt werden. Nur Extreme empfindet man, das Dazwischenliegende macht keinen Eindruck; die Jugend braucht nicht erst Sonnenschein, um das Leben lebenswert zu finden, der Regen verbietet ihr das Spiel im Freien nicht, sausender Wind regt sie geradezu an, die Natur ist ihr damit nur um so viel belebter, es imponiert ihr da eine neue Kraft; die Hitze hindert sie nicht am Toben, die Kälte bleibt ungefühlt, wo sie Eis- und Schneevergnügen bescheert; und das Volk, auch die, die von der Feindseligkeit des Wetters bitter leiden, sie machen nicht viel Wesens davon, das Wetter ist ihnen ein Stück des gemeinen Menschenschicksals, das der Einzelne hinnimmt, wie es über die Gesamtheit verhängt wird.

Bleiben wir bei dieser Ergebung in das Schicksal stehen. Sie darf in der That als ein weiterer Zug in dem Charakterbilde des

Volkes angeſehen werden. Nicht als ob hier nicht gelegentlich der Ordnung der Dinge, in die man ſich fügen ſoll, beſonderer Trotz entgegengeſtellt würde: das corriger la fortune iſt ein Wunſch, der manches ungeſtüm begehrliche Herz zu jäher Unthat hinreißt; aber im ganzen iſt das Hinnehmen (das wir nicht gleich Reſignation ſetzen wollen oder gleich frommer Ergebung) mehr die Regel, weit mehr als in den höheren Schichten. Weder iſt der Wille des Einzelnen geklärt und gefeſtigt genug und ſeine Ziele begeiſternd genug, um die Schranken des einengenden Geſchicks durchbrechen zu wollen, noch hat er die äußeren Mittel und Hilfen, die dem Unabhängigen zur Verfügung ſtehen. Man fühlt ſich frühzeitig alt werden, man ſpricht es aus ohne viel Gethue, und dabei hat es ſein Bewenden. Man leidet Krankheit, die ſich hindehnt und verſchlimmert, aber man kann ja nicht daran denken, alle Hilfsmittel der Wiſſenſchaft in Anſpruch zu nehmen, alle Geldſummen ſpringen zu laſſen, alle Koryphäen anzugehen, alle Kurorte durchzukoſten. (Dabei iſt die Furcht vor dem Eingriff des Arztes und namentlich dem körperlichen Schmerz, den dieſer Eingriff bringen könnte, ein Stück Kinderei, der das Volk nicht zu entwachſen pflegt, wie denn überhaupt körperlicher Schmerz da über die Maßen hoch angeſchlagen wird, wo die ſeeliſchen Schmerzen noch zu keiner rechten Ausbildung kommen.) Man erfährt ſchwerwiegenden Undank von den Nächſten, und trägt es doch nicht mit der tiefen Bitterkeit, wie wir es thun würden; der Menſch bäumt ſich nicht ſo empfindlich auf gegen Unbill und Unrecht, er fühlt ſich nicht genug dazu. Man erleidet den ſchwerſten Herzensverluſt und muß doch rennen und ringen und ſchaffen vom Morgen bis zur Nacht um das Daſein. Das Volk kann ſich ſeinen Gefühlen ſelten recht hingeben, auch die ſchmerzlichſten nicht voll ausleben, und ſo graben ſich die Rinnen nicht ſo tief; es iſt darum nicht oberflächlich zu nennen, denn es muß mit ſeinem Maße gemeſſen werden, und dieſes Maß ergiebt ſich aus ſeinen wirklichen Lebensbedingungen.

Was aber die Jugend betrifft, ſo iſt es ja ihr Recht und ihr Vorzug, leicht zu verſchmerzen, den Wert der Verluſte noch nicht nach ſeinem vollen Gewicht zu meſſen, ſich in veränderte und auch in ſehr verſchlechterte Umſtände leicht hineinzuleben, das Daſein in der Gegenwart hoch genug zu ſchätzen und von Vergangenheit und Zukunft nicht allzuſehr bedrängt zu werden. Auch hier haben ſich die Rinnen noch

nicht tief gegraben, und die Jugend darf oberflächlich sein, ohne Verurteilung herauszufordern. So geht sie denn selbst dem Tode, wenn er sich in jungen Jahren ankündigt, mit minderer Bitterkeit entgegen als die Reifen, die von der Höhe des Lebens hinabstürzen sollen oder von dem, was sie als Höhe des Lebens meinen ansehen zu dürfen; es sind ja noch nicht so viele Fäden im Leben geknüpft, es ist noch kein so weitgeführtes Gespinst aufzulösen, die freundliche Gewohnheit des Daseins ist noch nicht so alt, und den Kindern zumal ist der Tod nichts anderes als ein neues Wunder in der Reihe der Wunder, die das Leben Tag für Tag vor ihnen öffnete.

Das bloße Hinnehmen, sagte ich, ist nicht gleichbedeutend mit frommer Ergebung. Wirklich fromme Ergebung ist beim Volk nicht häufiger, als sie bei den Gebildeten ist, obwohl man leicht dazu kommt, dort die Frömmigkeit zu finden, die man hier vermißt. Und gewiß, Volk und Jugend bringen den frommen Empfindungen einen günstigen Boden entgegen, wenn man sie nur echt und rein hineinzusäen und zu pflanzen weiß. Auch ist keine Andacht voller und herzerfreuender. Aber von der wirklichen Hingebung der Person, von dem Aufgehen des Herzenswillens in den allbestimmenden heiligen Willen der Gottheit, wie solches den echten Höhepunkt in der Frömmigkeit der geistig Gereiften und Mündigen darstellt, wird auf jenen Stufen schwerlich die Rede sein. Die Abhängigkeit ist es, die leicht ganz gefühlt wird; aber das göttliche Walten immer ein wenig nach den eignen kleinen Wünschen des engen Herzens leiten zu können, das ist der Gedanke, das die Hoffnung, und so schleichen sich in die Gebete in größter Unbefangenheit mancherlei seltsam begehrliche Wünsche ein, bei den Unmündigen an Jahren wie bei denen an Verständnis. Doch das ausreichend zu verfolgen würde eine umfassende Betrachtung für sich erfordern.

Es ist aber nicht bloß das Göttliche, das die naive Erkenntnis immer mit kindlich verschleiertem Auge und gewissermaßen in allzu großer Nähe oder Verkleinerung sieht — wer auf der Höhe menschlicher Entwickelung sieht es anders als verschleiert und unerforschlich? Auch das Erhabene in der Welt als solches zu fassen vermag jene Stufe nicht, so wenig wie das eigentlich Schöne, wovon schon die Rede war. Man staunt an, man *verwundert* sich, da man noch nicht zu *bewundern* vermag. Gern zieht man eine Art von Begeisterung aus

großen Maßverhältniſſen, ſchwärmt für das Koloſſale, für das, was die gewohnten Maße überſchreitet, aber das iſt eben nur eine unreife Vorſtufe, iſt gewiſſermaßen nur ein kindiſches Bedürfnis der Seele, die nach Imponierendem dürſtet und in ſich noch nicht die harmoniſche Form gewonnen, nicht die Organe entwickelt hat, das Erhabene aufzufaſſen, das ja Harmonie im Gewaltigen iſt.

Indeſſen nicht nur das Erhabene außer uns oder uns gegenüber bleibt unverſtanden oder ungewürdigt (ich habe noch kaum jemand aus dem Volke den Sternenhimmel preiſen hören), ſondern auch das, was in uns ſeine Stätte finden, ſeine Macht ausüben ſoll. Nicht leicht wird die Majeſtät der Pflicht vollſtändig empfunden, obwohl ehrenfeſte Gewöhnung oder Selbſtaufopferung, ohne Klage, nichts weniger als ungewöhnlich ſind und auch ihrerſeits als eine Art von imponierender Pflichterfüllung wirken mögen. Und ſo iſt auch das Gefühl der ſittlichen Verantwortlichkeit und namentlich das Schuldgefühl ſelten in rechter Kraft anzutreffen; man fühlt die Verſuchung noch als die ſtarke Übermacht, die eigene Schwäche als ein zufälliges Schickſal, das Verbrechen wird für den Thäter zum bloßen Unglück, und bloße Vergehen verzeiht man ſich, ſchon weil es ſo nahe lag. Daß es die Welt, daß es die Waltenden in der Welt ſo gar ernſt nehmen wollen, erweckt eine Art von Staunen und das Gefühl, man ſei hilflos einer zufällig ſtärkeren Macht preisgegeben. Das alles gilt in entſprechendem Maße auch für die Jugend. Und da, wo beide zuſammentreffen, jugendliche Unfertigkeit und Zugehörigkeit zum Volke, kommt es denn auch zu den häßlichſten Erſcheinungen trotziger Selbſtbehauptung und ſtumpf abgelehnter Verantwortung.

Wenn ſich auch die Unfertigkeit der menſchlichen Entwickelung natürlich in verſchiedener Form fühlbar macht, ſo iſt doch eine Hauptform die der mangelnden Einheit, der unaufgehobenen Widerſprüche, der zwieſpältigen Natur. In der That: ſo wie die meiſten Schwierigkeiten des Lebens in der Aufgabe der Vermittelung von Gegenüberſtehendem und Entgegengeſetztem beſtehen, ſo bleibt das Unfertige meiſt ungelöſtes Auseinanderſtreben, unvermittelter Gegenſatz. Die Sittlichkeit des Volkes, wie die Sittlichkeit der Jugend kennzeichnet ſich in dieſem Sinne. Eine der anmutendſten Seiten der jugendlichen und der Volksnatur iſt immer die Bereitſchaft zum Mitleid, und dieſes Gefühl ſchon

im zarteſten Alter in den jungen Herzen großzuziehen iſt mit Recht ein Anliegen der erſten Erzieher. Aber neben den vollen Regungen des Mitleids — wie oft zeigt ſich auch auffallende, faſt empörende Kaltherzigkeit gegenüber fremdem Leid! Denn dieſes Leid ſpricht nicht regelmäßig und ſicher zu dem unfertigen, unorganiſierten Innern; es muß ſich dazu beſonders verſtändlich machen oder verſtändlich gemacht werden. Als ſchöne Tugend der einfachen Leute gilt uns mit Recht eine treue Anhänglichkeit; aber wie oft geben ſie doch auch das Bild der jähen Untreue, des leichtfertigen Abfalls von dem Gegenſtand ihrer wohlbegründeten Anhänglichkeit und Hingebung! Der natürlichen Tugend der Dankbarkeit geht zur Seite ein oft großartiges Vergeſſen geleiſteter Dienſte, gewährter Wohlthat. Wie das Volk ſeine großen Wohlthäter vergeſſen hat, davon weiß die Weltgeſchichte genug zu berichten. Das Vertrauen, das heute leicht und ganz — bis zur thörichten Leichtgläubigkeit — gewährt wurde, ſchlägt morgen aus geringem Anlaß, vielleicht auf wertloſe Einflüſterung hin, in das tiefſte Mißtrauen um. Wie leicht es iſt, in Kinderſeelen das Gift des Mißtrauens zu gießen gegen eine vielleicht vortreffliche Stiefmutter, gegen einen wohlwollenden Lehrer uſw., weiß jedermann; beim Volke iſt es nicht anders; der windige Anhauch abſprechender Rede reicht hin, die unſicheren Seelen ganz zu erſchüttern. Gute Kameradſchaft — einer der erfreulichſten Züge im Leben des Volkes — weicht in wenig Augenblicken dem ſcharfen Zwiſt, der gehäſſigen Nachrede. Dem guten Namen des Nächſten gegenüber herrſcht die ängſtliche Vorſicht, und dann wird derſelbe Menſch auch wieder aus ganz unſicherem Anlaß angefochten und geläſtert. Das Rechtsgefühl zeigt ſich faſt in ehrfurchtgebietender Stärke, beſonders in Geſtalt brennender Entrüſtung über öffentliches Unrecht; und doch leiſtet das Volk auch wieder Erſtaunliches in ſtumpfem Verkennen und trotzigem Mißachten des Rechts.

Bei alledem kommt namentlich wieder die ſchon beſprochene Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinſchaft zur Wirkung. Was der Einzelne dort für ſich iſt oder bleiben würde, und was er in der Gemeinſchaft und durch das Aufgehen in der Geſamtheit iſt und wird, das ſind ganz verſchiedene Dinge. Ihm iſt der Geiſt oder die Stimmung der Geſamtheit eine überwältigende Macht, ſeine ſchwach entwickelte Perſönlichkeit wird davon gleichſam aufgelöſt und fortgeſchwemmt. Wie den Knaben, der zu Hauſe ſanft und dem Guten leicht zugänglich

erscheint oder vielmehr wirklich ist, die Schar der Buben draußen zur Teilnahme an rohem Vorgehen, an gefühlloser Bosheit leicht mit fortzieht, wie in der Schule eine ganze Klasse vielleicht in Trotz und Spott und hartnäckiger Unwahrheit eine geschlossene Phalanx bildet, während die einzelnen jungen Schüler harmlos lenksam sein würden und ganz natürlicherweise von ihren Eltern auch für unfähig zum Bösen gehalten werden, wie der Geist des einzelnen Studenten ganz wesentlich durch die studentische Körperschaft bestimmt wird, der er angehört, nicht bloß durch deren Grundsätze, sondern namentlich durch die wirkliche Natur der Genossen, so gilt das ähnlich beim Volke — nicht nur von den einzelnen Verbänden, die auch dort nicht fehlen, und wenn es auch nur die Nachbarschaft wäre oder die Dorfgemeinschaft, sondern auch von dem unsichtbaren Zusammenhang des Volkes überhaupt, in dem allerwärts eine gleichartige Empfänglichkeit, gleichartige Regungen und Keime ruhen, weshalb denn eine Stimmung, eine Meinung, ein Begehren so leicht durch das weite Land läuft, auch schon in Zeiten ohne örtliche Presse und mit wenig Freizügigkeit. Besonders fühlbar wird natürlich die Empfänglichkeit für derartiges moralisches Fluidum bei unmittelbar körperlicher Berührung der Massen, beim öffentlichen Zusammenlauf. Da wirkt die Vielheit auf den Einzelnen einfach wie ein Rauschmittel, belebend, berückend, verkehrend, sie beraubt ihn jedes selbständigen Fühlens, wie sehr er auch meinen mag, gerade dann recht voll und kräftig seinerseits zu fühlen; es ist nur der Strom des fremden Gesamtgefühls in seinen Adern. Daß auch die Gebildeten dem Einfluß eines derartigen Fluidums bei größerer Anhäufung nicht entgehen, wird jeder bezeugen, oder vielmehr: es bezeugt sich allerwärts von selbst.*)

Aber war es überhaupt zulässig, so viel vom Volk schlechthin zu sprechen, als ob das wirklich ein fester Begriff wäre und ein gleichartiges Etwas? Oder auch von der Jugend, die doch sehr verschiedene Entwickelungsstufen einschließt und auch sehr verschieden geartet ist, je nach ihrer Lebenssphäre, nach den Familien, denen sie entsproßt, nach der Weise der Erziehung, nach Blut und Boden? Was ist „das Volk"? Wo findet es sich? Sind es die Landleute, sind es städtische

*) In unserm Aufsatz über das Verhältnis der Einzelnen zur Gemeinschaft wird dies näher ausgeführt.

Arbeiter, sind es alle die sogenannten kleinen Leute mit einander, ist es die gesamte Bevölkerung unserer Ortschaften und Landschaften mit bloßem Abzug jener Auslese der echt und wahrhaft Gebildeten? Sind es die, die draußen um ein Nichts zusammenlaufen, gaffen und plaudern, sich schlagen und sich vertragen, sich anherrschen lassen und trotzen und feige auseinanderlaufen? Und so könnte man weiter fragen. Wir verstehen ja unter dem Worte bald das eine und bald das andere. Und wie verschieden das Volk der Südländer, das kindlich und auch kindisch lebensfrohe, genügsame, oft bettelhaft glückselige, und das stille, schwerfällige, trocken ernste des Nordens! Wie verschieden auch schon das Volk innerhalb unseres eigenen Vaterlandes, das frisch blickende und empfindende und offene, lebhafte und warme der südlichen Bergländer, und das so viel verschlossenere und mißtrauende, aber zähe und zuverlässige der nördlichen Küstenländer, wie verschieden die Grundstimmung, wie verschieden auch der Humor (der ja nirgends ganz fehlt, wo noch ein Maß von Gesundheit des Daseins vorhanden ist)! Trotz alledem durften allgemeine Züge aufgesucht und aufgezeigt werden, die freilich eben nur Züge, nur Linien sind, aber noch nicht die Farben, die das Bild im einzelnen lebendig machen.

Und wie eine allgemeine Kennzeichnung bei Volk und Jugend gleichermaßen versucht wurde, so ist auch zwischen den einzelnen Spielarten der beiden eine Ähnlichkeit nicht zu verkennen. Die kindlichsten Züge — das wurde schon angedeutet — wird das ländliche Volk der heiteren südlicheren Gegenden darbieten; eine größere Reife, eine starke Annäherung an das Wesen der Gebildeten findet sich bei einem Teil des Volkes der großen Städte; und was in der Jugend die Flegeljahre sind und namentlich die recht kräftig entwickelten Flegeljahre, auch das findet sein Seitenstück in — dem Pöbel. Freilich nicht, als ob der Pöbel eigentlich etwas neben dem Volke wäre oder unter ihm: dieselbe Menschengemeinschaft, die sich als harmloses und schätzbares Volk darstellte, vermag eben zu böser Stunde und in unheilvoller Berührung zum Pöbel zu werden, dessen charakteristische Regungen frech und roh sind, dessen sittliches Gefühl weggeworfen ist, auf den nichts Edles Einfluß gewinnt. Wie gesagt, alles einigermaßen ähnlich wie in jenen schlimmen Jugendjahren der Auflösung und des Übergangs.

Es giebt noch andere unerfreuliche Spielarten; auch dem blasierten Jünglingstypus (der aber doch nur eine Durchgangsstufe zu sein braucht,

die Wirkung des ersten Zerrinnens, der ersten Lebensenttäuschungen), auch ihm entspricht etwas im Volke, oder vielleicht richtiger: am Rande des Volkes. Das ist das Philistertum. Der Philister hat einen ersten Schritt aus dem eigentlichen Volke heraus gemacht, aber er ist damit nicht in die Höhe gelangt, nicht der wirklichen und wertvollen Bildung näher gekommen, sondern — um ein zeitgemäßes Bild aus dem Eisenbahnwesen zu gebrauchen — auf einen toten Strang geraten. Er ist sich bewußt, nicht mehr wie ein Rohr vom Winde hin und her bewegt zu werden, oder wie das naive Volk von allerlei guten und bösen Regungen und Einwirkungen; er fühlt sich fest in seiner Besonderheit, er hat das Bewußtsein persönlicher Erfahrungen, erworbener Menschenkenntnis. Aber er hat nur Kleines verstanden, und er glaubt bei den anderen vorwiegend an kleine Motive und sehr gern auch an die niedrigsten. Er wird, so sicher er auch zu urteilen glaubt, von fremdem Zweifel leicht bestimmt und gewonnen, er fürchtet immer zu gläubig, zu vertrauensvoll, zu unerfahren erfunden zu werden. Er hat viel Interesse für fremdes Leben, aber nicht mitfühlendes Interesse, jedenfalls ist es jeden Augenblick bereit, in ablehnende Empfindungen umzuschlagen. Er hat also eigentlich keinen Glauben und keine Liebe, keine Lust zur inneren Selbstbewegung, keine Fähigkeit zur Erhebung, zur Begeisterung, auch kein Gefühl für großes Gemeinschaftsleben; er entbehrt der seelischen Kraft. Das Herz hat sich zusammengezogen und verengert, sich gleichsam nach außen abgekapselt. Wenn das Volk die zu einer gewissen Erstarrung oder doch zu einem Stillstand gekommene Jugend darstellt, so ist das Philistertum gewissermaßen das Volkstümliche in gedörrtem Zustand.

Das Bild ist häßlich. Und doch: wie viele halten sich in Wirklichkeit ganz frei von diesen Zügen? Und dazu gleich die andere Frage: wer ist es eigentlich, der dem Volke nun wirklich gegenübersteht, wer ist so hoch gekommen, so unabhängig geworden, so sicher und frei und fest organisiert, daß er ganz der Stufe des Volkes entwachsen wäre? Nicht viele im ganzen, und diese vielleicht nicht die Glücklichsten, auch nicht schlechthin die Allerbesten. Wir kommen über die Unreife der Jugend nie so ganz hinaus, wie wir möchten, und wie wir's uns einbilden mögen, handeln doch oft genug wieder nach augenblicklichem Antrieb statt verständig, hoffen und wünschen das, was unsere Kraft nie erreichen wird, vergessen so mancherlei Lehre, die eigentlich in unseren Kopf und in unser Herz gehen sollte, machen uns Spiel und

Spielerei in mancherlei Form zurecht, wachsen nicht recht über die inneren Widersprüche hinaus zur Einheit und sind im Innersten nicht die ganzen Männer, nicht die „großen Leute", wie wir bei den Kindern heißen. Davon, daß in unserer Zeit der Überreizung bei Vielen auch auf der Höhe des Lebens Stehenden Anzeichen einer gewissen unfreiwilligen Rückkehr zur Stufe des Kindlichen oder Kindischen auftreten, soll gar nicht einmal besonders die Rede sein; es ließe sich da von dem Siege des bloß impulsiven Lebens und von der Scheu vor zusammenhängendem Innenleben vieles berichten.

Und mit allen jenen Eigenschaften bleiben wir eben auch im Volke einigermaßen stecken. Nicht bloß, daß wir von dem Boden, dem wir entstammen, etwas an uns behalten, von der Empfindungsweise des Volksstammes, von dem Tonfall der Mundart, sondern es bleibt uns doch auch etwas von dem, was das Volk zum Volke macht, nämlich Abhängigkeit des Einzelnen von der Menge, deren Glied er ist, ein Stück Herdennatur also; auch auf den innerlich Unabhängigsten unter uns wirkt die Stimmung der Umgebung, und was man ein Publikum nennt oder geradezu ein gebildetes Publikum, das unterliegt in seiner Weise ungefähr allen jenen Gesetzen des körperlichen Zusammenseins, der Anhäufung, die für das Leben der Volksmenge als solcher gelten. Auch ein Publikum bildet ein großes lebendiges Wesen ohne centrale Organe und doch von sehr empfindlichem Nervenleben, nicht eben schwer zu elektrisieren oder zu hypnotisieren, aber weit weniger fähig zu maßvoller Erwägung, zu begründeter Entscheidung, zu der Bewegung auf feineren Linien. Und die Abhängigkeit von der Anschauungsweise der geschlossenen Umgebung, also des Standes, ist gerade auf den höchsten Gesellschaftsstufen wieder ebenso entwickelt wie bei dem einfachen Volke. Was „all die Leute" sagen und thun, was „die Welt" sagt, „die Gesellschaft" thut, das hat hüben wie drüben gleiche Macht. Die Herrschaft bestimmter Formen des Verkehrs, deren Bestand beim Volke, dem Landvolk besonders, durch ruhige Gewöhnung gesichert wird, wird droben zum ängstlichen Herzensanliegen, zum Gegenstande beständiger kleiner Sorge oder auch lächerlich feierlicher Hingebung.

Doch wir *wollen* ja auch wohl gar nicht dem Leben der Jugend fremd werden und nicht dem des Volkes! Wie die Natur und auch die geschichtlich entwickelte Wirklichkeit keine festen Grenzlinien gezogen oder gelassen hat, mögen auch die Übergänge im Fluß bleiben. Wir

verſtehen die Jugend doch hinlänglich nur, wenn wir ſelbſt noch ein Stück Jugend in unſeren Adern fühlen, die Jugendthorheit dabei nicht ausgeſchloſſen, und wir können das Volk nicht verſtehen, ohne an ſeinem Blut und Leben noch teilzuhaben. Es iſt — und davon war zu Beginn unſerer Betrachtungen ſchon die Rede — zur Zeit nicht wenig Schwärmerei für das Volk unter uns, eine platoniſche Schwärmerei für das Volk in abstracto, für Volkslieder, Volkstrachten, Volksbräuche und etwa für die vielgenannte „Volksſeele", aber viel weniger Bereitwilligkeit zur inneren Verſtändigung mit den uns gegenübertretenden lebendigen einzelnen Mitgliedern des Volkes, die freilich die Volksſeele nicht ſo ſchlechthin in ihrem Buſen tragen und nicht bloß in der reinen und tiefen Weiſe des Volksliedes empfinden, auch nicht mit den Perſonen der ſchönen Dorfgeſchichten reden, die nicht Poeſie in ihrer Erſcheinungsform ſind, ſondern Proſa, wie wir ſelbſt, oder noch unrhythmiſchere, unharmoniſchere Proſa, die, um uns innere Fühlung mit ihnen zu ermöglichen, es nötig machen, daß wir aus unſerer gebildeten Haut oder Denk- und Ausdrucksweiſe etwas herausfahren, die aber dieſe Bemühung lohnen durch die Berührung im echt Menſchlichen.

Wie viel durch ſolche Herzensöffnung im ganzen gewonnen werden könnte, das läßt ſich nicht berechnen. Wir leben ja in einer Zeit, wo das Volk zu einem unheimlich großen Teil die Abgrenzung ſeines Daſeins von dem der bevorzugten Stände tief empfindet, wo das Gefühl der Jenſeitigkeit zur Feindſchaft geworden iſt, wo tief freſſendes Mißtrauen ſich nicht überwinden laſſen will, wo der Neid die Phantaſie befruchtet und die Herzen lähmt. Und das iſt nicht etwa auf das wirtſchaftliche Gebiet beſchränkt oder nur aus deſſen Entwickelung entſtanden; dort hat das alles ſeinen erſten und ſtärkſten Anhalt gefunden. Im Grunde aber iſt es doch die Folge davon, daß ſeit Jahrhunderten ein Teil deſſen, was einſt das Volk als wirklich zuſammengehöriges und gleichartiges Ganze, als volle Lebensgemeinſchaft war, aus dem Ganzen hinausgewachſen iſt und ſich abgelöſt hat, ohne das große Ganze nachzuziehen, und daß das Bewußtſein für die Zuſammengehörigkeit als Pflicht ſich mit verloren hatte. Jetzt bemühen wir uns, bemühen ſich wenigſtens viele unter uns, möglichſt gut zu machen, was verſäumt worden iſt. Aber jetzt muß unſer Geſchlecht zunächſt die Buße tragen für das, was die Vorlebenden verſchuldet haben. Iſt das ſo unnatürlich, iſt das eine ſo tiefe Ungerechtigkeit der Weltgeſchichte? Es

wird doch wohl so sein dürfen, dieses Gesetz wird bestehen bleiben, da uns ja von den Vorlebenden auch so viel Gewinn unerarbeitet vererbt ist. Eine Zeitperiode vermacht der anderen eben ihre Aktiva und Passiva.

Doch das Ziel meiner Betrachtungen lag nicht auf diesem praktischen Gebiete. Es galt nur, etwas zusammenhängenderes Verständnis zu finden für jenes Doppelgebiet, das unserem eigenen Leben so nahe liegt und unter der leichten Hülle, die sich für unser Auge darüber legt, uns doch so fremd werden kann, oder das auch zu wenig verstanden wird, weil man es viel zu gut zu verstehen und zu kennen glaubt.

2. Der Einzelne und die Gemeinschaft.

Zu den naiven Irrtümern, von denen die meisten beherrscht werden, gehört Überschätzung der Selbständigkeit des individuellen Lebens. Des geistig-seelischen Lebens natürlich, das der greifbaren Isolierung der physischen Person zu folgen und zu entsprechen scheint, aber keineswegs so isoliert oder isolierbar ist. Die Vorstellung, daß geistiges Leben überhaupt nur als individuelles vorhanden und daß das Leben der Gemeinschaft nichts anderes als die Summierung desjenigen der Einzelnen sei, ist wohl die auch unter den Gebildeten noch herrschende. Inzwischen ringt hier die Wissenschaft seit manchen Jahrzehnten mit großen Problemen, Theorieen folgen einander und treten sich gegenüber, die Nationen beteiligen sich mit wetteiferndem Ernste, und sehr verschiedene Disziplinen nehmen auf ihre Art an der Forschung oder am Streite teil: Philosophie (Psychologie und Ethik), Naturwissenschaft und Sprachwissenschaft, Völkerpsychologie, Sozialwissenschaft, Geschichte und Kulturgeschichte. Die „biologische Soziologie" findet die Lebensbedingungen des animalischen Einzelorganismus maßgebend auch für den Organismus der Gemeinschaft. Daß nicht das Individuum am Anfang der sozialen Entwickelung stehe, sondern die Gemeinschaft, kann schon als herrschende Anschauung gelten. Daß das Individuum überhaupt nur eine Abstraktion sei, nur die Gemeinschaft eigentlich lebe, ist die extreme Auffassung mancher Forscher. Daß die Einzelpersönlichkeit überhaupt nur als Knotenpunkt von hindurchgehenden Fäden zu betrachten sei, die sich innerhalb des Gemeinschafts- oder Gesamtlebens hin- und herziehen, ist eine ähnlich extreme Formulierung. Ob oder in welchem Maße einer Gemeinschaft Selbstbewußtsein eigen sein könne, diese Frage beschäftigt die Philosophen. Wieweit die weltgeschichtliche Entwickelung bedeutenden Persönlichkeiten verdankt werde

oder ob deren Bedeutung als selbständige Persönlichkeiten überhaupt eine Illusion und sie vielmehr das Resultat einer gemeinsamen Geistesentwickelung seien, ob die individualistische oder die kollektivistische Geschichtsauffassung Recht habe, diese Streitfrage hält bekanntlich die Historiker der Gegenwart in Atem und führt sie gegen einander ins Feld.

Die nachfolgenden Betrachtungen sind von viel anspruchsloserer Art. Sie enthalten wesentlich nur Blicke auf die jedermann offenstehende Wirklichkeit, sind nur einfache Beobachtungen, die gleichsam am Wege gesammelt wurden. Sie können vielleicht zum Teil als Material für wissenschaftliche Bearbeitung mit dienen, wollen aber zunächst nur die vergleichende Beobachtung und wo möglich auch das Nachdenken gebildeter Leser anregen. Diese werden denn auch voraussichtlich in vielem oder dem meisten, was gesagt wird, ihre eigenen Eindrücke wiedererkennen: aber wenn dieselben so zu deutlicherem Bewußtsein gebracht werden, so ist das immerhin schon etwas wert.

Zunächst ist es wohl nicht überflüssig, sich einmal über die physische Wirkung menschlichen Zusammenseins etwas klar zu werden. Das auch nur leise, matte Bewußtsein, ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu haben, auch ungesehen, etwa im Nachbarraum, übt auf das Nervenleben einen eigenartigen Einfluß, eine Art von Druck oder Reiz aus: volle Unabhängigkeit von dem Gefühl dieser Nähe erringt man nicht, auch wenn man es sucht oder ertrotzen will. Oder giebt es vielleicht doch so starre, so erstarrungsfähige Naturen? Die menschlichsten wären es sicher nicht. An einem Orte überhaupt keine Menschen vorzufinden, wo man Menschen versammelt zu finden erwartet, giebt nicht bloß eine sachliche Enttäuschung, sondern ein eigenartiges Unbehagen, dem die meisten nicht Trotz zu bieten vermögen, ein Gefühl des halb entzogenen Lebens; das Wort „unheimlich“ kommt dann leicht auf die Lippen, oder wenigstens die entsprechende Regung in die Seele. Die meisten meiden oder verlassen z. B. große Restaurationsräume, in denen sich wenig Gäste befinden, nicht etwa gerade auf Grund von Reflexion, wie über die voraussichtlich mindere Frische der Getränke oder Güte der Speisen, sondern aus einer physisch-animalischen Regung. Die meisten erfahren eine starke Hebung ihres Lebensgefühls durch den bloßen Eintritt in

ein ſtark gefülltes Vereinigungslokal, und die erſte Frage, die der Beſucher eines ſolchen Ortes von ſeinen Bekannten am folgenden Tage zu hören bekommt, iſt die, ob „es voll geweſen“ ſei: denn das bedeutet für die Fragenden ſelbſt die Frage, ob eine ſolche Erhöhung des Lebensgefühls ſtattgefunden habe, an der ſie dann in der Phantaſie noch mitteilnehmen. Die einladende Familie pflegt ſich bei den Gäſten zu entſchuldigen, wenn ſie nur einen kleinen Kreis gezogen hat: nicht als ob man in großer Geſellſchaft ſich beſſer, anregender oder bequemer unterhielte, denn das Gegenteil iſt der Fall, aber weil eben die meiſten jener äußeren, animaliſchen Anregung durch eine ſtärkere Pluralität zu bedürfen ſcheinen, davon jene Erhöhung des Lebensgefühls empfangen, die allerdings mit Feſtſtimmung ſich nahe berührt oder vielleicht ein Stück der Feſtſtimmung ausmacht, aber ebenſo entſchieden der Vertiefung des Lebensgefühls gegenüberſteht, wie ſie in der Einſamkeit, vielleicht aber noch mehr in intimer Berührung mit wenigen gewonnen wird. Wenn man immer wieder das Hören von Vorträgen vor dem ſtillen Leſen von Abhandlungen rühmt und dabei auf die unerſetzliche Wirkung des „lebendigen Wortes“ hinweiſt, ſo liegt dieſe Wirkung doch vor allem in dem ununterbrochenen Fühlbarwerden der Gegenwart einer lebendigen (hier innerlich erhöht lebendigen) Perſon; hierzu kommt aber wiederum die erfriſchende, das Lebensgefühl ſteigernde, das innere Tempo beſchleunigende Anweſenheit der mithörenden Gemeinſchaft. War es nicht ein guter Einfall der Meininger Theaterleitung, das Geräuſch in echter Nachahmung darzuſtellen, welches jede Anſammlung von Menſchen auch ohne erhebliche Unruhe oder merkliches Lautwerden der einzelnen hervorbringt? und wurden oder werden nicht durch dieſes treu wiedergegebene Menſchengeräuſch die Zuhörer draußen im Raume „magiſch“ in den Bannkreis der dargeſtellten Stimmung gezogen? Das unſcheinbare Mittel wirkt in dieſer Hinſicht ſicherer als manches viel bedeutendere und edlere Mittel der Schauſpielkunſt. Natürlich, außerhalb der Bühne geht es uns nicht anders. Inmitten einer großen Schar ſtehen, namentlich wenn die Schar aus einigermaßen Gleichartigen beſteht, das giebt immer etwas dem Rauſche Ähnliches, es ſteigt zu Kopfe, den eigenen Kopf oder Sinn behält man nicht recht frei — es ſei denn, daß man eine Ausnahme bilde und durch das Zuſammenſein geradezu in ſich ſelbſt zurückgetrieben, zu objektivſter Gegenüberſtellung veranlaßt werde, was denn

freilich Überlegenheit bedeuten kann, aber auch (wie schon oben berührt) den Mangel sozialer Menschennatur.

Diese Sozialität ist freilich dem Grade nach sehr verschieden; wer schon in diesem physischen Sinne allzuleicht fortgerissen wird, von dem wird man individuelle Selbständigkeit überhaupt nicht leicht erwarten. Wer vom Lachen anderer sofort und unwiderstehlich angesteckt wird, vielleicht nur zu viel vollerem Lachen gebracht, der gehört überhaupt nicht zu den geschlossenen und widerstandsfähigen Naturen. Aber die Thatsache solchen Angesteckwerdens überhaupt, die physische Kraft der Übertragung von Lachen und auch (minder leicht) von Weinen, oder von der Lust zum Singen oder Reden, und unleugbar auch vom Gähnen, ohne daß irgend welche bewußte persönliche Regung dazwischen träte, ohne daß auch der sogenannte Nachahmungstrieb die Erklärung gäbe: das alles ist ein weiteres Zeugnis unserer physischen Abhängigkeit von dem Leben der Umgebung, und die Sache erscheint weniger als Wirkung eines Individuums auf gegenüberstehende Individuen, denn als eine Art elektrischen Überspringens von Nervensystem auf Nervensystem. Doch das mögen die Physiologen bestimmter feststellen, jetzt oder künftig. Wir bleiben bei den Erscheinungen. Das Hoch- und Hurrahrufen einer Festgesellschaft erfolgt nicht als einfache Gleichzeitigkeit gewöhnlicher Einzelrufe, sondern mit multiplizierender Anregung des Einzelnen durch die mitrufende Umgebung. Die spielenden Kinder geben sich eine Art von harmlosem und beglückendem Rausch einfach durch das gemeinsame Ableiern des endlosen Ringelreihens, und die dem Kindesalter sehr Entwachsenen thun es ihnen auf andere Weise zuweilen nach.

Im grunde kommt aller volksmäßige Gesang hier in Betracht, und es braucht nicht bloß Gesang des „Volkes“ zu sein, er kann auch sehr wohl auf der Korpsstudentenkneipe erschallen. Dieser Gesang ist ja nach seiner einen Seite nur das Bedürfnis, laut zu sein, seine Lebenskraft zu äußern, und nebenbei auch, die Absenz von Gedanken zu überbrücken; aber dahinter steckt doch auch das Bedürfnis, sein eigenes Empfinden durch die Gemeinsamkeit zu beleben, einen Strom durch sich hindurchgehen zu lassen und in dem starken Gemeinschaftsstrom selbst stärker zu fühlen. Es ist eben der freie Gemeinschaftsgesang durchaus verschieden von dem geordneten Chorgesang: er ist nicht bloß weniger geordnet, weniger sorgfältig, weniger kraftvoll, er ist etwas

ganz anderes; dort kommt es darauf an, daß der Einzelne inmitten der Gemeinſchaft und trotz derſelben ſeinen Part ſinge, hier geht der Einzelne vollſtändig in dem Strom der Gemeinſchaft auf; während jener Geſang dem Einzelnen eine äſthetiſche oder eine perſönlich moraliſche Befriedigung geben kann, giebt dieſer weſentlich eine animaliſch ſeeliſche; und die Gemeinſchaftsſeele iſt dabei ſo wenig fein nüancierter Regungen fähig oder für ſie willig, daß ſelbſt im Kreis der gebildeten Muſenſöhne die muſikaliſch feineren Linien der Melodie nach einiger Zeit grob abgeſtumpft werden und die Höhepunkte der Maſſenwirkung auch die höchſte Genugthuung geben. Oder wäre etwa der Gedankeninhalt der Geſänge erheblich mit im Spiele? Daß er das nicht iſt, weiß jedermann, aber daß er es überhaupt nicht ſein ſoll, daß er gar nicht geſucht, gar nicht bedurft wird, iſt das Charakteriſtiſche. Es iſt übrigens nicht viel anders mit dem religiöſen Gemeindegeſang. Den Gedanken des Liedertextes zu folgen, liegt der ſingenden Verſammlung gänzlich ferne; ebenſo fern liegt den Meiſten, den eigenen Geſang unter irgend welchem Geſichtspunkt des Maßes oder der Korrektheit zu kontrollieren: die Gemeinſamkeit der Lebensäußerung läßt, zuſammen mit der Tonweiſe, die Stimmung lebendiger werden, und das iſt der Wert der Bethätigung. Das iſt denn auch der Unwert der ſchwach beſuchten Kirchen! Es iſt, als ob die wirkliche Ausfüllung des Raumes mit Menſchen die gemeinſame Stimmung für den Einzelnen unwiderſtehlich mache, während große Lacunen ſich in ebenſo viel kühle Zweifel umzuwandeln drohen. Der phyſiſch unfehlbaren Wucht ſtarker Gemeinſchaftsäußerungen wiſſen ſich denn auch die Methodiſten mit Vorteil zu bedienen. Anſammlung großer Scharen, immer wiederholtes, lautes, ſtürmiſches Singen und Beten: das iſt ihr Hauptmittel, um den Einzelnen mit der erſtrebten Stimmung gleichſam ſo mächtig zu übergießen, daß er ſein bißchen eigene Seele weggeſchwemmt fühlt. Und daß die methodiſtiſche Eifergemeinſchaft ſich in eine „Armee“ verwandelte, als Armee organiſierte, lag nicht ſo fern wie es ſcheinen mag: die Rückwirkung der ſoldatiſchen Gemeinſchaft und Gemeinſchaftsaktion auf die Natur des Einzelnen findet dort in der That ihr Gegenbild. Warum „bricht“ in einem Heere oder in einer Truppe (da wir doch darauf gekommen ſind) eine Panik „aus“? Das „Ausbrechen“ iſt ſonſt Sache der Feuersbrünſte, der anſteckenden Krankheiten und anderer elementarer Ereigniſſe. Die Panik iſt eine Stimmung, die, innerhalb der Gemeinſchaft erwacht

und in jähem, allseitigem Reflex verstärkt, den Einzelnen physisch überwältigt und nur gewissen exceptionell Gefestigten (den Offizieren vor allem) die Möglichkeit der Selbstbesinnung läßt. Warum andererseits macht die Truppe eine löwenmutige Attacke? besteht sie nun wirklich aus Leuten mit Löwenmut in den einzelnen Herzen? Doch das schlägt schon zu sehr ins Moralische, und von dem soll erst weiter unten geredet werden.

Kommen wir noch einmal auf das Physische zurück. Wie das „volle Haus" auf den Redner, Schauspieler, auch wohl Prediger zurückwirkt, ist allbekannt. Auch hier ist neben der durch Reflexion (nämlich Reflexion über die Anziehungskraft seiner Person, seiner Kunst, seines Gegenstandes) bewirkten Hebung des Lebensgefühls eine rein physische vorhanden: die Multiplizität der anwesenden Individuen wirkt auf das Nervensystem des ihr Gegenübertretenden mit unmittelbarer Wucht, sie fordert und weckt erhöhte Leistungskraft, aber freilich — sie erdrückt auch und lähmt. Und beides vielfach, wenigstens eine Zeit lang, nebeneinander, so widersprechend es scheinen mag. „Lampenfieber" ist ein alltäglicher Ausdruck: haben die friedlichen Lampen die Kraft, Fieber zu erzeugen? Aber Fieber ist es doch wirklich, was sich durch die Luft von der großen Zuhörerschaft herüberträgt: Fieber als bebende Unsicherheit und doch erhöhtes Lebenstempo! Es hilft dem Auftretenden nicht das Mindeste, wenn er weiß: jeder einzelne drüben ist gegen mich nur ein Kind, jedem einzelnen bin ich weit überlegen, jeden einzelnen würde ich bei der Berührung sicher gewinnen, überzeugen, hinreißen; er hat es eben nicht mit einzelnen zu thun, auch nicht mit dem Nebeneinander vieler einzelner, sondern mit einem neuen, vielköpfig ungeheuerlichen Lebewesen. Die Genialsten und Berühmtesten gestehen fast alle, daß sie in diesen Augenblicken wie im Schwindel einherschreiten, daß das Herz ihnen gewaltig pocht. Man mag ein dunkles Ermessen der Situation und ihrer Schwierigkeiten mit annehmen, aber die thatsächliche Wirkung geht eben über die Schwierigkeit der Situation weit hinaus: es bleibt doch eine wesentlich physische Einwirkung auf das Nervensystem; diese Kraft ist stärker als wir, als unsere Einsicht, unsere Vernunft, unser Selbstbewußtsein, unser Wille und selbst unser Trotz. Das Verhältnis leidet Ausnahmen, je nach dem Maße der Gewöhnung und nach Art der persönlichen Lage, aber als ein Gesetz darf es doch festgestellt werden; die physische

Gewalt der äußeren Massenberührung über das Ichgefühl des Einzelnen thut sich kund.

Alles bisher Besprochene galt dem Gegenüber des Einzelnen und einer Menge, einer Gemeinschaft. Modifizieren wird sich die Wirkung ja schon, je nachdem der Eine wirklich der Gemeinschaft nur gegenübersteht oder ihr zugleich irgendwie mit angehört, oder geradezu als ihr gleichartiges Mitglied ihr angehört und nur zeitweilig heraus und ihr gegenüber tritt. Mehr aber noch werden sich die inneren Vorgänge hiernach verschieden gestalten. Und die Gestaltung dieses inneren Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und seiner Lebensgemeinschaft muß es ja vor allem sein, was uns beschäftigt.

Seiner Lebensgemeinschaft: hier sei vorausgeschickt, daß dieses Wort nicht in einem engen, nicht in einem wissenschaftlich technischen, überhaupt nicht in einem zu bestimmten Sinne verstanden sein will. Und zwar nicht um der Bestimmtheit aus dem Wege zu gehen, sondern weil wir wirklich jeder Art von Eingliederung des Einzelnen in eine Gemeinschaft gewisse ähnliche Wirkungen zuzuschreiben haben. Bei wissenschaftlicher Behandlung des Gebietes unterscheidet man jetzt streng zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft. „Gemeinschaft stellt den engsten Zusammenhang seelischer Lebensäußerungen dar, Gesellschaft ist eine mehr äußerliche und zufällige aggregative Verbindung; Gesellschaft schließt die Momente des Zwanges, das Gefühl der äußeren Gewalt und der inneren Gebundenheit ein; einen organischen Zusammenhang stellt nur die Gemeinschaft dar, gegenüber dem aggregativen der Gesellschaft.“ (So z. B. bei Alfred Wenzel, „Gemeinschaft und Persönlichkeit“, Berlin, Gaertner, 1899.) Diese theoretische Unterscheidung ist offenbar so richtig wie klar; aber die Wirklichkeit bietet nicht nur mehrfache Gradunterschiede des Zusammenhangs bei der Gemeinschaft einerseits und doch auch bei der Gesellschaft andererseits, sondern auch Übergänge zwischen der einen oder der anderen Art; es würde nicht in jedem Falle leicht sein, die Sortierung vorzunehmen.

Um nur im Großen zu unterscheiden, so sind wir Glieder bestimmter Gemeinschaften durch die Geburt, also der Familie, der Gemeinde, des Volksstammes, der Nation, der Rasse, aber auch wohl eines Standes, einer Religionsgemeinschaft; wir werden Mitglieder von Gemeinschaften durch den Beruf, namentlich sofern wir in denselben

von einem gewissen frühen Lebensalter an hineinwachsen, aber auch wohl durch sonstige Wahl, des Wohnorts, des Landes, der Verwandtschaft (durch Heirat), ferner von „Vereinen", wir geraten vielleicht sogar in cliquenhafte Verbindungen hinein oder doch in kastenartige Verkehrsgesellschaften; und selbst die der Teilnahme an einer nur kurze Zeit währenden „Tagung", ja das Mitmachen einer Versammlung gehört in diesen Zusammenhang. Daß irgend eine dieser mannigfachen Genossenschaften nichts vom Organismus an sich habe, nur als Mechanismus funktioniere, und irgend eine schlechthin das Wesen des Organismus darstelle, wird man bei näherer Überlegung leugnen müssen. Daß irgend eine ein echtes Aggregat von Individuen sei, während in einer anderen Art das individuelle Leben eigentlich nur ein Schein, eine Abstraktion sei, auch das dürfte sich der Wirklichkeit gegenüber nicht behaupten. Doch nicht diese Prinzipienfrage soll uns ja beschäftigen. Für das allgemeine Bewußtsein kommt es wohl darauf an, folgende aus der Beobachtung des Lebens sich ergebende Sätze zu betonen.

Unser inneres Leben braucht nicht erklärt zu werden und kann nicht erklärt werden als geradezu zusammengesetzt aus Antrieben, Anschauungen, Gefühlen, die wir von den verschiedenen Lebensgemeinschaften beziehen, denen wir angehören (oder auch angehört haben), aber es wird uns doch zu einem weit größeren Teile, als wir uns dessen bewußt sind, von diesen Gemeinschaften geliefert. Das Maßverhältnis des so bezogenen Teiles zu dem sich selbständig und eigenartig Gestaltenden (wenn auch auf der Grundlage des Gemeinsamen sich Gestaltenden) ist bei den verschiedenen Personen verschieden. Zum Wesen des „Volkes" gehört es, daß das Eigenartige der Einzelnen nur schwach entwickelt ist; die bedeutendsten Persönlichkeiten erheben sich am meisten über dieses bloße Gemeinleben. Bildung im guten Sinne besteht eben auch darin, daß aus den so gegebenen Elementen in der Person etwas Eigenartiges sich gebildet habe.

Das Leben der Gemeinschaft andrerseits besteht so, daß wir Einzelnen je mit einem Teile unseres individuellen Lebens daran beteiligt sind. Die lebendige Gemeinschaft bildet nach ihrem inneren, geistigen Bestand gewissermaßen das, was mit dem bekannten englischen Terminus limited company heißt: jeder Einzelne ist mit einem Bruchteil des Seinigen beteiligt und dieses Bruchteil mag für den Einen

allerdings den wesentlichen Teil seines Gesamtvermögens ausmachen, bei anderen nur wenige Prozente. So können wir ja auch mehreren Gemeinschaften je mit einem Bruchteil angehören, und diese Gemeinschaften brauchen nicht gleichartige Ziele zu verfolgen, brauchen überhaupt in keinen bestimmten Beziehungen zu einander zu stehen. Natürlich bedeutet die Beteiligung hier nicht bloß einen Einsatz, sondern schließt Geben und Empfangen ein.

Der Begriff des Organismus, also die Parallelisierung der natürlichen Gemeinschaft mit einem animalischen Lebewesen (und zwar denkt man offenbar an ein höher organisiertes), ist nur mit wesentlicher Einschränkung passend. Es sind eben die höher organisierten Wesen *nicht*, mit denen die Vergleichung stattfinden könnte. Der Gemeinschaft als einem Lebewesen fehlt jedes centrale Organ. Sie ist denn auch als solche nicht derjenigen Funktionen fähig, deren Träger die centralen Organe sind. Vielmehr vollziehen sich im Leben der Gemeinschaft nur solche Prozesse, die im Leben des wirklich organisierten Einzelwesens die *niederen* sind. Wo dennoch höhere Funktionen ausgeübt zu werden scheinen, ist es eben Schein, daß die Gemeinschaft als solche sie ausübe, während sie in Wirklichkeit Einzelnen in der Gemeinschaft und deren auf das Gemeinschaftsleben drückendem Einfluß verdankt werden. Gilt dies für natürliche Gemeinschaften voller als für bewußt organisierte und anscheinend ganz nach fester Ordnung funktionierende, so schleicht sich doch auch in diese so viel natürliches Leben ein, daß sie jenem Lebensgesetz sich nicht zu entziehen pflegen.

Indem wir so in dem natürlichen Gemeinschaftsleben stecken und dieses Leben selbst von Gesetzen bestimmt wird, die *unter* unserer individuellen Intelligenz und Willensentwickelung liegen, bildet dasselbe für uns gleichsam eine zweite Körperlichkeit, von ähnlich tragender, mitbestimmender, gelegentlich hemmender und auch herrschender Bedeutung wie unser eigentlicher Körper, und andrerseits auch gleich diesem dazu bestimmt, daß im Wichtigen und Entscheidenden unser Geist, unserer individueller Geist also, sich davon unabhängig zu erhalten oder zu machen vermöge. —

Es gilt nun, diesen allgemeinen Sätzen, diesen Ergebnissen der beobachteten Wirklichkeit, einiges, teils zum Beleg, teils zur Ergänzung hinzuzufügen. Noch einmal: wie groß auch die Verschiedenheit und

Abstufung in der Abhängigkeit oder Selbständigkeit des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft sei und wie verschieden die natürliche Macht und thatsächliche Festigkeit der letzteren, erheblich ist die Abhängigkeit auch bei dem scheinbar starken Individuum. Und sie darf und soll es. Zwar, von dem einengenden Kreis etwa einer Verwandtschaft oder Ortsgemeinde, einer Amtsbruderschaft oder auch einer Stammesgenossenschaft sich in seinem Denken und Fühlen unabhängig zu machen, und überhaupt jeder umgebenden Lebenssphäre gegenüber bis zur Freiheit der Prüfung und der Einsicht zu gelangen, ist schätzenswert. Aber darum nicht mit den Seinigen im rechten Augenblick voll zu fühlen, nicht von irgend einem Strom der Empfindungen sich mit tragen zu lassen, wäre unerfreulich. Es steht auch dem Hochgebildeten nicht übel an, sich zeitweilig in der gemeinsamen Gefühlssphäre des Volkes oder sonst der größeren natürlichen Gemeinschaft zu finden, in sie wieder einzutauchen — obschon nicht in ihr unterzutauchen. Man muß nicht gerade an die kühl ruhige Teilnahme Fausts auf dem Osterspaziergang denken oder andrerseits an das möglichst gründliche Mitmachen der Kirchweih oder des Karneval, sondern an tieferes Mitergriffenwerden durch Leid und Freud, namentlich in kritischen Stunden. (Ehedem gab eine Feuersbrunst schöne Gelegenheit zum Mitfühlen wie Mitregen und -handeln; die jetzige Kultur hat diese ethische Gelegenheit fast überall hinweggenommen.) Das bekannte „right or wrong, my country“ des Engländers darf nicht das Gesetz predigen, daß der Patriot als solcher seines Landes Unrecht nicht zu sehen habe, wohl aber dasjenige, daß ihn in Augenblicken der vaterländischen Gefahr nicht sein überlegener ethischer Standpunkt am vollen Mitfühlen mit dem Geschick des Ganzen hindern dürfe. Doch, wie gesagt, wie hoch wir uns auch erheben, wie frei wir uns innerlich bewegen mögen, den natürlichen Gesetzen des Gemeinschaftslebens bleiben wir in irgend einem Maße unterworfen, von seinen Strömungen werden wir mit getragen, Strömungen des Fühlens und Wollens, aber damit auch des Denkens; selbst dieses letztere löst sich nicht ganz ab.

Jenes Gesetz nun, daß die Vereinigung der Individuen nicht Summierung ihrer Einzelpotenzen ergebe, bestätigt sich praktisch vor jedem Auge. Man kann sagen, daß geradezu das Gegenteil der Fall ist. Die Summierung bleibt um so sicherer aus, je höher entwickelt, je selbständiger reif die Individuen sind. Es findet eher eine ver-

wirrende Durchkreuzung der zahlreichen geistigen Fäden, als eine Verbindung zu festem Geflecht statt, eher gegenseitige Annullierung als Addition. Größere beratende Versammlungen von gebildeten Männern (wirklich unterliegen eben auch bloße Versammlungen unserm Begriff der Gemeinschaft) bringen meist nur Abschwächung, Depotenzierung dessen, was die einzelnen Intelligenzen vorbereitet haben oder hätten schaffen können — es sei denn, daß sie von solchen einzelnen wirklich beherrscht werden, so daß sie sich mit der Rolle des Echo oder doch der Gefolgschaft begnügen, was denn allerdings sehr häufig so vorkommt. Doch selbst die feinere Rezeptivität scheint in der Gemeinschaft eher zu leiden als sich zu erhöhen. Hans von Bülow schrieb in den 50er Jahren an einen Freund (nach der Deutschen Rundschau vom 15. November 1899, S. 316) auf Grund einer frischen Erfahrung, er sehe nun, „daß ein Publikum von lauter Musikern gerade so schwachköpfig ist wie ein Einzelner in irgend einem Lokalpublikum", und was er bei den Musikern gefunden hat, fand sich oft genug auch bei der Anhäufung anderer Kapazitäten. Solon sagte bekanntlich von den Athenern, sie seien einzeln schlaue Bursche, aber als Gesamtheit ließen sie sich von hohlen Phrasen hin und hertreiben. Es giebt eben hier weder Addition noch Multiplikation, und noch weniger Potenzierung, sondern eher Depotenzierung.

Das Fehlen centraler Organe in dem unechten Organismus macht sich überall fühlbar. Das Maß fehlt, d. h. das abgemessene Maß des sicher Schreitenden. Wenn dafür zu Zeiten Abschwächung alles fest Charakteristischen eintritt, ein Verwaschen und Verwischen des Scharfbegrenzten, so ist das offenbar kein Ersatz; und ebenso oft tritt ja die Maßlosigkeit ein, das Übersteigern der Stimmung, Überstürzen der Strebungen. Montesquieu sagte mit Recht: Le peuple a toujours trop d'action ou trop peu; aber das gilt ähnlich fast von jeder vielköpfigen Lebensgemeinschaft. Schwärmen kann ja freilich auch der Einzelne für sich, oder noch besser die Einzelne; aber weitaus das meiste Schwärmen erfolgt auf dem Wege der Übertragung, der Cirkulation, so also, daß der Einzelne davon ergriffen, in den Taumel hineingezogen wird, ohne daß die Erregung einen Herd in seinem Innersten hätte. Der bekannte „Sturm der Entrüstung", der durch die Glieder einer Gemeinschaft geht, bezeichnet ganz richtig das Verhältnis; die einzelnen Seelen werden wie schwache Blätter des Baumes

davon angeweht und zum Beben gebracht, aber mehr ist es nicht. Parteien, die sich um einen Führer oder um ein Programm scharen, werden beim Fehlen des feineren Maßes starrer als das Prinzip selbst, entschiedener und einseitiger als der führende Geist, päpstlicher als der Papst. Wie an sich schwache Gefühle durch die Vereinigung stark werden, zeigt sich schon in der Stunde festlichen Zusammenseins, wo z. B. ein Toast leicht einen solchen Jubel erweckt, wie er weder durch den Gegenstand an sich noch durch die wirkliche persönliche Gesinnung der Einzelnen sich rechtfertigen würde. Man spricht ja von einem zündenden Toaste: die Gemeinschaft bekommt eben als solche etwas von der Natur des Zunders. Es geht denn auch ähnlich mit dem Wohlgefallen an einem Witze, der ja vor hundert Köpfen eine ganz andere elektrische Kraft bewährt, als vor einem oder zweien; und es geht so mit dem Entzücken an einer künstlerischen Produktion.

Gewisse Gefühle scheinen überhaupt erst in der Gemeinschaft zu gedeihen, bedürfen wenigstens für die Meisten der Gemeinschaft als Herd oder Grundlage oder Resonanz; so die patriotischen, aber auch die kirchlich-religiösen (nicht die religiösen schlechthin!). Für den Einzelnen droht das, was innerhalb der Gemeinschaft mächtig wurde, sich dann in der Vereinzelung leicht wieder zu verlieren oder doch abzuschwächen. Es ist nicht bloß das Echo draußen in der Natur, das mit der Entfernung schwächer wird; was im menschlichen Gefühlsleben vom Echo etwas an sich hat, verklingt nicht minder. Das Gefühlsleben der Gemeinschaft als solcher zeigt Hinneigung zum Rausche, seine eigentliche Kraft gewinnt es erst in der Form des Rausches, während es sonst mehr latent bleibt. Aber dem Rausche ist eigen, daß nichts neben dem einen, herrschenden Gefühle Geltung behält, und ihm ist ferner eigen, daß ihm Enttäuschung folgt, Abstumpfung, Ermattung. Die natürlichen Reaktionen spielen überhaupt eine große Rolle in dem — immer halb physischen — Leben der Gemeinschaft; Stimmungsumschlag erscheint in mancherlei Form. Doch auch die Entschließungen, wenn man von solchen als Funktionen der Gemeinschaft reden will, haben nicht die sichere Grundlage und die Nachhaltigkeit eines wirklichen und individuellen Willensentschlusses. Vorwiegend erfolgt das Beschreiten eines Weges überhaupt nicht durch etwas wie Entschließung, sondern eher durch Erschlaffung älterer Strebungen, auch durch das inferiore Bedürfnis der Veränderung, der Neuerung. Die Kleidermode, die am

anſchaulichſten das Veränderungsbedürfnis bei der Geſamtheit (zuſammen mit dem Angleichungstrieb der Einzelnen) vor Augen führt, zeigt faſt noch häufiger als mäßige Modifikation ein jähes Umſchlagen ins Gegenteil: auf dieſem Gebiete, wo zu denken auch kein einzelner ſich veranlaßt findet, wo beſonders deutlich die unperſönliche, kopfloſe Geſamtheit handelt, wird eben das Taumeln von einer Seite zur andern beſonders wahrnehmbar. Doch auch auf den viel ernſteren Gebieten iſt die natürliche Bewegung der Geſamtheit nicht etwa Fortbildung, und darum werden in allem öffentlichen Leben Reformen immer wieder erforderlich, während im Leben des Einzelnen zwar grundſätzliche Umkehr im großen oder kleinen nötig wird und häufig vorkommt, aber dieſes Leben doch keineswegs in der Selbſtreformierung verläuft. Während der Einzelne bekanntlich „den Kopf verlieren“ kann, bringt die Gemeinſchaft es nicht leicht zum Kopfe. Daß die verſäumten Reformen im Gemeinſchaftsleben die Revolutionen hervorrufen, iſt bekannt. Ehe einer Gemeinſchaft über einen weſentlichen Punkt ihres eigenen Lebens die Augen aufgehen, pflegt es lange zu währen: dann aber fällt es ihr wohl eines Tages wie Schuppen von den Augen.

Alles Leben verläuft hier geradliniger und mehr ruckweiſe. Man kann vielleicht auch geradezu ſagen: mineraliſcher — ſo ſtark wirken natürliche Schiebungen der Maſſe. Es war oben vom ſingenden Chor die Rede; daß ſein Geſang, wenn nicht mit künſtlicher Energie kontrolliert, im Vergleich mit dem der einzelnen Perſon des Reliefs entbehrt, iſt offenbar; aber er entbehrt auch der Kraft, die Tonhöhe wirklich feſtzuhalten. Der ſingende Chor ſinkt, wie der Einzelne nur bei beſonderer Unfähigkeit thun würde. Das iſt ſymboliſch. Auf geiſtigem Gebiete iſt es nicht anders. Es werden keine Linien und Höhen andauernd feſtgehalten. Selbſt die Auffaſſung vermag nicht feineren Linien gerecht zu werden, jedenfalls verſchwimmen ſie ihr alsbald. Geſchichtliche Geſtalten werden auf gewiſſe einfache Charakterlinien gebracht, und was auch die deutlichere Erkenntnis einzelner darüber hinaus enthält, durch das unwiderſtehliche Bedürfnis der Geſamtheit wird eine geradlinige Figur gefordert und fixiert. Die kirchliche Heiligenlegende iſt nur eine, beſonders naive, Species; aber Legende iſt überall, wo Geſchichte von einer Geſamtheit feſtgehalten wird. Die hier bewahrten Vorſtellungen kommen dem Kindlichen näher, und ſelbſt dem Kindiſchen

können sie zuneigen. Das Bedürfnis oder die Fähigkeit des Bewunderns gehört der persönlichen Reife an: für die Menge wird daraus immer wieder das bloße Bedürfnis des Anstaunens, des Sichverwunderns, und die Urteile bewegen sich nur auf der Linie des Quantitativen. Diese „Menge" braucht aber keine Volksmenge zu sein. An das Wort Albas in Goethes Egmont: „Glaube mir, ein Volk wird niemals alt, ein Volk bleibt immer kindisch," kann man oft auch gegenüber einem „gebildeten Publikum" denken. So kann es uns auch nicht wundern, wie leicht es den Gemeinschaften geschieht, daß sie den Zweck nicht im Bewußtsein behalten und ihnen das, was eigentlich nur Mittel war und sein soll, zum Zwecke wird. Ja, diese Vertauschung gerade ist ganz besonders charakteristisch, und sie ließe sich auf vielen Feldern nachweisen.

Offenbar ist die ethische Sicherheit nicht stärker als die intellektuelle. Als Rauschgefühle machen sich eben auch die sittlichen geltend, und festgehalten werden sie nicht recht, es erfolgt stille Abbröckelung oder auch vollständige Reaktion. Selbst die Entrüstung gegen einen groben Verbrecher wird oft nicht lange bewahrt: Neugierde, Sentimentalität, vielleicht auch niedere Reize mischen sich ein und thun auflösende Wirkung. Ja, die bloße „Zeit", eine geringe Zeit vielleicht, genügt. Die Gefühle der Menge verwittern rasch an der Luft. Einer der schönsten Züge in dem ethischen Leben der großen Gemeinschaften ist das von Zeit zu Zeit immer wieder sich kundgebende Bedürfnis der Gerechtigkeit, des gerechten Ausgleichs. In der That, Gerechtigkeit ist — da höhere ethische Qualität nicht verwirklicht wird — das gesunde Ideal für das ethische Fühlen und Handeln der Gemeinschaft. Sie scheint eine Sache der einfachen geraden Linien und also nicht zu schwer für die dumpfere Intelligenz. Indessen, da alles schließlich auf zwei Felder, schwarz oder weiß, getrieben wird, so ist denn auch grobe Ungerechtigkeit nichts weniger als unerhört, und da das Bewußtsein der Gesamtheit überhaupt kein weites ist, so wird vielfach auch durch Ignorieren die Gerechtigkeit versagt. So waltet denn auch in Dank und Undank das Extrem; so groß die Bedeutung der großen Männer ist, sie erheben sich nicht in Wirklichkeit so hoch über die Linie, als der Ruhm, die Begeisterung, der Dank der großen Zahl sie erhebt (was übrigens darum nicht beklagt oder angefochten werden soll). Daß am Erfolg großen-

teils die Bedeutung gemessen wird, ist allbekannt; die Gesamtheit ist darin ungefähr so gerecht wie die ordinären Eltern, die die Strafe ihren Kindern nach der Größe eines angerichteten Schadens zumessen.

Ähnlich wie mit Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, mit Dank und Undank, ist es denn auch mit Vertrauen und Mißtrauen, mit Treue und Untreue. Alles kumuliert sich, und alles bleibt unberechenbar. Die Gemeinschaft ist leichter mutig als der Einzelne, aber auch leichter feige. Die Panik wie der Todesmut in der kämpfenden Truppe sind elementare Erscheinungen, auf die schon oben die Rede kam. Der Einzelne erlebt dergleichen wohl im Traume: da kommt Feigheit über ihn, zu der er sich im wirklichen Leben nimmermehr erniedrigen würde, da übt er auch Handlungen eines rücksichtslosen, brutalen Mutes, vor denen er im Wachen mit Grauen zurückschrecken würde; im Traume sind wir eben nicht Persönlichkeiten. Einem solchen Träumenden also kommt die handelnde Menschengesellschaft vielfach nahe. Noch eine Art des Umschlags oder der gefährlichen inneren Verschiebung findet im Massenleben ihr Feld: die Liebe umgiebt sich gern mit einem Rand des Hasses (nach der gegnerischen Seite hin), sie sucht gewissermaßen durch solchen Haß sich selbst zu stützen oder zu beleben, und oft spielt sie denn auch stark über jenen Rand hinüber; ebenso hängt sich der Begeisterung der Fanatismus an. Ein Einzelner würde dieses Gefühl nicht leicht in sich erzeugen. Und man kann fanatisch sein ja auch außerhalb der religiösen Genossenschaften; je mehr eine Organisation idealen Zielen gilt, um so leichter stellt sich diese Karikatur ein; die niedere Natur kommt doch so stark zur Geltung, daß das Höhere nur Parole bleibt oder nur Wappenschild oder Fetisch. Das unterscheidungslos leidenschaftliche Eintreten für das französische Heer und gegen seine vermeintlichen Feinde während des Dreyfus-Prozesses gab von solcher Ausartung eine Probe.

Überhaupt: was der richtige Sinn und Geist der Gemeinschaft sei, wie schwer ist das zu sagen! Nachdem wir sie mit den niederen animalischen Lebewesen verglichen haben, mit den Organismen ohne Centralorgan, mit dem Individuum im Rausche, mit dem Träumenden (um vom Blattwerk des Baumes oder den Resonanzwänden des Raumes zu schweigen), müssen wir ihr auch noch die Natur des Proteus zusprechen. Dasselbe Volk, das die innere Gesundheit und un-

getrübte Natur darstellen mag, präsentiert sich auch in anderen Momenten als unheimliches Ungeheuer. Und die über das Volk Emporragenden, Gebildeten? Auch sie, als Menge oder Gesamtheit genommen, macht die Situation zu diesem oder jenem. Wir sprechen von dem, was „die böse Welt sagt"; wer ist die böse Welt? Wir alle, in den geeigneten Berührungen und Beziehungen, wenn wir uns nicht ganz besonders in höherer Zucht halten. Im allgemeinen ist es von der „guten" Gesellschaft bis zur „bösen" Welt kaum weiter als von Sparta nach Lacedämon.

Doch gedenken wir auch der Abstufungen und Maßunterschiede. Wenn oben die Gemeinschaft als eine Art von zweiter Körperlichkeit für unser individuelles Geistesleben bezeichnet wurde, so kann dieser Körper für uns, gleich dem andern, zum eigentlichen Herrn werden oder aber auch uns in erfreulichem Maße (absolut niemals!) frei bleiben lassen. Er kann unsere niedere Natur stärken, oder auch die höhere, und auch abwechselnd beides; das letztere wird für die Meisten zutreffen. Oft gehen wir auch nicht so ganz in dem Fühlen der Gemeinschaft auf, wie es scheinen, wie es uns selber scheinen mag. Die zusammen singenden Studenten sind anscheinend ganz von der Stimmung, von dem Ethos der Kneipe und des Kommersbuchs durchdrungen: aber der Einzelne unter ihnen hat doch ein eigenes Kapital im Hintergrunde seines Innern, mit dem er seinen eigentlichen moralischen Bestand bestreiten muß. Die Leichtfertigkeit der Trink- und Lumpenlieder strömt zeitweilig mit durch seine Seele, und in der Resonanz der Vielen wird sie für den Einzelnen kräftig; aber man hat doch nur zusammengeschossen, um sich so zu beleben, nicht um sich innerlich zu bestimmen.

Dem Geist und der Stimmung der umgebenden Lebensgemeinschaft widerstreben zu sollen, das hat für den Einzelnen seine verstimmende Rückwirkung, und es ändert daran nichts, wenn man sich diesem Geiste durchaus überlegen weiß. Hier erweist sich körperlich-räumliche Nähe wieder als ein Bann auch für das Innere, wie wir dieses physischen Verhältnisses ja oben gedacht haben. Aber nicht bloß diese körperliche Nähe. Der moralische Mut, sich bewußt und ausgesprochen gegen eine Mehrheit zu setzen, ist — so viel Proben davon auch gegeben worden sind und hoffentlich immer wieder gegeben werden — doch oft genug schwerer, als eine idealistische Theorie das erscheinen läßt.

Und die Schwierigkeit ist doch auch von dem bloßen äußeren Schwergewicht der zu bekämpfenden Gesamtheit abhängig. Da, wo es gilt, gegen weit zurückreichende und weithin ausgebreitete Glaubensüberzeugungen anzugehen, gleichsam die unendlich schwere Decke dieser dichtgewordenen Gesamtheitsanschauung mit bloßer einzelner Menschenhand aufzuheben, da versagt zu Zeiten auch der kräftigste Mut. Selbst ein Fichte zagte in gewissen Stunden vor dieser Aufgabe. Andere dagegen suchen und finden die ganze Stärke ihrer Person in der Stärke eines herrschenden Systems, suchen auch wohl ihren Willen — einen Willen, der ihrer eigenen Natur fehlt — in dem Willen der Gemeinschaft, oder stellen umgekehrt die ganze Fülle ihres persönlichen Fühlens und Wollens in den Dienst der Strebungen, welche die Gesamtheit durchziehen und freilich erst durch die Gemeinschaft ihnen überkommen sind. So etwa die belehrungs- und bekehrungsdurstige Pietistin, wie denn überhaupt dies häufiger die Rolle von Frauen als Männern sein dürfte. Auch die Erscheinung bleibe nicht unerwähnt, daß mancher einzelne sich gelegentlich als Glied der Gemeinschaft mit und in dieser tiefer gekränkt fühlt, als er es in seiner Person fühlen würde: und das kann ebensowohl Zeichen einer tiefen Hingabe an die Sache und Idee sein, wie freilich auch die unnötige Erweiterung einer zufälligen individuellen Empfindlichkeit. —

Wenden wir den Blick, der bis jetzt nur über das Gemeinschaftsleben im allgemeinen hinstreifte, doch auch noch gewissen Erscheinungen aus dem Leben bestimmter Gemeinschaften zu. Pestalozzi machte in seinem „Schweizerblatt" die hübsche Bemerkung, daß die gewöhnliche Sonntagspredigt so oft ganze Gemeinden erbaue und so selten einem einzelnen Menschen auf den rechten Weg helfe.*) In der That ist

*) Bei dieser Gelegenheit sei doch darauf hingewiesen, daß über das Verhältnis der Gemeinschaft zu dem Einzelnen schwerlich etwas Tieferes oder Originaleres gesagt worden ist als von Pestalozzi im zwölften Briefe seines Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Allerdings ist es dort versteckt, denn die Pädagogen, die allein den alten Meister studieren, geht es unmittelbar nicht an. „Die Masse der Menschen unterliegt in jedem Fall der Einseitigkeit der Ansprüche unserer sinnlichen Natur und ihrem Abrichtungs- und Verkünstelungsverderben weit mehr als der einzelne Mensch. Das ist in dieser Hinsicht selbst von den Regierungen wahr. Sie unterliegen als Masse, als Korps, den Ansprüchen unserer sinnlichen Natur und ihrer Verhärtung weit mehr als dieses vom einzelnen Menschen und sogar

ja das Erbauen eigentlich eine Wirkung nur auf die Gesamtheit, deren einzelne Glieder als gute Bausteine zu einem um so festeren geistigen Gotteshause zusammengefügt werden sollen. Doch fühlt sich eben auch der Einzelne „erbaut" und versteht darunter: erhoben, über sich selbst erhoben. Sehr schön! Aber es bleibt doch eben ein tiefer Unterschied zwischen der Wirkung, die auf den Einzelnen als Teil eines Ganzen geübt wird, und der, die ihn wirklich individuell trifft, und namentlich zwischen der Nachwirkung im einen und anderen Falle, die die wahre Wirkung ist oder wäre. Daß unsere üblichen evangelischen Predigten sich des Individualisierens gar zu sehr enthalten, aus der Besorgnis, vom Himmel zu sehr auf die Erde zu geraten, wird von den Ernstesten immer wieder empfunden und beklagt. Wenn übrigens bei Vielen der treue Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft wesentlich nur Ausfluß des Bedürfnisses ist, überhaupt in einer Gemeinschaft zu stehen, an einem gemeinsamen Fühlen teilzunehmen, da das eigene zu unsicher und matt wäre, so braucht dies nicht angefochten zu werden; dieses Bedürfnis mag seine Stärke und Wirkung behalten. In der Gefahr werden die großen kirchlichen Gemeinschaften immer sein, daß, wofern nicht das Gemeinsame doch in der großen Anzahl der Seelen zu sehr auseinanderfließt, sie wirklich zu sehr die Natur des Bauwerks annehmen, das sich eben aus Bausteinen zusammensetzt, obwohl sehr viel lebendigere Organisation vorausgesetzt wird. Daß insbesondere die katholische Kirche eigentlich keine Individualitäten will,

---

von einzelnen Personen ihres Korps selber der Fall ist ... Die sinnliche Menschennatur wirkt auf jeden einzelnen Menschen mit weit größerer Zartheit und reinerer Kraft, als sie dieses auf Menschenhaufen, auf Massenvereinigungen unseres Geschlechts, welche diese auch immer seien, jemals zu thun vermag ... Es ist unleugbar, das Heilige und Göttliche, das im Instinkt selbst liegt, ... wird, wo er ... auf irgend eine Menschenmasse, auf irgend ein kollektives Verhältnis unseres Geschlechts einwirkt und durch seine diesfällige Einwirkung einen esprit de corps in diese Masse hineinbringt, in seinem Wesen gelähmt und unwirksam. Der Instinkt wirkt auf jede Menschenmasse, von welcher Art diese auch immer sei, mit der verhärteten Gewaltskraft, die jede Art von Menschenvereinigung in ihn selbst hineinbringt ... Diese Verschiedenheit der Einwirkung auf einzelne Menschen und auf ganze Korps ist von der höchsten Bedeutung und verdient in allen Rücksichten weit größere Beachtung, als sie genießt" u. s. w. Was auch in diesen Äußerungen, wie sonst bei Pestalozzi, mehr oder weniger dunkel bleiben mag, der edle Seher blickt doch wieder tiefer und durchdringender als die gewöhnlichen Geister alle.

daß in ihr der Anteil an dem geistigen Gemeinschaftsleben die Einzelnen möglichst ganz erfüllen oder doch bestimmen soll, ist handgreiflich.

Dies mag sogleich hinüberführen zu den Ständen. Denn unter diesen ist ja der die Kirche vertretende Stand, der Klerus der katholischen Kirche zumal, der am meisten gefestigte und damit zugleich anderen gegenüber abgeschlossene. Nicht bloß durch äußere Einrichtung; sondern die beruflichen Strebungen müssen hier mehr als anderswo die Personen erfüllen und bestimmen, und das Gemeinsame, Verbindende ist zugleich für die Individuen durchaus das Bedeutungsvollste. Sehr nahe aber kommt diesem Stand an fester innerer Geschlossenheit der anscheinend diametral gegenüberstehende, der Offizierstand. Die Macht und die verbindende Kraft des Gemeinsamen in Lebenslage, Gewöhnungen, Anschauungen und die abtrennende Wirkung nach außen sind ähnlich groß. Darin liegt die Stärke nicht bloß der Gemeinschaft, sondern auch des Einzelnen, der hier eben seine Stärke ganz wesentlich durch die Gemeinschaft empfängt, und damit in der That eine sehr sichere Stärke aufweist. Was sich nun an Individualität trotz dieser Uniformität durchsetzt, kommt mehr erst allmählich zur Geltung und wird dann (das ist sehr wert, beachtet zu werden) im allgemeinen eine *schätzbare* Individualität, wie uns die Berührung mit älteren Offizieren das oft genug erfahren läßt. Daß nun aber auch abgesehen von den genannten Ständen die praktisch moralischen Normen für weitaus die Meisten nicht so sehr aus der allgemeinen, hohen Moral fließen, als aus der engeren Gemeinschaft des Standes, läßt sich alltäglich beobachten. Die Augen der Gesamtheit für das Schöne und Häßliche, das Sündliche und Läßliche sind im allgemeinen auch die des Einzelnen. Nicht bloß bei Schulbuben und deren nachsichtigen Eltern gilt es, daß der sich Vergehende und zur Rechenschaft Gezogene „es ja nicht schlimmer getrieben habe als die Andern," sondern auch bei aristokratischen Hazardspielern oder ansehnlichen Geschäftsleuten, und es schlägt den dreisten Fälschern der Verkaufswaren kein Gewissen in ihrer eigenen Brust, wenn sie sich vom Gewissen der Standesgemeinschaft gedeckt fühlen. Die Gemeinschaft ihrerseits aber besitzt nicht die Kraft, sich durch sich selbst zu strengeren Grundsätzen zu erheben, wofern nicht doch wiederum Einzelne diesen hebenden Einfluß auf sie gewinnen. Eine Gesamtheit übt eine hebende Wirkung überhaupt nur in bestimmten, großen

Momenten; häufiger dagegen zieht sie den Einzelnen mehr hinab, mit einer Art von physischem Schwergewicht.

Wie dieses Abwärtsziehen sich auch auf dem mehr intellektuellen Gebiete fühlbar macht, wurde schon oben besprochen. So ist denn z. B. zwischen einem Studenten und einem Bauernburschen ein großer Unterschied, aber zwischen vielen Studenten und vielen Bauernburschen ist der Unterschied in manchen Momenten sehr unscheinbar; mindestens der Unterschied des Eindrucks. So war ferner eine Rohheit wie der Pennalismus der älteren Zeit nur möglich durch die verrohende Wirkung des Gemeinschaftslebens in der Lebensperiode, wo die Einzelnatur noch zwischen luftigen Höhen und gemeinem Erdboden hin und her gezogen wird. Der Korpsgeist mancher Schülerklassen bedeutet nicht minder eine Verrohung oder Vergröberung, verglichen mit dem wirklich persönlichen Fühlen des Einzelnen. Aber auch eine Körperschaft wie die der Gelehrtesten im Lande vermag in gewissen Momenten sich ebenso sehr als unbewegliche Masse zu erweisen, wie das am anderen Ende der Bildungsleiter befindliche „Volk". In allen beschließenden Körperschaften fällt dem Einzelnen ein zu geringes Maß geistiger Verantwortlichkeit zu, als daß der Geist und das Gewissen wach genug blieben. Mit der Verantwortlichkeit leiden Initiative, aktive und passive Beweglichkeit, persönlicher Kulturwert.

Mir scheint, daß sich eine herabmindernde Kraft der Zusammenschweißung doch auch bei den Bewohnern der Großstädte fühlbar macht. Als rein äußerlich mag gelten, daß der gewöhnliche Großstädter überhaupt der steten Anregung durch eine zahlreiche Menschenumgebung bedarf, daß es ihm einen Abzug am vollen, normalen Leben zu bedeuten scheint, dieser Berührung, dieses anregenden Menschenfluidums zu entbehren, und daß das stillere Leben draußen ihm leicht als eine Art von Halbleben Mitleid einflößt. Die Erregung durch diesen ganzen Kontakt bleibt aber wirklich an der Oberfläche, eine gestaltende Kraft auf die Persönlichkeit kann sie natürlich nicht ausüben. Dieser alltägliche Typus der Großstädter zeigt sich nie verschlafen, aber auch selten vertieft. Man stößt in der Großstadt auf viel weniger Menschen mit schwankenden Ansichten, aber im Grunde wohl auch auf weniger Menschen mit wirklich eigenen. Der politische Radikalismus der Bürger der Hauptstädte ist bekannt; er ist aber nur ein Symptom von der Unfähigkeit, feinere Linien und Maße zu bewahren, und indem ihnen die feineren Nüancen

ſamt der Fähigkeit zur Nüancierung fehlen, bleiben ſie eigentlich trotz aller erſcheinenden Sicherheit in ihrem Urteil eine Stufe tiefer ſtehen als die minder angehäuften und minder abgeſchliffenen Menſchen draußen. Natürlich erleichtern dort andrerſeits die günſtigen Kulturbedingungen viel hochgehende perſönliche Bildung, und es fehlen auch die ganz originellen Individuen keineswegs, ſie werden gewiſſermaßen gerade durch den gewaltigen Druck der gleichartigen Gemeinſchaft um ſo beſtimmter „ausgewirkt“, auch durch die größere Freiheit der Bewegung begünſtigt. Aber die Zahl der produktiven Kulturträger ſteht doch in keinem Verhältnis zu der Geſamtzahl der Kulturteilnehmer; eine gewiſſe Depotenzierung findet dort wiederum durch die Anhäufung, durch die allzu reichliche Berührung und Verbindung ſtatt.

Alle oben angeſtellten allgemeinen Betrachtungen über das uns beſchäftigende Verhältnis finden wohl die vollſte Anwendung auf das Leben der Nationen. Die Wirkung des Gemeinſchaftslebens auf den Einzelnen, das Leben der Gemeinſchaft ſelbſt durch Zuſammenſchließen der Einzelnen, die Wechſelwirkung, die Bedeutung der Strömungen, die ſteigende Kraft und auch die abſchwächende: das alles wird nirgends deutlicher. Zwar ſcheint Centralität hier weniger zu fehlen als in manchen andern Gemeinſchaften, denn in der „Regierung“ der Völker wäre dieſe Centralität gegeben. Aber das Leben der Nationen regelt ſich doch keineswegs durch das, was ihre Regierung heißt; dieſe wird unter normalen Umſtänden viel mehr Vermittlerin ſein zwiſchen dem Drang und Bedürfnis der Nation und den demgemäß zu verwirklichenden Zielen. Das gilt nicht bloß von Republiken, es wird ſelbſt von abſoluten Monarchieen noch einigermaßen gelten. So bleibt denn auch die Berechenbarkeit innerhalb des Lebens der Nationen immer ſchwach, wenn auch am ſchwächſten bei ſolchen, die ſich republikaniſch verwalten (wo ſich übrigens zugleich jenes obige Geſetz von dem gegenſeitigen Neutraliſieren der feineren Intelligenzen beſonders wirkſam erweiſt). Auch zwiſchen den ſtark centraliſierten und den mehr frei unierten Nationen wird hier die Verſchiedenheit nicht ſo abſolut ſein; mehr das Tempo der Veränderungen wird ſich unterſcheiden als die Veränderlichkeit. Was ferner die ſtaatlichen Parteien betrifft, ſo mögen die einzelnen auf wohlgeformtem Programm ruhen oder mehr durch Perſönliches zuſammengehalten werden, vielleicht auch durch bloße

Stimmung oder Verstimmung zusammengeführt sein: einen dauernden Bestand indessen haben nur diejenigen, welche elementare Richtungen im Leben der Nation vertreten. Der Wechsel aber im Schicksal dieser Parteien, ihr zeitweiliges Obenaufkommen und Unterliegen, ist, aus der rechten Entfernung angesehen, nicht mehr als ein Stimmungsumschlag in dem elementaren Seelenleben des Ganzen.

Wie im übrigen Stimmungen, Impulse, Reize, Emotionen im Leben der Völker mit ganz anderer Stärke wirksam werden, braucht kaum angedeutet zu werden. Viele Einzelne, die einer Begeisterung nicht fähig sind, lassen sich mit von ihr ergreifen. Zur Zeit des drohenden Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien appellierte man von gewisser Seite an die politische Berechnung der Amerikaner, sofern nämlich auch die von einem Sieg zu erhoffenden Vorteile nicht groß sein würden. Ganz irrtümlich! So schwer der nüchterne Geschäftsrechner für seine Person Zuständen unterliegen wird, wo er von Leidenschaft bestimmt wird statt von Berechnung, so gewiß ist auch hier die Gesamtheit der Macht leidenschaftlicher Strömungen ausgesetzt, und das Bedürfnis der bis zu einem gewissen Grade geweckten Leidenschaft, sich auszulassen, wird fast unwiderstehlich. Fast ebenso irrtümlich ruft man seit vielen Jahren dem französischen Volke zu, es möge doch in der elsaß-lothringischen Frage „Vernunft annehmen". Vernunft annehmen ist für ein Gesamtvolk eine ungeheuer schwierige, eine fast unmögliche Sache: es können im allgemeinen nur Surrogate der Vernunft wirksam werden, etwas was in der thatsächlichen Wirkung dem Vernünftigen gleich kommt, schwerlich mehr. Der Chauvinismus ist, wie der Fanatismus, eine psychologische Erscheinung, die nur im Gemeinschaftsleben gedeiht; nur da erhitzen sich zu solchem Grade Gefühle, die an sich ruhig sind. Dabei hat der nationale Haß den Vorteil, sich selbst als eine bloße Kehrseite kräftiger Liebe vorkommen zu dürfen. Daß Völker sich gegenseitig wirklich verstehen, sich würdigen, einander vertrauen oder Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist so unendlich schwer, daß es überhaupt nicht geleistet wird. Die gediegensten Zeitungen bleiben, mindestens in Augenblicken einer gewissen Spannung, durchaus unter dieser Höhe. Und selbst die gediegensten Einzelmenschen innerhalb der Nationen leisten es nicht auf die Dauer; wie man als Privatmann fein und als Mitglied einer Volksgemeinschaft roh empfinden kann, haben manche Engländer der höchsten Gesellschaft in der

Zeit der beginnenden Transvaalkrisis gegenüber Deutschland bewiesen. Bei erregbarer Volksnatur kommt das Gleiche auch zwischen den Parteien im Lande vor. In der Dreyfus-Angelegenheit mochte uns Ausländern zeitweilig die ganze französische Nation in der Rolle des Pöbels erscheinen: so allgemein erschien — wenn dabei auch optische Täuschung einwirkte — das leichtfertige gegenseitige Verklagen, das Hinwerfen gemeinster Beschuldigungen. Wenn bei dem Einzelnen, auch hoch Entwickelten, die niederen Triebe niemals unbedingt überwunden sind, sollte es bei Nationen besser sein können? Man wird die rohesten Kriege in Zukunft so gut wie in der Vergangenheit erleben, als ob zu einer Civilisation der Liebe nie ein Anlauf genommen worden wäre.

Um bei dem französischen Volke noch einen Augenblick stehen zu bleiben, so giebt es den sprechendsten Beweis für das schon oben berührte Mißverhältnis zwischen ethisch-intellektuellem Wert der Individuen und der Gemeinschaft. Wie wohl weiß der Einzelne ein feines Maß zu bewahren, wie bewegt er selbst in seiner Erregung sich auf anmutenden Linien! Was wir da als theatralisch bezeichnen, hängt doch mit jenem Vorzug zusammen. Allerdings ist die Neigung zum Zuspitzen immer auch eine ästhetisch-ethische Gefahr: von der scharfen Form bis zur Karikatur ist nur ein Schritt. Und daß die Erregungen der Gesamtheit immer sogleich ins Maßlose gehen, wo die der Einzelnen bis an die äußerste Grenze des Maßes streifen, begreift sich. Ist es vielleicht ein Gesetz, daß in dem Maße, wie die Organisation des Einzelnen sich verfeinert, das Gesamtleben der Gemeinschaft in seinem Werte gefährdet wird? So scheint es hier. Gewisse Werte lassen sich eben durchaus nicht zur Summe zusammenziehen, um es noch einmal zu sagen: sie annullieren sich eher. Noch eins: es war oben wiederholt von der Bedeutung der Gemeinschaft als einer zweiten Körperlichkeit die Rede; nun hängen die feinstorganisierten Geister oft am meisten von ihrer Körperlichkeit ab, und sollte das nicht auch für *diese* Art von Körperlichkeit zutreffen?

Im ganzen aber bleibt das Ethos einer Nation immer ein mit elementar Unethischem Durchsetztes. Eine ethische Wertentwickelung, wie bei einer Einzelperson ist da nicht zu suchen; das fehlende centrale Bewußtsein (das nur in einzelnen Momenten sich zu bilden scheint und jedenfalls mit ihnen vorübergeht) hindert dies. Darf man z. B.

Dankbarkeit von einem Volke als solchem erwarten? Antreffen wird man sie ja hier und da, aber erwarten kann man sie nicht. Darüber hat sich Bismarck am Abend des 1. September 1870 dem General Wimpffen gegenüber ausgesprochen. „Man darf schon im allgemeinen im Leben auf Dankbarkeit nicht rechnen, noch weniger auf Dankbarkeit eines Volkes. Man kann an die Erkenntlichkeit eines Fürsten glauben, allenfalls auch an die seiner Familie, aber man darf nichts von der Dankbarkeit einer Nation erwarten." Bei diesem ganzen Verhältnis aber zwischen dem Ethos der Nation und dem sittlichen Wertcharakter des Einzelnen hat man sich denn auch zu hüten vor dem Einsetzen des bloßen nationalen Charakterwertes für den des nationalen Individuums; dieser ist eben gewissermaßen immer nur mit einer Einlage an dem Gesamtvermögen beteiligt. Doch selbst was er von nationalen Unarten persönlich an sich trägt, fordert eine mildere Beurteilung, als wenn es eigenes Wachstum seines Innern wäre; es ist eben ein Stück seiner körperlichen Konstitution. Soll der einzelne Spanier darum für grausam gehalten werden, grausamer als wir andern, weil er an den nationalen Stiergefechten mit Interesse teilnimmt?

Wie wenig übrigens die Macht des Ganzen über den Einzelnen, die Einmütigkeit des Fühlens dieselbe ist bei den verschiedenen Völkern, das wissen wir Deutschen am besten und haben uns oft im Spiegel der andern zu betrachten gehabt. Wie groß ist dagegen, um von den erregbareren romanischen oder slavischen Völkern nicht weiter zu reden, die elementare Wucht des Gemeinschaftsgefühls in England, und wie leicht und rasch erfolgt seine Mobilisierung! So nun, wie in diesem Verhältnis die Nationen sich nicht gleichen, so auch nicht die verschiedenen Zeitperioden. Es giebt bekanntlich Perioden eines verhältnismäßig ruhenden oder latenten Gemeinschaftsgefühls und solche eines belebten, es giebt auch kritische Übergangszeiten, wo es ganz in Frage zu stehen scheint. Es giebt — wie für das einzelne Individuum, so für die Gesamtheit — Zeiten, in welchen das Gemeingefühl das der Gesundheit ist und die Grundstimmung eine zufriedene, und solche Zeiten, wo ihr alle Störungen fühlbar werden, wo sie allen Schwierigkeiten, Sorgen, Zweifeln, Fragen, allen Dissonanzen offen ist. Von bedeutungsvollem Einfluß ist unverkennbar auch für das uns beschäftigende Verhältnis die gegenwärtige Entwickelung des menschlichen Verkehrs. Aber es mußte schon oben zurückgewiesen werden, daß die gehäufte Berührung

eine Stärkung der Verbindung bedeute. Was von den Großstädten gilt, das gilt auf seine Weise von der gesamten modernen Kulturmenschheit. Auch hier fördert die Angleichung der Einzelnen keineswegs ihre Vereinigung: wie die alten niedersächsischen Bauern, vor dem Beginn unserer allgemeinen Kulturentwickelung, bei aller Gleichartigkeit ihres Gesichtskreises, ihres Sinnes und Wesens sich mißtrauend gegen einander isolierten, so ergiebt das andere Ende dieser äußeren Kulturentwickelung innerlich wieder ein ähnliches Verhältnis. Seit alle Welt in Eisenbahncoupés zusammentrifft, will niemand mehr Bekanntschaft machen, niemand reden. Und so in allen möglichen anderen Beziehungen. Indessen dem elementaren Einfluß durchgehender Gefühlsströmungen ist diese moderne Gesellschaft, trotz alles Sichzuknöpfens der Individuen, offenbar wieder um so zugänglicher; das Tempo, in welchem diese Art von elektrischem Strom jetzt den Gesamtkörper durchläuft, ist sehr beschleunigt; wenn nicht die Stärke des Gefühls, so ist doch die Lebendigkeit des Hervorbrechens erhöht; leichter Umschlag, Wechsel zwischen den Extremen ist offenbar begünstigt. Man ruft in dieser Lage zwar oft nach Individualitäten, weil man die Macht der Abhängigkeit von der Allgemeinheit peinlich fühlt: aber der Individualität ist nun einmal für ihre Entfaltung die Luft beengt.

Selbstverständlich gestaltet sich das Bild ebenso ungleich, wie für die kulturgeschichtlichen Perioden, für die verschiedenen Lebensalter. Für die Kindheit kommt, nachdem sie sich von der vollständigen und innigen Verbindung mit der Mutterstube losgelöst hat, bald die Zeit, wo die Spielgenossenschaft, ihr Treiben und Streben, eine überaus starke Macht für den einzelnen Hinzuwachsenden wird; aber auch während der gesamten Jugendzeit hält Kameradschaft das einzelne Individuum in mächtigem Banne. Bei Knaben waltet mehr das Bedürfnis zu gemeinsamem Wollen und Thun, zur Bildung einer Gesinnung auf dem Wege der Assoziation der persönlichen Regungen, bei Mädchen mehr das Bedürfnis zu gemeinsamem Fühlen. Bei Knaben entsteht eher ein wirklicher Gemeingeist, dem der einzelne sich unterordnet, in dem er seinen eigenen Sinn aufgehen läßt; bei Mädchen eher ein wirklicher und inniger Rapport zwischen den einzelnen, deren individuelles Fühlen sich dadurch aber vielmehr vertieft oder doch verdichtet; seltener werden sie fortgetragen von einem gemeinsamen Geiste, und wenn doch,

so ist das leicht der eines pietätlosen Übermuts oder unschönen Trotzes, oder aber — und das allerdings doch wohl am häufigsten — Schwärmerei. Und diesem Zuge bleiben sie denn auch im Alter der Reife offen. Daß von der Schwärmerei zu fanatischer Vertretung eines eingeflößten Vorstellungskreises nicht weit ist, versteht sich, und so zeigt sich das Geschlecht (jedenfalls in der Verfassung wie es bei der gegenwärtigen Ausbildung zu werden pflegt) auch in diesem Sinn vom Elementaren, dem nicht individuell Geistigen, abhängiger als das männliche, das hoffentlich nicht bloß um seines Knochengerüstes willen das starke heißt. Andrerseits sei doch gesagt, daß die Teilnahme der Frauen an schwungvoll patriotischem Fühlen oft als einer der schönsten Züge in ihrem Wesen hervortritt: es spricht da aus ihnen die Freude, auch ihrerseits an dem über das Eigenleben hinausgehenden und über dasselbe erhebenden großen Gemeinsamen mit dem Besten, mit dem Herzensgefühl, teilnehmen zu können.

Um aber auf die Jugend noch einmal zurückzukommen, so beginnt ein wertvoller Gemeinschaftsgeist erst im Jünglingsalter sich zu entwickeln (obwohl er natürlich auch da wertlos sein kann); für die meisten bedarf es noch dieser Stütze des unsicheren ethischen Ich, damit es wirklich Halt habe. Die Lösung dieser starken Bande wird bei späterem Rückblick mit Wehmut empfunden; aber sie mußte doch erfolgen, damit wirkliche Individualität sich bildete. Ob diese Individualität inzwischen *unter* den Geist der Gemeinschaft gesunken sei oder sich darüber erhoben habe, das bedeutet eben auch einen Scheideweg, an den jeder junge Herakles zu stehen kam.

Als etwas sehr Untergeordnetes mag es erscheinen, daß in der Jugend bei vielen die Angst, sich in irgend einem äußeren Punkte von der Kameradschaft zu unterscheiden, eine große Rolle spielt: mancher Knabe nimmt lieber ernste häusliche Züchtigung auf sich, als daß er sich hierin überwände, manches Mädchen vertieft sich hier in krankhaften Trotz. Indessen der unreifen Jugend ist dies als ein Symptom ihrer Abhängigkeit und persönlichen Unfertigkeit zuzugestehen; wie aber, wenn das gleiche sich bei Erwachsenen findet? Da kann es, wie durchweg bei den Engländern, Ergebnis der zufälligen Art nationaler Kulturentwickelung mit ihren festen, gleichartigen Formen und Normen sein, es kann aber auch, wie bei der goldenen Herrenjugend aller Länder oder auch den bejahrteren Gigerln, Rückwirkung der inneren Hohlheit sein. Welche ethische Entwertung übrigens der

Zauberbann der Mode (um bei dieser wichtigen Erscheinung nur einen Augenblick stehen zu bleiben) zu zeitigen vermag, wie hier von außen her Antriebe wirken, die oft das innerste Leben tyrannisieren und gefährden, davon giebt die Anschauung und Erfahrung immer wieder Zeugnis.

Noch ein Zug zur Kennzeichnung der Jugend: es zeigt diese Lebenszeit in viel höherem Grade als spätere Jahre die Erscheinung, daß derselbe Mensch in der Gemeinschaft ein ganz anderer sein kann als für sich, daß er z. B. in seiner kameradschaftlichen Lebenssphäre roh, derb, pietätlos, frivol, grausam, und in der reineren Atmosphäre der Familie gesittet und zartfühlend ist.

Wie weit wir nun aber uns von der inneren Abhängigkeit der Jugendjahre mit der Zeit entfernen, über dieselbe erheben mögen, wie sehr unsere Individualität erstarken mag, auch das ist nicht endgültig: das Alter nähert uns in diesem Punkte, wie in so vielen, wieder der Anfangsstufe des Lebens. Nicht als einfache Wiederholung (das wäre zu schön), aber doch als eine Art von Rückkehr. Wie viele lassen gegen Ende des Lebens ihre selbsterworbenen Überzeugungen wieder zerrinnen und ordnen sich innerlich von neuem der geistigen Gemeinschaft unter, die sie ursprünglich trug und hegte! Allerdings ist das nun etwas ganz anderes als die Anlehnung der halbentwickelten Kraft an eine Mehrheit von ihres Gleichen, es ist überhaupt kein Suchen des Persönlichen, sondern viel eher Verzicht auf alles Persönliche, williges Aufgehen in die unpersönliche Sphäre dauernder Gedanken und Organisationen.

Schließlich noch eine Reihe einzelner Erscheinungen von ethischer Bedeutung, wie sie teils das Gegenüber von Gemeinschaft und Individuum, teils das Verhältnis verschiedener Gemeinschaften zu einander zeigt. Soeben ward erwähnt, wie auch solche Gemeinschaften, von denen wir uns innerlich und äußerlich losgelöst haben, eine gewisse latente Macht doch über uns behalten oder eine sehr aktuelle Macht über unser Inneres wieder gewinnen. Ist es nicht Macht über die Überzeugung, so doch über die Stimmung, oder *durch* die wiedererweckte Stimmung, die etwas zugleich Elementareres und Unsterblicheres ist als Überzeugungen. Diese bewahrte Gewalt nun wird natürlich nicht bloß bei Alternden und Absterbenden fühlbar. Die Einheit unseres

Seelenlebens, die wir, wenn wir ernst und tiefblickend sind, bei uns und andern zu unserm Leidwesen so oft vermissen, ist gerade auch durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen, ungleichartigen Gemeinschaften gefährdet. Es muß wohl nicht immer Charakterlosigkeit heißen, wenn man je nach der Stunde und Berührung verschieden empfindet: wir werden in unserer komplizierten Kulturwelt uns schwerlich immer über diesen Zustand erheben. Man kann nicht in allen Verhältnissen seine ganze, wahre Persönlichkeit zeigen. Die Wölfe, mit denen man zuweilen ein wenig heult, oder das Federvieh, mit dem man mitunter etwas schnattert, verdienen es nicht, daß man ihnen eine sinnvollere Sprache gönne. Aber zur Charakterlosigkeit kann es natürlich werden, und ein gut Stück der thatsächlich vorhandenen Charakterlosigkeit besteht darin.

Nicht sehr bequem ist uns der Welt Lauf auch in einem andern Punkte. Wie oft wird der Einzelne, der sein Leben lang schlecht und recht als Mitglied seines Lebenskreises gefühlt und gehandelt hat, plötzlich in irgend einer kritischen Zeit auch als Einzelner verantwortlich gemacht für das, was die Gesamtheit und er nur in ihr geübt hat! Wir erlebten das bei den Großindustriellen, die, als dem unbekümmerten Publikum eines Tages die Augen für das Arbeiterlos aufgingen, nun gewissermaßen Mann für Mann als Übelthäter verklagt wurden. Wir erlebten und erleben es weiter bei den Gymnasiallehrern, die sich bewußt waren einem bewährten System zu folgen, und nun bei veränderten öffentlichen Anschauungen zur Rechenschaft gezogen werden, als ob sie einzeln weit hinter ihrer persönlichen Aufgabe zurückgeblieben seien.

Wir erleben Seltsames auch auf manchen andern Linien. Wir sehen, wie sämtliche Spießbürger einer Stadt sich persönlich dadurch gehoben fühlen, daß vor 100 und so viel Jahren ein großer Mann an ihrem Orte geboren worden ist. Oder daß eine ganze Familie von kleinen Leuten sich geweiht fühlt, weil ein Großoheim es zu einem ansehnlichen geistlichen Amt gebracht hat. Oder daß sämtliche Sergeanten und Rekruten eines Regiments von Stolz auf den Heldenmut geschwellt sind, den „das Regiment“ in seinen längst begrabenen und vermoderten Mannschaften in einer mörderischen Schlacht des vorigen Jahrhunderts bewiesen hat, obwohl die Ergänzung einer Truppe, so wie sie sich thatsächlich vollzieht, einen wirksamen inneren Zusammenhang auf

nennenswerte Dauer kaum mit ſich bringen kann. Wir ſehen, wie die ſoliden Bürgerleute eines Ortes einem nichtsnutzigen Stadtſohne ein Maß von Frivolität wohlwollend nachſehen, wegen deſſen ſie einen nicht auf ihrem Plaſter Aufgewachſenen fünfzigmal mit Abſcheu aus ihrem Kreiſe verſtoßen hätten. Wir ſehen, wie derſelbe Menſch, dem die peinlichſte Ehrlichkeit gegenüber jedem andern ſelbſtverſtändlich iſt, einer großen Gemeinſchaft gegenüber (ſtelle ſie ſich nun als öffentliche Steuerkommiſſion oder als ſtaatliche Douane oder wie ſonſt dar) einen ziemlich groben Verſtoß gegen dieſe ſelbe Ehrlichkeit ſich gar nicht übel nimmt. Er ſcheint alſo zur Behauptung wirklicher Ehrlichkeit doch ein perſönliches Gegenüber nötig zu haben, das ihm eintretendenfalls verachtungsvoll ins Geſicht ſehen könnte. Wir ſehen endlich, wie bedeutende Perſönlichkeiten, die aus tüchtig erſcheinenden Gemeinſchaften hervorgegangen ſind, innerhalb ihrer, mit ihnen und durch ſie gearbeitet haben, ſchließlich, nachdem ſie ſich zur vollen Kraft ihres Selbſt erhoben haben, dieſe Gemeinſchaften verachten. So Cromwell mit ſeinem engliſchen Parlament, ſo manche andere nach ihm; ſo — wie es ſcheint — alle demokratiſchen Agitatoren.

Und auch was das Verhalten der Gemeinſchaften zu einander betrifft, ſo giebt es da für den Beobachter manche lehrreiche Eindrücke. So, daß dieſelben noch viel geneigter ſind als die Individuen, den Splitter in des Nächſten (alſo der gegenüberſtehenden Gemeinſchaft) Auge zu ſehen, und des Balkens in ihrem Auge nicht gewahr zu werden. Ganz natürlich, da ſie von bloßen Impulſen ganz weſentlich beſtimmt werden, und einer der natürlichſten menſchlichen Impulſe jene Neigung zum Splitterſehen bleibt. Daß dieſelbe auch den halbwüchſigen Knaben draußen beim Spiele anhaftet, kann man täglich beobachten: ſie unterbrechen ihr Spiel oft ganz durch gegenſeitiges Verklagen und ſehen immer das Unrecht des Mitſpielers rieſengroß. Sollte eine Nation wie die engliſche nicht häufig Proben einer ähnlichen Dispoſition gegeben haben? Wer iſt eifriger, empörende Greuel in andern Ländern aufzudecken und fremde Staaten in ihre ethiſchen Schranken zurückzuweiſen? Doch „wir wollen abbrechen, damit wir keine Grobheiten ſagen".

Das Mißtrauen gegen fremde Lebensſphäre iſt zugleich ein Zug der Bauernnatur, und ſicherlich iſt das Bauernleben von den elementaren Wirkungen des Gemeinlebens beſonders voll durchzogen. Ein Kompliment

für Andere ist es nicht, wenn sie ihnen darin, in Mißtrauen, Mißgunst und dergleichen, ähnlich sehen. Besonders scheinen aber auch die berufenen (oder die sich selbst berufenden) Vertreter und Vorkämpfer der Nationen oder der Parteien in dieser ihrer Rolle sich das ethische Recht größerer Vulgarität regelmäßig zuzulegen: sie gestatten sich da Niedrigkeiten, die sie als Einzelne verschmähen würden. Wollte man sich von dem Charakter eines Zeitungsredakteurs eine Vorstellung machen nach der Bereitschaft zu Mißtrauen, zu hämischen Urteilen, zum Unterschieben unschöner Beweggründe und nicht am wenigsten zur Schadenfreude, die er in seinen politischen Artikeln an den Tag legt, er käme übel weg. Denn auch die vornehmeren dieser Blätter meiden alle jene Züge nicht. Vielleicht glauben sie derselben zur Anregung ihrer Leserschaft zu bedürfen, womit denn diese Gesamtgruppe wiederum ein Zeugnis großer Mittelmäßigkeit empfinge!

Die gesamte Geschichte der inneren menschlichen Kultur läßt sich zugleich als Entwickelung der Beziehungen zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen verfolgen. Daß für das höchst-organisierte der Geschöpfe das Gemeinschaftsleben so bedeutungsvoll ist, könnte Wunder nehmen. Schließt nicht mangelnde Selbständigkeit der Individuen Inferiorität der Entwickelungsstufe ein? Aber die Höhe, zu der dieses erste der Geschöpfe gelangt ist, hat es nur erreichen können durch die Polarität von Gemeinschaftsleben und Einzelleben. Der Verlauf seiner Entwickelung geht von rein natürlichem Gemeinleben durch Individualisierung hindurch zu bewußtem Gemeinleben, und von Gleichartigkeit durch Differenzierung zur Harmonie, oder richtiger: zum Ideal der Harmonie. Daß das Leben des Einzelnen ein wirkliches Leben in der Gemeinschaft bleibe, teilnehmend, verstehend, mitfühlend, und doch *selbständig* innerhalb der Gemeinschaft werde, auch ihr *gegenüber*, auch *über* sie *hinaus*, vor allem aber ein Leben *für* die Gemeinschaft sei und trotz aller Entfaltung des Einzellebens bleibe: dies ist das Ideal für das Verhältnis, dem unsere Beobachtungen bis hierher galten — und dem natürlich noch weit eindringendere und umfassendere Betrachtung gewidmet werden *kann*.

3. Sprache und Ethik.

Daß die menſchliche Sprache mit dem geſamten inneren Leben aufs innigſte verwoben iſt, offenbart ſich jedem, der dem Gebiete einige Beobachtung und etwas vergleichendes Nachdenken widmet. Oft genug wird ausgeſprochen, das eine laſſe ſich vom andern überhaupt nicht ſcheiden. Das gilt am ſicherſten für das Gebiet der Begriffe und ihrer Beziehungen, gilt gewiſſer für das intellektuelle Leben als für das Weben des Gemütes, für die Regungen des Gefühls und des Strebens. Es iſt auch dort, beim intellektuellen Leben, nicht ſo ganz wahr; man denke nur daran, daß die Sprache vielfach hinter den wirklichen Nüancen des Gedankens zurückbleibt, daß ſie mit identiſchem Ausdruck belegt, was verſchiedenen Sinn an verſchiedener Stelle hat, daß ſie der denkenden Auffaſſung bedarf, daß der Widerklang derſelben Worte im Geiſt (auch des Sprechenden ſelbſt) durchaus verſchieden ſein kann, ja thatſächlich ſich innerhalb einer Sprachgemeinſchaft nicht auf lange Zeit gleich bleibt. Aber noch deutlicher als für das Gebiet des Verſtandes wird das alles ſein auf dem des Fühlens und Wollens. Gewiß iſt im großen und ganzen auch da die Sprache Spiegel oder Abdruck des Innern; indeſſen man ahnt wohl ſogleich, daß ſie nicht alle Tiefen wiedergiebt, nicht alle Fäden verrät, nicht alle Heimlichkeit aufdeckt. Ganz irrig wäre es z. B., von der Entwickelung des inneren Lebens der Kinder ſich ein Bild machen zu wollen nach dem, was ſie zum Ausdruck zu bringen vermögen! Wie wenig würde man ſie da verſtehen, wie ſehr unrecht würde man ihnen thun! Faſt ſo unrecht, wie wenn man die geiſtige Entwickelung eines Ausländers nach dem beurteilen wollte, was er in den erſten Monaten ſeines Verkehrs mit uns in unſerer Sprache hervorbringt. Und geſtehen nicht diejenigen, denen es vor andern verliehen iſt, deren große, göttliche Gabe es iſt, in der Sprache reiner, voller, ſicherer auszudrücken,

was in ihrem Innern lebt, gestehen nicht die Dichter auf den Höhepunkten ihrer Ergießungen oft genug, daß sie vor dem Unaussprechlichen stehen? Also von einem wirklichen Zusammenfallen kann nicht die Rede sein. Aber von unvergleichlicher Innigkeit bleibt darum doch der Zusammenhang. Die Sprache ist ein Abbild auch des sittlichen Innenlebens. Sie enthüllt denn auch den Stand seiner thatsächlichen Entwickelung. Und sie zeigt zugleich, mittelbar wenigstens, die Bestimmbarkeit und Wandlung sittlichen Lebens und Fühlens. Was darin als Gesetz der Menschennatur wirkt, hinterläßt in der Sprache seine Zeichen und Spuren. Ist sie nicht immer Spiegel, so gewährt sie uns doch manches eigentümliche Guckloch in jene Sphäre hinein.

Das Wort des Diplomaten, daß die Sprache da sei, um die Gedanken zu verbergen, ist mehr als eine frivole Selbstcharakteristik und gilt auch keineswegs bloß für die unter besonderen moralischen Lebensbedingungen stehende Welt der Diplomaten. Auch brauchen wir nicht bloß an diejenige Erweiterung der Diplomatensphäre zu denken, die durch alle klugen oder verschmitzten oder trivialen Weltmenschen, Geschäftsleute, Parteiredner, Salonfiguranten u. s. w. gebildet wird. Selbst außerhalb dieses Gesamtkreises findet sich's immer wieder, findet sich's vielleicht bei uns allen, daß wir mit der Sprache gelegentlich mehr zudecken als offenbaren, absichtlich unbestimmt lassen, was wir sehr bestimmt fühlen, verschleiern, was wir nicht enthüllen wollen, abschwächen, was wir stark empfinden, oder auch verstärken, was nur schwach in uns lebt, und mit alledem den Diplomaten nicht so unähnlich werden, wie wir zu sein glauben. Auch ist das nicht etwa schlechthin unsittlich. Denn abgesehen davon, daß wir vielfach nur das Echo unserer Umgebung sind (die jungen Töchter gewisser Mütter haben überhaupt niemals „etwas Kopfweh", sondern immer nur „die fürchterlichsten Kopfschmerzen"): wenn wir unsere augenblicklichen inneren Regungen stets rückhaltlos äußern wollten, es wäre viel Schonungslosigkeit dabei, viel Erschwerung des Zusammenlebens, auch viel Täuschung über das wirkliche Interesse, denn das ist oft stetiger, wertvoller, als die Regungen des Augenblicks es erscheinen lassen würden. Auch ist es nicht bloß das Üble, das verhüllt bleiben mag, sondern oft ebensowohl das Gute. Selbst die Liebe verträgt nicht, daß alles Gefühlte an den Tag trete. Doch freilich, der anfechtbaren Verschiebung, der unsittlichen Verschleierung ist außerordentlich viel mehr, wenn auch die Wortsprache als solche vielleicht noch nicht einmal so viel darin leistet

wie die Sprache der Mienen und des Tones. Im ganzen aber ist das Verhältnis zwischen Sprache und Moral nach dieser gesamten Seite hin kein so einfaches, wie es eine geradlinig bequeme Theorie hinzustellen geneigt ist. Die Wahrhaftigkeit ist von geistigerer Natur, als daß sie durch das Innehalten einer so konkreten Linie schon verwirklicht wäre.

Noch weniger einfach wird es sein bei der Sprache als planvoll gebrauchtem und sorgfältig gepflegtem Kunstmittel, das ja als solches in den Dienst sittlicher Zwecke wie auch unsittlicher genommen wird, und natürlich nicht selten auch solcher, die dem Redenden sittlich erscheinen, ohne es wirklich oder ganz zu sein. Es wäre außerordentlich schwierig, diejenigen, die sich in öffentlicher Rede ergehen, hinsichtlich der Echtheit und Wahrheit, also der Sittlichkeit ihrer Worte und Wendungen im Einzelnen zur Verantwortung zu ziehen. Die Linie der wirklichen Empfindung und die Linie des Wortes bei sich immer in Deckung zu bringen, wie schwer wäre das für jeden, wie viel Ruhe und innerste Reife gehörte dazu und ein wie klares Bewußtsein! Namentlich der öffentliche Redner ist im allgemeinen selbst in lebhafter Erregung, er will einwirken, will auch im Flusse bleiben, er beschreibt oft ganz andere und viel weitere Kurven, als er müßte und möchte, er arbeitet vielfach mit füllendem phraseologischem Gemeingut, und er wird vielleicht selbst zum Knecht der Sprache, der Sprache im ganzen und — seiner eigenen Sprache, die ihn fortreißt, die ihn berauscht. Etwas von diesem Berauschtwerden findet sich bei den meisten der sogenannten glänzenden Redner; daß es nach Temperament, Blut und Stammesart verschieden ist, versteht sich. Wenn Daudet im Numa Roumestan recht hat, leisten die Südfranzosen darin das Stärkste; aber nicht wenig leisten auch im kühlen England oder Nordamerika die Baumstumpfredner, und nirgendwo ist dergleichen unerhört. Die Sprache, die Mittel sein soll, macht sich in ihrer Rolle so breit, daß sie aus derselben herauswächst und zum Zweck wird.

Ferner aber paßt die allgemeine Sprache, die das Innenleben einer großen Gemeinschaft zum Ausdrucke bringt, darum nicht genau für das Innenleben der einzelnen Persönlichkeit, und indem diese sich in das hineinfügen und hineinleben muß, was an fertigen Begriffen und Begriffsbezeichnungen ihr entgegengebracht wird, bleibt immer die Möglichkeit des nur Halbechten, nur Halbgeklärten, Halbbewußten. Es hat also mit alledem die Sprache, die einerseits das so unschätzbare Mittel zur

klärenden Entwickelung des Innenlebens der nachwachsenden Individuen ist, doch auch die Wirkung der Trübung, und auch dies geht das sittliche Gebiet ebenso sehr an wie das intellektuelle. In Phrasen und Schlagwörtern stecken zu bleiben, anstatt in anschaulicher Erkenntnis Gefühle auszudrücken, die nicht klar und echt empfunden werden: das ist gewiß ein sittlich ebenso mißlicher Zustand, wie es, rein natürlich betrachtet, eine Unvollkommenheit ist.

Die Betrachtung liegt hier nahe, ein wie wichtiger Teil der geistig-sittlichen Erziehung der Jugend die Bildung klarer Begriffe vermittelst der Sprache ist, die Kontrolle des wirklichen Verständnisses der vernommenen und namentlich der gebrauchten Worte, die Entwöhnung von bequemem Nachsprechen, die Abwehr der Phrase, von der sich gerade die reife Jugend in einem bestimmten Stadium sehr angezogen fühlt und die sie zu gebrauchen liebt, um sich selbst und andern kräftig, fertig und voll zu erscheinen. Daß auch gerade in dem nur halbgeklärten Verhältnis zur Sprache die so gewöhnliche Halbbildung liegt, ist offenbar; und wie nahe eine solche Halbbildung daran ist, ein sittlicher Defekt zu sein, braucht nicht erst ausgeführt zu werden.

Andrerseits ist denn doch die Sprache zugleich das große Mittel zur Ausgestaltung auch der sittlichen Vorstellungen und selbst der bestimmten sittlichen Ideale. Vor allem erfolgt hier das für dieses Gebiet so wichtige Auseinandertreten der feineren Unterschiede, die bestimmte Differenzierung. Die Sprache ist es, welche z. B. Ehrgeiz, Ehrsucht, Ehrliebe, Ehrtrieb, Ehrgefühl scheidet und scheiden läßt und damit wertvolle Grenzen zieht für das, was seiner Natur nach immer ineinander zu laufen geneigt ist. Eine höhere und feinere Organisation des sittlichen Lebens und Bewußtseins wäre ohne die Sprache überhaupt undenkbar. Ja, schon die ersten und einfachsten sittlichen Normen werden für das Bewußtsein des jungen Kindes erst etwas, werden von ihm erst gefaßt, indem das bezeichnende, das lobende oder tadelnde Wort der Mutter immer wiederkehrt und dieses Wort mit der Zeit die Gewähr der festgehaltenen Vorstellung und Norm wird. So stellen denn nach einiger Zeit Wortreihen wie artig und unartig, lieb und garstig, brav und ungezogen, auch wohl schon folgsam und unfolgsam, unordentlich, sauber und dergleichen den ersten Bestand an sittlichen Vorstellungen dar. Um den ersten Kreis schließen sich dann (oder sollten sich in sorg-

fältiger Folge ſchließen) weitere Kreiſe mit reicherem Inhalt und feineren Unterſchieden. Mit ſcharfen Gegenſätzen beginnt die praktiſche ſittliche Belehrung; zur Einfügung von Zwiſchengliedern gelangt man erſt allmählich; ein ſehr bedenklicher Erziehungsfehler iſt die Verfrühung der entgegengebrachten ſittlichen Begriffe wie der zugemuteten Auffaſſung.

Im ganzen alſo wird die Sprache, ohne etwas wie Paragraphen oder Regeln oder Definitionen zu geben, unmittelbar der erſte Sittenkodex, und dauernd zugleich der nächſtliegende und feinſte; das Lexikon für den inneren Gebrauch iſt hier etwas anderes als ein Nachſchlagebuch; die Worte ſind ſchon Normen oder Ideale oder mindeſtens Bilder. Und ſollte nicht auf dem geſamten Gebiet des Sittlichen das Eindringen in die — als ganze ja überreiche und in hohem Maße abſtrakte — Sprache für den Einzelnen leichter und ſicherer erfolgen, als auf dem Gebiet des rein Intellektuellen? Denn das innere Erleben kommt hier mit ganz anderer Kraft zu Hilfe. Allerdings bleibt auch hier eine große Zahl der Volks- und Sprachgenoſſen in Enge und Stumpfheit gebannt; aber es iſt Enge und Stumpfheit des perſönlichen Fühlens viel mehr als mangelnde Klärung und Differenzierung. Übrigens kann man ſelbſt der Phraſeologie des geſelligen Verkehrs, ſo hohl der Gebrauch derſelben ſein kann und vorwiegend ſein mag, eine gewiſſe erzieheriſche Wirkung zuerkennen: das Ausſprechen von Gefühlen und Geſinnungen an feſt geordneter Stelle giebt auch Lehren über das, was gefühlt werden ſoll, und die auferlegten Worte ſind nicht immer ohne Rückwirkung auf das Innere.

Es wäre die Möglichkeit, auf analytiſchem Wege, durch Ausgehen von dem Beſtand an ſprachlichen Bezeichnungen des Sittlichen, eine Ethik zu geſtalten. Und zwar ebenſowohl durch Analyſe einer einzelnen Sprache wie durch die einer größeren Sprachengruppe. Weder das eine noch das andere könnte das Ziel einer kurzbemeſſenen Betrachtung wie die unſrige ſein. Die theoretiſche Ethik geht übrigens in der That vielfach von ſprachlich vorhandenen und unterſchiedenen Begriffen oder Bezeichnungen aus. Unſererſeits ſei eine der angedeuteten verwandte Frage hier erhoben und ein wenig verfolgt. Nämlich: wie enthüllt — neben dem Beſtand der vorhandenen und gebräuchlichen Worte — namentlich die Wandlung der Wortbedeutungen ein Stück der ſittlichen Natur der Menſchen?

Die wiſſenſchaftliche Beobachtung des Bedeutungswandels überhaupt bildet ein intereſſantes Gebiet, das ſeit mehreren Jahrzehnten zwar noch nicht beſonders häufig, aber einſtweilen doch von trefflichen Pionieren in verſchiedenen Ländern angebaut worden iſt.*)

Der vergleichenden Beobachtung der thatſächlichen Vorgänge auf dieſem Gebiete ergiebt ſich eine Reihe von ziemlich ſicheren Geſetzen. Die Urſachen der Veränderungen ſind teils mehr phyſiſcher und teils mehr intellektueller Natur, aber zu einem nicht unweſentlichen Teile können ſie auch als ſittliche bezeichnet werden. Und natürlich, vielfach wirken dieſe verſchiedenen Urſachen durcheinander oder miteinander. Von dem Sittlichen iſt mitunter das Phyſiſche und auch das Intellektuelle nicht recht zu ſcheiden.

Das iſt der Fall bei denjenigen Erſcheinungen, die auf der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinſchaft, auf der gedankenloſen Angleichung, der individuellen Läſſigkeit, der unkontrollierten Eingewöhnung beruhen. Die Sprache, die nach des Dichters bekanntem Worte „für uns dichtet und denkt“, iſt eben mit dem Denken *für uns* dem Einzelnen gefährlich und der Entwickelung der individuellen Echtheit nachteilig. In Zeiten einer hohen Sprachkultur insbeſondere; der Einzelne findet hier des in der Sprache fertig Gemünzten zu viel vor, er braucht zu wenig zu ſuchen und zu geſtalten, es wird ihm zu leicht, in die fertigen Gewänder zu ſchlüpfen, die doch nicht ſo leicht zu ſeiner eigenſten Perſon und deren Empfinden genau paſſen können. So übernimmt er nicht bloß eine Reihe ſtereotypierter Phraſen, deren Umfang übrigens viel größer iſt, als man denken mag, ſondern auch zahlreiche Einzelausdrücke, die für ihn nicht recht weſenhaft ſind, und den Vorwurf, Unverſtandenes nachzuſchwatzen, überhaupt Worte zu ſprechen, anſtatt *ſich ſelbſt* auszuſprechen, könnte man eigentlich faſt jedermann in dieſem oder jenem Maße machen. Aber das nur ſo in Bauſch und

*) Eine neuere, ſehr ſchätzenswerte Arbeit darüber iſt an allzu beſcheidener Stelle, nämlich als wiſſenſchaftliche Beilage eines Schulprogramms, veröffentlicht worden: Dr. *Karl Schmidt*, *Die Gründe des Bedeutungswandels*, Berlin (Königl. Realgymnaſium) 1894. Mit dem Inhalt dieſer, auch mir erſt ſpät bekannt gewordenen Studie treffen meine eigenen, im Folgenden entwickelten Gedanken vielfach zuſammen, und Verſchiedenes habe ich auch dankbar entnehmen können. Noch neuer iſt der umfaſſende Essai de Sémantique von Michel Bréal (Paris, Hachette, 1897), der aber ein zu gewaltiges Gebiet überfliegt, um für unſer beſonderes Thema *viel* zu bieten.

Bogen Übernommene wird dann doch nicht mit irgend welchem Ernſt gehütet, die Empfindung gleitet von der Linie ab, die innere Anſchauung verſchiebt ſich, und es iſt nach einer gewiſſen Zeit ein Mißverhältnis zwiſchen dem Geſagten und dem eigentlich Gemeinten gewöhnlich. Die Vielen denken eben nicht beſtimmt wie der Einzelne (wie auch die Vielen körperlich nicht in einer Linie marſchieren, ſofern nicht ein gefürchteter Exerziermeiſter ſie beherrſcht).

Gröbere Beiſpiele hiervon ſind die zahlreichen bildlichen Ausdrücke, die — aus älterer Zeit ſtammend und auf vergangene Kulturverhältniſſe ſich beziehend — nun von jedermann gebraucht werden ohne innere Anſchauung des wirklichen Inhalts, ohne Bedürfnis des Wortverſtändniſſes, in gedankenloſer Nachahmung. Iſt es etwa nicht ſo mit Wendungen wie klein beigeben, auf den Sand ſetzen, was ficht dich an, jemandem die Stange halten, Einem etwas aufbinden, und zahlloſen andern aus der alten Jäger-, Krieger- und Spielerſprache? Bei manchen derſelben irrt man ſich auch, indem man ſie zu verſtehen glaubt; wer den Nagel auf den Kopf treffen ſagt und dabei an ein Ausholen mit dem Hammer denkt, der trifft eben hier den Nagel durchaus nicht auf den Kopf, denn damit iſt das Treffen mit dem Bolzen in den Mittelnagel der Scheibe gemeint, was ja offenbar etwas mehr beſagt als das leichte Einhämmern des Nagels in die Wand, wobei die fehlgehenden Hiebe doch grobe Stümperei wären. Wenn unſere Vorfahren ziemlich gedankenlos waren, als ſie neben der Goldmünze, dem Gulden, plötzlich einen Silbergulden kurſieren ließen, oder den Fenſterſcheiben, zu deren Natur alſo die Scheiben- oder Kreisform gehörte, viereckige Scheiben folgen ließen, oder wenn man noch vom Bücherband als einem volumen, volume ſprach, nachdem vom Aufrollen (volvere) nicht mehr die Rede war, ſo hatte unſer Jahrhundert die Augen nicht weiter offen, als beim Schreiben ſtatt der veritablen Feder die widerſpruchsvoll ſo bezeichnete Stahlfeder auftauchte, und heute kann man ſchon gelegentlich von einer goldenen Stahlfeder ſprechen hören; das ſilberne Trinkhorn und die Wachszündhölzer ſind nicht weniger ſeltſam, und dieſe Beiſpiele laſſen ſich vermehren. Gewiß wäre es pedantiſch, dergleichen übel zu nehmen. Wenn auch nach Schiller „die Mehrheit der Unſinn“ iſt, ſo bekommt die Mehrheit doch in ſolchen Dingen recht; in Sachen der Sprache ſind wir eine rote Republik und ſtimmen nach Köpfen ab. Wie raſch auch neu

aufgenommene Bilder in gedankenloſen oder doch unbewußten Gebrauch übergehen, hat man zu unſeren Lebzeiten an einer Anzahl militäriſcher Ausdrücke ſehen können; denn Fühlung nehmen, eine halbe oder ganze Schwenkung machen, gegen jemanden oder etwas Front machen, mit geſchloſſener Front vorgehen, auf der ganzen Linie geſchlagen werden: das alles entlieh man erſt unlängſt der Sprache und dem Leben des — nun ſo volkstümlich gewordenen und ſo viele in ſeinem Banne haltenden — Heeres; aber ſchon iſt den Ausdrücken der anſchauliche Inhalt entſchwunden, ſie ſind nichts geblieben als Vokabeln, deren ſich Zeitungsſchreiber, Redner, Kannegießer und alle übrigen Menſchen alltäglich bedienen.

Dieſe Entleerung der Ausdrücke von ihrem Inhalt (ungefähr das Gleiche, was der Franzoſe Bréal décoloration nennt) geht nun aber weiter; in den ſoeben angeführten Fällen hat ſie keine größere Tragweite, in anderen jedoch ſehr wohl. Welche Fülle des Inhalts barg vor hundert und mehr Jahren das Wort Bildung, oder das Wort Humanität! Und wie viel matter, äußerlicher, einſeitiger iſt, was jetzt bei dieſem Worte empfunden wird! Wie viel ſagte einſtmals das Wort freundlich! „In der Geſtalt oder Weiſe eines Liebenden", das ungefähr wäre die Überſetzung der urſprünglichen Wortbeſtandteile. Was beſagt es jetzt? Eine ganz niedere Stufe, eine alltägliche Bezeugung leichten menſchlichen Wohlwollens: höchſtens das, nicht mehr; ſo ſchwach iſt es geworden, daß man es kaum noch ohne die Stütze eines begleitenden „ſehr" zu entſenden wagt. Es bedurfte denn auch eines kräftigeren Nachfolgers, und als ſolcher kam liebenswürdig in Aufnahme. Aber wie lange hat es vorgehalten? Schon wieder iſt es ſo abgegriffen, ſo ausgehöhlt, ſo entwertet, daß es gewiſſermaßen durch die Straße geſchleift wird. Und ähnlich iſt es mit den Bezeichnungen wie reizend, worin der Reiz längſt erſtorben iſt, das nur noch einen gewiſſen Eindruck des Anmutenden wiedergiebt, und das in unſern Tagen durch entzückend abgelöſt wird, ein Wort, welches man aus Frauenmund augenblicklich bereits bei jedem Anlaß und ſchon in ziemlich kühler Tonlage zu hören bekommt. Man kann nicht ohne Wehmut ſehen, wie die beſten Stücke unſerer Herzensſprache verſchleudert werden; als gütig wird ſchon eine beliebige Einladung zum Eſſen bezeichnet, und innig wird auf triviale Glückwunſchkarten gedruckt; man fragt ſich, was der nächſten Generation

bleiben ſoll. Denn inhaltſchöne Gefühlsausdrücke neu erfinden kann nicht jede, kann eben nur eine ſolche Generation, die ſchön und reich empfindet. Mitunter iſt es auch weniger der Inhalt des Wortes, der durch den Verbrauch ſich verflüchtigt, als die innere Stimmung, die von dem Inhalt ſich hinweg verliert. **Empfindsam** ſprach die Generation, die es erfand, mit einer Liebe oder Ehrfurcht aus, die bei uns eher in lächelnde Geringſchätzung übergegangen ſind.

Doch wer könnte den Einzelnen zur Verantwortung ziehen, wo er vom Strome der Gemeinſchaft getragen wird, wo er der Mode folgt! In der That, die Geſetze, nach denen ſich Mode bildet und bewegt, ſie herrſchen eben auch auf dem Gebiet der Sprache. Wie ſollten ſie nicht, da des Sprechens doch ſo viel iſt und der Trieb zur Abwechſelung nicht ruhen kann? Das Bedürfnis der Veränderung, der Neuerung, der ſich abhebenden neuen Form, und das Bedürfnis der Angleichung des Einzelnen an das Allgemeine, ſie beſtimmen miteinander auch hier das Leben der Mode. Auch hier ſind es, wie bei den Kleidern und den Sitten, gewiſſe Stände oder Gruppen, die die Führung haben. Es iſt einmal die ſich fühlende und nach Geltung ſtrebende Jugend, es ſind überhaupt ſolche, die ſich mit kleinen laufenden Mitteln intereſſant machen wollen, es ſind die Eingeweihten auf beſtimmten Gebieten, die das Neue aufbringen oder, um kaufmänniſch zu reden, vertreiben. **Stimmungsvoll** iſt durch einen dieſer Kreiſe aufgekommen, **ſchneidig** durch einen andern, **öde** wohl durch einen dritten. Spieleriſche Veränderungen wie **lachhaft** oder **lächerbar** haben denſelben Urſprung, wenn ſie auch nicht ſo weit durchdringen; **aristo** für **aristocrate** im Franzöſiſchen, **photo**, **exam** und vieles Ähnliche im Engliſchen haben ſchon volleren Erfolg aufzuweiſen. Großenteils ſind dieſe Ausdrücke Mittel, ſich als engere Gemeinſchaft von der Geſamtheit abzuſondern, oder ſich ein wenig zu verſtecken, und ſo finden alle die Arten von Jargon und **cant** ihre Pflege. Man denke auch an das behagliche Selbſtgefühl, mit welchem die Sonntagsjäger die altvererbte Jägerſprache anwenden. Aber vielfach thut ſich auch nur ein mutwilliges Lebensgefühl in ſpieleriſchen Sprachbildungen Genüge; es iſt das nur eine Erneuerung der bekannten Stufe des Kindesalters, wo nach erworbener erſter Herrſchaft über die Sprache Verſuche eigenmächtiger Umbildung gemacht werden; es iſt eine Art von Recidiv oder von Atavismus, wenn anders das

Kind als der Großvater (avus) des jungen Mannes betrachtet werden kann.

Das Bedürfnis, auf irgend eine Weise Eindruck zu machen, hat natürlich noch außerdem seine große Geltung. Eben die Allgemeingültigkeit der Sprache und die sich damit einstellende Wirkungslosigkeit bringt das mit sich; wer sich nur in gewohnter Form bewegt, thut nicht persönliche Wirkung, es sei denn durch die dennoch kundgegebene Selbständigkeit und Gediegenheit, und dann noch nicht einmal auf diejenigen, die selbst gewöhnlich sind. Man kann nun Eindruck machen wollen mit seiner Sache oder mit seiner Person. Auf der letzteren Linie bewegt sich Eitelkeit und Ziererei. Daß diese Eigenschaften sich im Gebrauch und den Wandlungen der Sprache fühlbar machen, ist nicht schwer zu beweisen. Geziert kann ja schon die Aussprache sein, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll; nur möge man nicht, wie in manchen deutschen Landschaften üblich ist, für Ziererei jedes Bestreben erklären, sich über die Lässigkeit der gemeinen Mundart zu erheben: diese Verwechselung ist eine spezifisch deutsche, und sie hat doch auch ihre sittliche Seite insofern, als Kontrolle der Selbstdarstellung zu den feineren Pflichten gerechnet werden darf. Das Gezierte oder Gesuchte kann ja aber außerdem auf andere Weise sich geltend machen. Die Preziösen in dem Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts sind allbekannt, und immer wieder hat es seitdem ähnliche Neigungen gegeben, die meist mit lobenswerten Absichten einen gewissen Zusammenhang hatten und dann meist aus der Tugend eine Albernheit machten. Bei uns in Deutschland ist das Hauptmittel, sich verfeinert zu zeigen, der Gebrauch der Fremdwörter gewesen. Hier kamen die soziale Aristokratie und die Kreise der höheren geistigen Bildung auf einer Linie zusammen (was bekanntlich nicht das Gewöhnliche ist). Natürlich erwies sich dieses Mittel als wenig haltbar, denn aus den niederen Regionen griff man rasch nach dieser bequemen Art von Nobilitierung, und so sind denn viele der superfeinen Fremdwörter in einem mäßigen Zeitraum bis in das Vokabular der Dienstmädchen hinabgeglitten, wo sich nun plaisir, égal, bouteille, amusieren, merci und wahrscheinlich gegenwärtig auch schon pardon eingenistet haben, während viele andere allerdings noch weiter oben festsitzen.

Doch das Nobilitierungsstreben hat ja auch außerdem in der Sprache reichlichen Erweis und Niederschlag gefunden. Fast ist es

tröſtlich, zu ſehen, wie alle Nationen und alle Geſchlechter der Menſchen hier übereinſtimmen. Mit Ausnahme der wirklich höher Gebildeten durchläuft anſcheinend jeden ein ſchönes Wohlgefühl, wenn er durch Anrede und Bezeichnung um eine Standesſtufe erhöht wird, und die Sehnſucht nach dem Titel des nächſt Höheren iſt ein heimlich ſtarkes Gefühl in dem Doppelherzen manches Ehepaares. Und ſo findet denn auch viel Erhöhung auf eigene Hand ſtatt. Artisan war einſt Bezeichnung des Künſtlers; es iſt aber von den Handwerkern ſo reichlich in Anſpruch genommen worden, daß es zur regelmäßigen Bezeichnung des Handwerkers nun längſt geworden iſt. So nennen ſich gegenwärtig bei uns alle Schloſſer, die etwas auf ſich halten, Mechaniker. Die Bezeichnung Künstler iſt von ſo viel fragwürdigen, Kunſtſtücke machenden Subjekten in Anſpruch genommen worden, daß ſie geradezu in Gefahr kommt, nichts Reſpektables mehr zu bezeichnen. Vielen, die nicht mehr heißen mochten, was ſie waren, haben Fremdwörter eine Art von dünner Glorie geborgt: ſtellen wir uns den Coiffeur vor, den marchand tailleur, den chef (de cuisine), denen ſich übrigens in gewiſſen deutſchredenden Gegenden der maſſivere charcutier anſchließt.

Von der Eitelkeit iſt es nicht weit zum Hochmut. Bekanntlich wählt derſelbe nicht ungern die Farbe der Beſcheidenheit, und bei manchen Wendungen und Formen weiß man in der That nicht recht, ob ſie Beſcheidenheit ausdrücken oder Hochmut; ſie können als das eine und das andere gelten, je nachdem das Licht von dieſer oder jener Seite darauf fällt. Allezeit und überall hat der Hochmut der Geburt ſich mit geſchickter Reſerve kundgethan: generosus (= von Abſtammung) hieß bei den Römern, wer einer vornehmen Abſtammung ſich bewußt ſein konnte, und das Wort wurde dann die Bezeichnung edlen Weſens, als ob es das außerhalb vornehmer Geburt nicht geben könne. Und ebenſo tritt im Franzöſiſchen die Bezeichnung de qualité auf, oder de famille, im Deutſchen von Stande; in der Schweiz iſt jahrhundertelang von den Geschlechtern die Rede, und auch in deutſchen Bürgerſtädten ſpricht man wohl in gleichem Sinne von den Familien. Manche Frau hat das klägliche Schickſal, keine Geborene zu ſein. Deutlicher iſt der Anſpruch erhoben in dem engliſchen Ausdruck good people. Und wie bereitwillig geht die übrige Welt auf ſolchen Anſpruch ein! Als die besseren Stände, bessere Leute, guter Leute Kind erkennt man allerwärts die ſozial Bevorzugten an. Das

Entgegenkommen von unten her war zu allen Zeiten mindeſtens ſo groß wie der Anſpruch von oben.

In der That bilden Schmeichelei und Servilität einen neuen Faktor in der Veränderung der Sprache und insbeſondere auch der Wortbedeutungen. Nur ſo haben (die Nationen befinden ſich hier wieder in tröſtlicher Übereinſtimmung) das mittelhochdeutſche vrouwe und vröuwelin aus ihrer hochgeborenen Sphäre in die der allgemeinen Weiblichkeit hinabſinken können, wozu ſie allerdings doch mehrere Jahrhunderte gebraucht haben; denn wenigſtens das letztere Wort iſt erſt im Laufe der letzten 60 Jahre auf dem bürgerlichen Boden angelangt, um die Bezeichnung **Jungfrau** gänzlich abzulöſen, die dann ihrerſeits für eine Art von beſſeren Dienerinnen beibehalten worden iſt: ebenſo aber iſt es ja mit **Herr** ergangen, das faſt nur noch in dem Ausdruck **Herrenhaus** in ſeiner alten Würde fortlebt, und ebenſo mit **dame** oder **madame**, mit **gentleman**, mit **don** und **donna**, ähnlich ferner mit **Wohlgeboren**, **Hochwohlgeboren** (das in gewiſſen Ländern jetzt ſchon die Geſchäftsreiſenden auf ihren Briefadreſſen vorfinden), mit dem ſpaniſchen **usted** (= Euer Gnaden), mit italieniſch **Ella** oder **Lei**, wobei ein Wort wie **Signoria** im Hintergrunde ſchwebt, und nicht anders mit unſerm **Sie**; das letztere rutſcht gegenwärtig vor unſern Augen oder Ohren bis auf anſehnlichere Straßenjungen und zarte Familienkinder herab und wird wohl, wie **gy** in Holland und **you** in England, auch das letzte Stück Weges noch zurücklegen. Da wäre denn Gleichheit das Ergebnis all des Emporſtrebens. Daß in derſelben Zeit auch **Meister** in die bloße Handwerkerſphäre hinabgeglitten iſt (während **maître** in Frankreich doch noch ein Ehrentitel für gewiſſe ſchöne Stellungen iſt und **maëstro** im Italieniſchen eine hohe Kunſtwürde einſchließt), und daß mit dem **Meister** die **Werkstatt** gemein geworden iſt und ein Atelier über ſich errichtet ſehen mußte, und mit dem **Herrn** auch der **Gaul**, der einſt hoch vornehme **cavallus**, und mit der **Herrin** auch die Dienerin, die **bonne** (= **bonne servante**, höhere Dienerin), das und manches andere iſt allbekannt. Alles alſo Ergebnis der Schmeichelei, zum Teil ſerviler Schmeichelei von der einen Seite und ſozialen Höhentriebs von der andern; doch mag auch wohlwollende Herablaſſung von oben nach unten mit eingewirkt haben. Jene Servilität hat dabei noch ein Complement in der äußerlich freiwilligen Selbſterniedrigung, die auch ihrerſeits zahlreiche Spuren in

der Sprache hinterlaſſen hat — ein Gebiet, das hier nicht verfolgt werden ſoll und auf dem übrigens die halbziviliſierten Völker und ſelbſt die unziviliſierten noch ganz anderes leiſten als wir. Iſt doch dieſes ganze Spiel ſo recht eine Erſcheinung der Halbbildung, die im Äußerlichen ſtecken bleibt und die Maße verfehlt, an denen die wahre Bildung ſich kundgiebt.

Es wurde vorhin berührt, daß die ſteigernde Übertreibung in der Sprache ebenſowohl um der Sache willen, d. h. um der Sache Nachdruck zu geben, erfolgen könne, wie zur Geltendmachung der redenden Perſon. Dabei kann doch auch dieſe Art der Steigerung entweder naiv ſein oder berechnet. Die Linie der Berechnung, die uns ja ſoeben beſchäftigt hat, ſei nun nicht weiter verfolgt. Die naive Art der Steigerung wäre alſo die des Affekts, und ohne Zweifel iſt dieſem ja ein großer Teil aller ſprachlichen Veränderungen zu verdanken. Dabei iſt es natürlich nicht der geiſtig maßgebendſte Teil der Sprachgemeinſchaft, der die Steigerungen in den Ausdruck bringt, denn dieſer weiß eben Maß auch zu halten. Es ſind die beſonders Impreſſionablen, von Eindrücken leicht Überwältigten, und die, denen ſtarke Reaktion auf ſtarke Eindrücke natürlich iſt: die Jugend alſo vor allem, aber auch die große Schar der Naiven ſonſt, und der Halbgebildeten überhaupt. Die geſteigerten Ausdrücke übertragen ſich leicht von Perſon zu Perſon, ſie kommen alsbald als eine Art Reflex zum Vorſchein. In unſerer Zeit kommen noch alle die Leute mit der erhöhten nervöſen Reizbarkeit hinzu. Und ſo findet denn bei den ſteigernden Attributen und Partikeln ein beſtändiges Überbieten ſtatt, in allen — wenigſtens modernen — Sprachen ungefähr gleichmäßig; aber die Wirkung ſtumpft ſich immer wieder ab und der vollſte Ausdruck wird nach einer gewiſſen Zeit faſt nichtsſagend. Das deutſche fast (das wir hier gebrauchten), noch zu Luthers Zeit ſo viel als in hohem Grade, wie es ja das alte Adverb zu feſt iſt, hat den Charakter der Feſtigkeit ſo wenig bewahrt, daß es nun unter die Linie des Poſitiven geraten iſt und nur noch annähernd bedeutet. Bei dem Adverb recht empfindet man gegenwärtig je nach der Betonung eine ernſtliche Steigerung oder nur eine kühle Affirmation: es ſchwankt alſo um die Linie herum. Das Wort sehr hat noch entſchieden ſteigernde Kraft; aber wie matt und abſtrakt iſt es doch geworden ſeit der Zeit, wo es wund, alſo bis zum Wehethun, bedeutete! Es genügt ja übrigens der lebendigen

Verkehrsſprache keineswegs mehr. In dieſer folgen und jagen und drängen ſich äusserst, ausserordentlich, höchst, riesig, furchtbar, ungeheuer, kolossal, grossartig und noch andere, ſie überſchreien ſich gewiſſermaßen, um doch ja noch Gehör oder Glauben zu finden, noch Eindruck zu machen, und das franzöſiſche terriblement nebſt ſeinen Konſorten, das engliſche awfully, dreadfully, exceedingly, extremely, hugely, vastly u. ſ. w. ertönen in ähnlicher Weiſe. Oder man denke an die beſtimmteren Bezeichnungen für Zuſtände der Erregung, des Erſtaunens, der Ergriffenheit: wie leicht wiegen jetzt z. B. im Franzöſiſchen die von Hauſe aus entſetzlichen Ausdrücke tourmenter und gêner, auf Folter- und Höllenqualen urſprünglich deutend, wie wenig ernſt ſind noch abîmé, terrassé, désolé, au désespoir, oder auch ravi, enchanté, charmé, auch adorer! Im Engliſchen hat z. B. anxious ſeinen ſtarken Inhalt ſehr eingebüßt. Auch die Sprache der Zärtlichkeit erweiſt ſich als kaum haltbarer, und wie in einer gewöhnlichen Ehe die urſprünglich innigſten Anreden nach einiger Zeit nur noch eine Art von Zeichenſprache ſind, ohne daß noch irgend ein ſüßer Hauch davon auszugehen vermöchte, ſo iſt es auch in der weiten Sprachgemeinſchaft; zum Teufel geht immer wieder der Spiritus, und nur das Phlegma bleibt. Die vollen Worte werden leer, die einſt in den Herzen widerklingenden klanglos, der Mißbrauch gefährdet ſie, der Verbrauch iſt unausbleiblich. Es iſt dies ja auch der Weg, den die Bilder in der Sprache nehmen. In ſtarker Erregung, in dem mächtigen Bedürfnis, ſich wirklich auszudrücken, findet der Einzelne das Bild oder finden es auch wohl Einzelne immer neu. (Ich nehme das letztere für manche Bilder an, z. B. das vom „Stich ins Herz geben“, das jede natürlich empfindende Frau aus dem Volke gelegentlich finden kann, weil das Leben dieſe Wirkung immer wieder bringt.) Sie werden dann übernommen, nachgeahmt, bald allzu leichthin und auch etwas ſchief verwendet, werden gemein und unlebendig, werden zu einer umſtändlicheren Art von Vokabeln. Eine ähnliche Art von Entkräftung findet ſtatt, wenn der eigentlich einem großen Gefühl als Quelle geltende Ausdruck für einen vielleicht ſehr äußerlichen und nur ſcheinbaren Erweis angewandt wird: Almosen oder aumône bedeutet urſprünglich die chriſtliche Barmherzigkeit ſelbſt, aber in wie kleine Münze hat ſich dieſe große Herzensbewegung umſetzen laſſen müſſen, wie wenig Inneres ſpricht noch daraus! Auch was der Franzoſe als charité ſchenkt oder

sich schenken läßt, pflegt sehr kleine Abschlagszahlung zu sein auf die wirkliche christliche Nächstenliebe, für die das Wort der Name ist.

Wie fast alles im Leben sich in Strom und Gegenstrom fühlbar macht, so geht im Leben der Sprache der vielfachen Steigerung des Ausdrucks eine ebenso ausgebreitete Abschwächung zur Seite. Und dabei giebt sich denn das Gesetz zu erkennen, daß, während die gesteigerten Ausdrücke alsbald entkräftigt werden und ihre Wirkung verlieren, auch die absichtliche Abschwächung des Ausdrucks ihre Bedeutung nicht zu bewahren vermag, so daß durch alle Milderung oder Verhüllung hindurch die starke Sache selbst immer wieder redet. Durch die Wortsprache lassen die Menschen sich nicht lange ein x für ein u machen, sie empfinden und verstehen etwas neben und hinter und trotz der Wortsprache. Jene Abschwächung erfolgt im ganzen auf verschiedenen Linien, und sie hat verschiedene Gründe. Es giebt eben im Leben gar vielerlei Gründe, weshalb man mit der Sprache nicht recht herausrücken will. Dabei findet sich neben der eigentlichen Abschwächung, dem Ersatze des vollbezeichnenden Ausdrucks durch einen bloß andeutenden oder halb so viel sagenden, auch die Umgehung, ein Ausbiegen von der Wahrheit nach irgend einer Seite hin. Und die moralischen Hintergründe für all das? Sie können ganz schätzbar, ja wirklich von sittlicher Art sein, aber auch das Gegenteil, und außerdem auch von mehr neutraler Art. Unaufrichtigkeit, Mangel an moralischem Mut bilden eine starke Quelle, und da diese Seelenverfassung sich sehr häufig findet und wiederholt, so wird die abschwächende Redeweise rasch allgemeiner, und die Verantwortlichkeit des Einzelnen wird wenig mehr empfunden, sie wälzt sich ab auf die Gesamtheit. Der neue Gebrauch wird wohl gar zur festen Gesellschaftsform und übt eine starre Herrschaft aus über Individualität, Charakter, sittliche Ehrlichkeit. Neben den genannten Ursachen für die Abschwächung der Rede walten dann aber auch berechtigte Scheu, Rücksicht auf persönliches Leben, Schonung, Diskretion, und es macht sich neben dem jedesmaligen persönlichen Verhältnis auch ein allgemein kulturelles Bedürfnis geltend. Die Schamhaftigkeit, das Zartgefühl auf sinnlichem Gebiete haben ihr gutes Recht. Zur Zurückhaltung in sittlicher Beurteilung oder Verurteilung mag ein löbliches Bewußtsein der Menschlichkeit veranlassen, aber es kommt vielfach auch eine erstaunlich weitgehende und bedenkliche Toleranz zum Ausdruck. Und oft

iſt es ein Unbeſtimmtes zwiſchen all dieſen verſchiedenen Regungen, oder eine Kombination des einen mit dem andern, was wirkt oder gewirkt hat.

Daß man dem Diener gern die beſtimmte Bezeichnung des Dienſtverhältniſſes erſpart, iſt ſehr allgemein. Griechen und Römer haben für den Sklaven vielfach die einfache Bezeichnung als Junge (παῖς, puer, por). Unſere Offiziere folgen ihnen mit ihren Burſchen. Der dienende Kellner wird harmlos als garçon gerufen. Die — meiſt jugendliche — Dienerin hieß bis in unſere Tage hinein einfach mit dem ſchönen Namen Magd (= Jungfrau), in der Schweiz noch ſchöner Tochter, in Frankreich ebenſo harmlos fille (de chambre), und bei uns ja auch noch immer Mädchen. Geiſtige Inferiorität verhüllt man ebenſo gern wie ſoziale unter ſchonend wohlwollenden Namen und gebraucht beſchränkt oder borniert für dumm, wie ja auch einfältig von Hauſe aus nichts Ungünſtiges beſagt und ſelbſt dumm einmal ungefähr den Sinn von jugendlich unerfahren gehabt hat. Es iſt, als ob das Vorhandenſein von Dummköpfen gar nicht anerkannt werden ſollte, aber das Mittel hilft nicht. So hat man denn auch im Franzöſiſchen béat und benêt und bonhomme, die doch alle nur von glückſelig, geſegnet und gutmütig ſprechen, man hat im Engliſchen silly, das — einſt unſerem selig entſprechend — die Sinnverſchiebung von happy über innocent, harmless, simple bis zu foolish durchgemacht hat, man hat daneben innocent ſelbſt im gleichen Sinne. Und die Ausdrücke für geiſtige Krankheit, die uns nun alle ſo häßlich angrinſen, wie zurückhaltend und zart ſind ſie doch urſprünglich gewählt! Wahnſinn iſt nichts als unrichtiger, irrender Sinn, Blödſinn verneint nur die Friſche und Lebendigkeit des Sinnes, verrückt deutet nur auf eine Verſchiebung hin (und wie vieles in der Welt iſt irgendwo verſchoben!); geſtört iſt noch milder und läßt namentlich an einen zufälligen Anlaß und eine vorübergehende Dauer denken, und noch milder iſt irre, denn Irren iſt bekanntlich recht allgemein menſchlich. In andern Sprachen ſind die Bezeichnungen (aliéné ꝛc.) ähnlichen Urſprungs; ſelbſt mad, das jetzt ſo erbarmungslos beſtimmt klingt, beſaß eine viel glimpflichere Bedeutung. Übrigens dürfte bei der Zurückhaltung auf dieſem ganzen Gebiete eine Art von abergläubiſcher Scheu ſehr mit im Spiele geweſen ſein.

Ähnliche Rückſicht nun dehnt ſich weiter aus, ja ſie geht wirklich weiter, als nach unſerm jetzigen Gefühl nötig wäre, aber man iſt gerade

auf niedrigerer Kulturſtufe vorſichtiger im Verkehr, mißtrauender, verſchloſſener und mit alledem auch leicht ein bißchen verlogener. Von Krankſein einem Kranken oder ſeinen Angehörigen zu ſprechen, war zu mißlich, und ſo mußte das deutſche Wort **siech**, das dieſen Zuſtand bezeichnete, weichen, um dem Worte **krank**, das bloß **ſchwach** bedeutete, Platz zu machen. Auch unſer **leidend** iſt ja ein ähnlich ſchonender Ausdruck. Vom Tode oder von Toten hört man erſt recht nicht gern reden und für **Leichnam** iſt uns eben nur dieſes Wort übrig geblieben, das aber gar nichts anderes heißt als **Körper**, ebenſo im Engliſchen **corpse**, das ja auch nichts anderes iſt als **corps, corpus**. Nicht ganz den gleichen pſychologiſchen Untergrund hat es, wenn wir von Sterben und Tod als **Verſcheiden, Hinſcheiden, Hingang** und ähnlich reden: es ſpricht wohl mehr die verklärende Empfindung des gebildeten Menſchen. Und wenn die in der Schlacht Getöteten nur einfach **gefallen** oder nur **geblieben ſind**, ſo liegt in dieſen harmloſen Ausdrücken vielleicht, daß der Soldat nichts Außerordentliches im Todesloſe ſehen ſoll oder ſehen will. Selbſt von höherem Lebensalter ſpricht man ungern, und ſo iſt das neutrale Wort **Alter** die Bezeichnung für **hohes Alter, old age, Greiſenalter** geworden. Das Wort **Greis** ſelbſt, das eigentlich nur auf das Grauwerden oder Grauſein hindeutet, alſo den Jahren etwa um 50 gebührt, iſt mehr und mehr gemieden worden und bleibt jetzt den 70- bis 80jährigen vorbehalten, obwohl ſchon die 40jährigen großenteils mit grauem Haar oder ſogar mit blanker Kopfhaut einherwandeln. Sehr zurückhaltend ſind ja auch die Bezeichnungen **bejahrt, betagt**. Alte Leute giebt es eigentlich in guter Geſellſchaft nicht mehr, ſondern nur **ältere**. Das Wort **alt** ſelbſt aber, wenn wir es weiter zurückverfolgen wollten, würde ſich in der harmloſen Bedeutung **aufgewachſen** darſtellen. Schon die früheren, ſcheinbar ganz unmittelbar redenden Wörter ſind vielfach ihrerſeits Ablöſung von noch älteren und unmittelbareren, obwohl das anſcheinende Umgehen der rechten Sachbezeichnung auf früher Sprach- und Kulturſtufe auch unſichere und kümmerliche Begriffsbildung und Unterſcheidung zum Grunde hat.

Die Empfindlichkeit, die Scheu geht weit. In guter Geſellſchaft verletzt man ſich überhaupt nicht am **Bein**, ſondern nur am **Fuſſe**, und erſt wenn die Körpergegend zwiſchen Bein und Rücken zu nennen wäre, darf das Bein zur Sprache kommen. Daß die Franzoſen nur noch **embrasser** zu ſagen wagen, wo die Lippen in ihre freundliche Funktion

treten, überrascht uns (weniger überreife) Germanen. Aber auch uns ist manches Wort für diskrete Verhältnisse allzudeutlich geworden, und wir bemühen uns angelegentlich, immer von neuem verhüllende Ausdrücke zu finden: die Sache selbst dringt durch die Hülle, die Phantasie läßt sich nichts vormachen, und wie geschickt und zartfühlend auch eine Bezeichnung gewählt sein mag, wie emsig man immer neue Fremdwörter, neutrale Zeichen, geruchlose Phantasiebilder sucht, es hilft nichts; doch das Bemühen muß konstatiert werden. So ist es denn z. B. mit den Ausdrücken für das niedere Liebesleben ergangen; **Buhle** war einst ein harmlos schöner Name, **maîtresse** sogar ein ritterlich verehrungsvoller, **amant** ein natürlich argloser. Was ist aus ihnen und allem Ähnlichen geworden! Auch **Ausschweifung** besagt nur ein zeitweiliges Aus-der-Bahn-schweben und wäre wenig, wenn es nicht viel geworden wäre. **Adultère** hätte nach dem lateinischen Wort **adulterare** nur etwa den Inhalt von verändern, wechseln; **tromper** ist, in Beziehung auf Ehegatten gebraucht, längst nicht mehr ein beliebiges Täuschen, etwa über die Höhe von Schneiderrechnungen oder über Anlässe zur Verlängerung abendlichen Ausbleibens. **Unzucht** ist von Hause aus eine ganz glimpfliche Aberkennung der Zucht, der guten Erziehung.

Und ebenso ist, um in das allgemeinere Gebiet überzugehen, **unverschämt** nur das Absprechen von Verschämtheit, **Unart** nur das Leugnen der rechten Art, selbst **nichtsnutzig** noch kein eigentlich negatives Urteil, **ungezogen** ein fast entschuldigender Hinweis auf die noch nicht durchgeführte Erziehung, und eine Reihe ähnlicher Zusammensetzungen wäre anzufügen; auch französische Wörter wie **ignoble** oder **indigne** sagen buchstäblich so wenig und dringen jetzt doch so tief! Durch die Sprache hindurch, die bloßen Abzug am Guten vorbringt, wirkt immer wieder die Sache selbst, die blasse Hülle bekommt die grelle Farbe des Inhalts. Wie schwächlich ist es eigentlich, eine Gesinnung nur **gemein** zu nennen (d. h. aller Welt gemeinschaftlich eigen, nicht über das Gewöhnliche sich erhebend), die den schweren Tadel des Niedrigen haben soll, oder auch den Ausdruck **gewöhnlich** so zu setzen, oder das Fremdwort **ordinär**! Wie schwächlich war es auch, **ruchlos** zu sagen (d. h. ursprünglich **sorglos, unbekümmert, leichtsinnig**), wo die verderbteste Gesinnung gemeint ist! Das ist natürlich erst nach und nach so gekommen, weil eben die Menschen immer gleich nachsichtig und feige bleiben und so im Laufe der Generationen die Prädikate immer weiter abgleiten. Auch das

engliſche knave (Schurke) hat ja einſt nur junger Burſche (Knabe) geheißen; das nicht minder ſtarke villain beſagte doch nur: Mann von nicht vornehmem Stande. Im Grunde ſind auch leichtſinnig und leichtfertig mehr entſchuldigende oder doch neutrale Ausdrücke als tadelnde; impertinent hieße eigentlich nur nicht hergehörig, insolent bedeutete einmal, wenigſtens in ſeiner lateiniſchen Zeit, nur ungewöhnlich und mußte alſo einen weiten Weg machen bis zu ſeinem jetzigen Inhalt. Wir wiſſen gar nicht, wie wenig grob wir ſind — mit unſern gröbſten Worten! Züchtigen iſt ja nur eine Art des Erziehens, Zuchthaus ebenſo ein dieſem anſtändigen Zweck beſtimmtes Gebäude, ein Korrektionshaus giebt es bloß, weil die Handlungen einiger jüngeren Menſchen zuweilen einer gewiſſen Korrektur bedürfen; ein Laſter iſt ſeiner alten Bedeutung nach nur ein Fleck, ein Makel, alſo der Laſterhafte war nicht fleckenlos; Schmach drückte einſt nur das Geringe, Kümmerliche aus (wie es ja auch in schmächtig mit dieſem Sinne fortlebt); das saufen ſagt ja gar nichts als ſchlürfen, und noch darf man ſehr öffentlich ſeinen Mokka, ſeine Fleiſchbrühe und auch ſeinen Sekt ſchlürfen; der häßliche, gemeine Schnaps iſt nichts anderes als ein harmloſer Schluck (vergl. schnappen): die letztere Wortwahl verdankt man allerdings nicht ſowohl der ſchonenden Beurteilung der Öffentlichkeit, als dem verſchämten Ausweichen der Trinker ſelbſt, die mit ihrem ſchlechten Gewiſſen nach allen möglichen Wortſurrogaten greifen (la goutte, ein Korn, ein Kirsch u. s. w.).

Infolge ähnlichen Ausweichens in die Region des Neutralen haben die unſchuldigen Wörter Kreatur, Geſchöpf, Perſon, Menſch, mindeſtens in gewiſſer Verbindung oder Betonung einen ganz häßlichen Geſchmack bekommen; das eigentlich ebenſo unſchuldige Sippſchaft (= Verwandtſchaft) ſogar endgültig; Weib hat ſich zwar die dichteriſche und ſonſtige gehobene Sprache noch nicht rauben laſſen, aber es figuriert doch auch ſehr am andern, verächtlichen Ende, und Weibsbild, Weibsperſon, Mannsbild, Frauenzimmer, alles einſt edle oder doch neutrale Ausdrücke, ſind längſt auf die Gaſſe geraten. Mitunter wählt man auch klüglich geradezu ein Wort, das ein Lob enthalten kann, wo man einen ſittlichen Tadel ausſprechen will; z. B. genau, wo man geizig meint, faſt ſo, wie man auf dem körperlichen Gebiete den Fettgewordenen stark nennt oder ihm nur das erfreuliche Zeugnis des embonpoint giebt. Ein Gelehrter ſprach vor einiger Zeit von der Tendenz der

Wörter, eine schlimmere Bedeutung anzunehmen. Woher käme den Wörtern diese Tendenz? Es ist nur die Kehrseite der Thatsache, daß die Menschen das Bessere anwenden für das Schlechtere, das verhältnismäßig Gute für das thatsächlich Schlechte.

Einige Zeugnisse von besonderer Bedenklichkeit seien noch angefügt. Pirat hieß in der altgriechischen Form πειρατής nur: der Unternehmer, der etwas Versuchende, Wagende; es scheint also auf eine Zeit oder einen Lebenskreis hinzuweisen, wo man nichts Schlimmes in der Seeräuberei fand. Das französische mentir ist in seiner lateinischen Form mentiri nichts als eine Ableitung von mens (Geist) und konnte also nur ersinnen bedeuten: wiederum eine sehr wohlwollende Rubrizierung für das Lügen. Poison ist ja nur Trank (lateinisch potionem), als ob das Beibringen eines solchen Tränkleins nichts Außerordentliches sei. Aber unser deutsches Gift läßt uns in keinem besseren Licht erscheinen, denn es bedeutet nichts als Gabe, und unter dem simplen vergeben verstand man eine Zeit lang das, was jetzt vergiften heißt. Doch braucht dahinter nicht schlechthin gewissenloser Hohn zu stecken, auch Mißtrauen und Furcht mögen daraus sprechen. Eine Art von Umkehr dieses Verhältnisses ist es, wenn ein Wort bösen Inhalts auf eine gar nicht unlöbliche oder doch verhältnismäßig harmlose Sache angewandt wird. Wie hat nur das italienische vezzoso, das doch (auf lateinisch vitiosus zurückgehend) eigentlich nichtsnutzig bedeutet, zu einer Anerkennung für Gefälliges werden können? Man scheint da in der Abweichung vom Pfad der Tugend vor allem das Gegenteil des Banalen, Philiströsen, Abhängigen gesehen zu haben, in der Durchtriebenheit nur die Gewandtheit und an der Gewandtheit das Gefällige. Wir unsrerseits sind nicht ganz so weit gelangt, wenn wir Schalk oder Schelm oder gesprächsweise gern auch Spitzbub für das Neckisch-Mutwillige anwenden, und zwar die beiden ersteren Wörter nur noch in diesem Sinn, während sie doch sämtlich den Bösewicht eigentlich bedeuten oder bedeuteten. Das beweist noch nicht, daß man das Böse nicht ernstlich nehmen wollte, sondern daß der Affekt für kleine Dinge große Ausdrücke setzt und der Scherz von je zum Übertreiben geneigt war. Auch daß der englische Sprachgebrauch für gaunerhaft verschlagen das einfache sharp hat, mit der Ableitung sharper, darf zu keinem weitgehenden Schluß veranlassen; solche Ausdrücke gelangen aus der Sprache einer engeren

und mitunter zweifelhaften Sphäre allmählich in die allgemeine Sprache, wo sie nicht mehr viel auf ihren Gehalt angesehen werden. Eher kann uns eine andere Erscheinung wieder zu einem moralischen Schlusse leiten, nämlich die, daß (in den verschiedenen Sprachen) das Böse, anstatt mit den ihm gebührenden Urteilen, vielmehr nur als das zu Bemitleidende bezeichnet wird, so daß die Wörter **erbärmlich, jämmerlich, lamentable, pitoyable, wretched** u. s. w. nicht mehr Erbarmen oder Jammer zum Ausdruck bringen, sondern Verachtung und Geringschätzung, was doch wieder eine Art von Ausweichen vor der Verurteilung ist.

In dem Gesagten bot sich schon mehr als einmal ein kulturhistorischer Durchblick dar. Und solche Durchblicke sittengeschichtlicher Art gewährt die Sprache natürlich auch außerdem noch viele. Wenn die lateinischen Wörter für Feind und Gast (**hostis** und **hospes**) nur Differenzierung einer Bezeichnung sind, so deutet das eben in die Zeit mißtrauender und überallhin kampfbereiter Barbarei zurück, wie sie übrigens keineswegs das römische Volk allein aufzuweisen gehabt hat. Wenn das englische **wretch** ursprünglich den Vertriebenen bezeichnet, so erinnert dies daran, wie ein Leben außerhalb der Heimat wirklich Elend ohnegleichen einzuschließen pflegte, und paßt dazu, daß ja auch unser Wort **Elend** nichts anderes als Ausland bedeutete. Wenn **to slay** mit dem deutschen **erschlagen** eines Sinnes ist und **to kill** mit quälen dasselbe Wort ist, so fühlen wir, wie einmal das Schlagen von fürchterlichem Ernst zu sein pflegte, und dann, wie das Töten nichts weniger als auf eine schmerzlose Art angestrebt wurde (wie jetzt bei Verbrecherhinrichtungen in Amerika, Japan und demnächst wohl auch bei uns). Wenn andrerseits **belle-mère** für **Stiefmutter** eintrat, so leuchtet uns ein, wie viele Stiefmütter den früheren harmlosen Namen (**marâtre**) in Mißkredit gebracht haben müssen, daß man ihnen nur noch einen so süßlichen zu hören geben mochte. Wenn **rival** (lat. **rivalis**) vom Bache (**rivus**) abgeleitet ist, so sehen wir im Geiste all den ewigen Hader, der zwischen den Benutzern desselben Wasserlaufs in der Vorwelt gewesen ist (denn das ist die Entstehung des Ausdrucks). Und wenn weiterhin das lateinische **invitare** (einladen) sich an **invitus** (ungern) anschließt, wieviel gesellige Ziererei und artifizielle Gastfreundschaft läßt sich ahnen, daß das Einladen mit einem so eindringlichen Nötigen zusammenfallen konnte! Übrigens

verrät ja unser Wort nötigen (bei Tische) eine ähnliche Geschichte. Ebenso, wie macht sich die Schonung in der Form fühlbar, wenn ordre zwar Befehl bedeutet und doch nur Ordnung oder allenfalls Anordnung besagt, oder wenn unser Wort befehlen eigentlich nur übermitteln, übergeben, anvertrauen ausdrückt und unser gehorchen nur das wirkliche und vollständige Hören, ferner commander ebenfalls ursprünglich nur übertragen, anempfehlen, wie auch taxer und censurer noch nicht den Tadel einschließen, sondern nur das Abwägen und Urteilen. Ein schätzenswertes Zartgefühl verrät sich auch darin, daß Wörter, die für heilige Dinge in Anwendung gekommen sind, dann in profanen Gebrauch nicht mehr genommen werden. So taufen, das ja nur tauchen, untertauchen bedeutete, oder das französische cieux, neben dem nun ein technisch-profaner Plural ciels hergeht. Doch auch der Aberglaube (dessen oben schon flüchtig gedacht wurde) hat seine bestimmten Spuren hinterlassen; schon im lateinischen sinister (= was als Vorzeichen von der linken Seite herkommt und darum schlimme Bedeutung hat), im Französischen influence, welches auf ein von den Sternen ausströmendes Fluidum zurückdeutet, oder ascendant, welches vom Emporsteigen eines Sternes galt. Aber doch noch eine ganz andere Reihe läßt sich verfolgen: diejenige nämlich, die uns die Vertiefung sittlicher Begriffe in der Folge der Zeitalter fühlen läßt. Verzeihen war einst nichts als Verzicht leisten, auf Ersatz oder Buße nämlich, Busse selbst nichts als das Herstellen des Normalverhältnisses, das Ausgleichen des Schadens, Schuld nur das einem Andern Geschuldete, das zu Leistende, Demut die Gesinnung von Dienenden, züchtig das der guten Lebensart Gemäße, Milde das Bereitsein zum Geben, edel soviel als von gutem Geschlecht, bescheiden etwa: nicht unverständig, gediegen das, was nicht mißlungen ist.

Diese ganze Reihe ist zufällig der deutschen Sprache und Lebenssphäre entnommen; daß die Nachbarsprachen Entsprechendes aufweisen, wird ja wohl schon durch das gemeinsame Christentum verbürgt, dessen allmählich verbreiteter Wirkung diese Vertiefung zu verdanken ist, wie wenig auch nationale Verschiedenheit in der Erfassung und Verarbeitung der allgemeinen christlichen Begriffe zu leugnen ist. Werfen wir aber doch ausdrücklich noch einige Blicke auf das National-Ethische in der Sprache. Den üblichen wohlfeilen Urteilen über fundamentale Unterschiede im sittlichen Wert der Nationen wollen wir nicht nach-

gehn. Die „Aufrichtigkeit der Germanen“, die „Gemütstiefe der Deutſchen“, die „Oberflächlichkeit der Franzoſen“ und dergleichen wird ſich aus der Natur der Sprachen ebenſowenig bequem und bindend nachweiſen laſſen wie auf anderem ſummariſchem Wege. Jedenfalls enthält jede Sprache der ungefähr gleich hoch ziviliſierten Völker die Mittel zum Ausdruck alles Menſchlichen und auch Sittlichen in ſeinen Nuancen. Es iſt nur ſehr mißlich, eine Sprache an einer andern zu meſſen. Denn jene verhältnismäßige allgemeine Gleichheit iſt mit einer durchgehenden Ungleichheit im einzelnen verbunden! Von den Begriffen für ſittliches, ja überhaupt ſeeliſches Leben deckt ſich kaum ein einziger hüben und drüben. Das Franzöſiſche cœur fällt nicht wirklich zuſammen mit dem deutſchen Herz, âme nicht genau mit Seele, ami nicht mit Freund, auch das noch näher ſtehende engliſche friend nicht mit Freund, amour nicht ſchlechthin mit Liebe, Hochmut nicht mit hauteur und auch nicht mit haughtiness, content nicht mit zufrieden, heureux nicht mit glücklich, Welt nicht mit monde, Leidenſchaft nicht mit passion, grauſam nicht mit cruel, Buße nicht mit pénitence, kühl nicht mit engl. cool, Charakter nicht mit engl. character, amant nicht mehr mit Liebhaber, désir deckt ſich nicht mit Verlangen, bravoure nicht mit Tapferkeit, penchant nicht mit Neigung, pardon nicht mit Verzeihung, cordial nicht mit herzlich, ridicule weckt etwas andere Empfindung als lächerlich, adorer andere als anbeten. Daß die Wörter das eine oder andere „bedeuten“, iſt der Standpunkt, der Schulkindern genügen muß, über den aber freilich auch viele Alte nicht hinausgekommen ſind.

Ob die große Zahl franzöſiſcher Fremdwörter im Deutſchen mehr eine zufällige kulturgeſchichtliche Entſtehung habe, oder ob ſie unſerer Sprache Begriffe lieferte, die dieſe nicht beſaß oder gar nicht hatte erzeugen können, darüber iſt man zum Teil noch immer verſchiedener Anſicht; auf keiner dieſer Linien liegt die genaue Wirklichkeit. Sicherlich iſt durch die Übernahme franzöſiſcher Ausdrücke zeitweilig oder dauernd in unſere Sprache eine Anzahl ſolcher Begriffe gekommen, die ſich zwiſchen die von uns ausgebildeten ſtellen und einſchieben, dadurch die Reihe bereichern, gleichſam der franzöſiſchen Anſchauungsweiſe noch neben der deutſchen Einlaß gewähren und jedenfalls ſolche Begriffe verkörpern, die der ſpezifiſch franzöſiſche Geiſt und die beſondere franzöſiſche Kultur hervorgebracht haben. Dieſe gerade auf-

zugeben, wird uns bei aller grundsätzlichen Bereitwilligkeit schwer; wir können es nicht, ohne uns vorläufig verarmt oder behindert zu fühlen. Das erspart uns nicht die Aufgabe, Ersatz aus eigenem Wachstum zu suchen oder zu schaffen, und der Schaden jener äußeren Einschiebungen ist eben der, daß der Trieb zur sprachlichen Weiterbildung innerhalb des eigenen Bereichs darüber zu verkümmern droht. Für unsere gegenwärtigen Betrachtungen aber gewährt uns eine Übersicht über die mit einer gewissen Hartnäckigkeit in unserer Rede festgehaltenen französischen Wörter zugleich einen Einblick in die spezifisch französische geistig-sittliche Begriffsbildung und zum Teil auch in die Eigenart der französischen Wesensanlage. Man denke an eine Begriffsreihe wie galant, coquetterie, esprit, verve, élan, point d'honneur, discrétion, cajoler, coulant, comme il faut, poltron; aber man kann wohl auch hinzufügen: brillant, ennuyant, charmant, nonchalant, suffisant, brusque, salope, prude, raffiné, ménager. Alle diese wollen aus unserem Begriffsvorrat noch nicht schwinden, alle stellen — mehr oder weniger bestimmt — spezifisch französische Produkte dar. Sie sind uns entweder Spiegel des fremdnationalen Geistes, oder doch der besonderen nationalen Maßstäbe, oder auch der nationalen Lebensgestaltung und Kultur. Als Fremdwörter sind sie uns ja zugleich eine Erinnerung an die zeitweilige freiwillige Unterordnung unserer höher gebildeten (das Leben feiner empfindenden und unterscheidenden) Kreise unter den fremden Nationalgeist samt seiner Sprache. Und diese Eingewöhnung spielt denn auch mit, wenn wir noch manche andere, eigentlich französische Wörter in unserem Sprachvorrat weiter führen oder doch führen hören, die neben den gleichwertigen deutschen nur so hergehen, wie penibel, rüde, sich moquieren, difficile, Ambition, Conduite, generös, graziös, nobel, auch wohl formidabel u. s. w. Aber wir wahren uns mit dieser zweiten Garnitur doch zugleich eine eigene Nuance, wir wollen damit doch die fremdnationale Nuance der Begriffe beibehalten. Ob wir diese wirklich treffen und festhalten, ist fraglich; man kann leicht beobachten, daß alle jene Begriffe durchweg einen mehr äußerlichen Charakter haben, als unsere entsprechenden (nobel gegen edel, Ambition gegen Ehrgeiz, generös gegen edelmütig u. s. w.); das beweist aber noch nicht, daß das Empfinden drüben ein oberflächlicheres sei; wir sind nur gewohnt, jene Ausdrücke in einer solchen Sprechweise oder Lebenssphäre zu hören, wo mit den Sachen

nicht der vollſte Ernſt gemacht wird. Doch dieſe Frage iſt zu ſchwierig, um hier im Vorbeigehen abgehandelt zu werden.

Der geſamte ſpezifiſch franzöſiſche Wortſchatz hat ja ſeine Stärke in der verfeinerten Unterſcheidung und Kennzeichnung alles deſſen, was die geſelligen Beziehungen und Berührungen, was das Fühlen und Gebaren des Menſchen als Geſellſchaftsmitgliedes angeht. Darauf deuten auch weſentlich die obigen Reihen. Aber es dürften ſich noch einige andere Züge des Weſens fühlbar machen. Natürlich wäre es ganz thöricht, etwa aus der reichen Entwickelung der Bezeichnungen des Furchterregenden (terrible, horrible, formidable, épouvantable, redoutable, effroyable) auf eine beſondere Rolle von Angſt und Furcht in der Nation ſchließen zu wollen, etwa auch noch im Hinblick auf den leichten Gebrauch von trembler und frémir; dieſe Reihe beweiſt weſentlich nur die Eindrucksfähigkeit und nervöſe Lebhaftigkeit des Volkes. Aber mit Recht würde man ſchon die Nuance, welche das Wort triste erhalten hat, auf die nationale Schätzung eben dieſer Lebendigkeit und Soziabilität zurückführen. Von dem Gefühl, mit welchem das Wort gloire drüben gebraucht wird, iſt unter uns tauſendfach die Rede geweſen; in der That kommt ſein Sinn dem des Glorienſcheines, der Gloriole ziemlich nahe: es geht wie ein heller Lichtſchein in die Seele der Beteiligten, während unſer Wort Ruhm mehr an das Rühmen durch fremden Mund in Nähe und Ferne, an das Wiſſen ſehr Vieler um die Perſon und Leiſtung, an die Dauer des Andenkens, an das Gewicht der Perſon in der Erinnerung der Geſchlechter denken läßt. Den Ausdruck glänzen (durch irgendwelche Eigenſchaften) haben wir offenbar als bloße Übertragung von briller in Gebrauch genommen; er entſpricht unſerer eigenen Gefühlsweiſe nicht. Aber auch eine Gruppe wie se glorifier de quelque chose, se féliciter und se louer de qch. (denen bei uns nichts recht entſpricht) zeigt wieder, wie der einzelne Franzoſe innerlich ſich ſelbſt als einem ſozialen Weſen gegenübertritt, um ſeine Erfolge zu bemeſſen, ſeinen Wert zu konſtatieren, ſich glücklich zu fühlen im Bewußtſein ſeiner Geltung. Man nennt das wohl Eitelkeit, aber unter dieſem Namen gehen ziemlich verſchiedene Dinge. Auch der häufige und leichte Gebrauch von admirable, admirer, admiration iſt nicht Zufall; dieſe Art von Erregbarkeit hängt mit der ſoeben berührten nahe zuſammen. Der verhältnismäßig ebenſo leichte Gebrauch des Ausdrucks triompher, wo uns überwinden und

siegen vollständig genügen, läßt wieder an jenes strahlende Licht des Erfolges denken, das alsogleich mit aufgeht und in die Herzen scheint. Und ein Wort wie adorer liegt derjenigen Gefühlsweise näher als uns, bei der intensives seelisches Wohlgefallen stets in Kultus überzugehen neigt, wie wir das bei unsern Nachbarn immer wieder beobachten, obwohl es mitunter auch der Kultus des Hasses ist, der obenauf kommt. Übrigens war ja die Grenze zwischen dem Anbetungswürdigen und dem nur Liebenswerten für den französischen Geist (vielleicht den romanischen) niemals so tief wie für uns Germanen, und das macht einen großen Wesensunterschied zwischen uns aus; das erklärt eine wesentliche Seite des Rittertums, erklärt die nahe Berührung von Frauendienst und Marienkult, erklärt manche feierliche Spielerei auch der Gegenwart. Unsere Feierstimmung ist eine andere. Wir leben weniger zwischen Himmel und Erde, wir heben und senken uns schwerer.

Wie auch das Englische seine besondere Reihe von eigentümlichen ethisch-sozialen Begriffen ausgemünzt hat, wie auch diese im Ausland einen ihrem Wert ungefähr entsprechenden Kurs haben, sei nur flüchtig berührt. Fair, snob, gentleman, sport u. a. sind heutzutage aller Welt geläufig, und andere, wie mettle (das sehr charakteristisch ist), stehn im Hintergrunde. Der Raum gebietet, abzubrechen.

Natürlich ist das nationale Ethos nicht bloß in dem Wortschatze fühlbar, sondern in der Betonung, in der Aussprache, und zwar nicht bloß in dem Charakter der einzelnen Laute, woran man bei Aussprache wesentlich denkt, auch nicht bloß im Tempo der Worte und selbst der Laute, sondern auch in der Emission der Stimme. Hier unterscheiden sich ja schon unsere deutschen Stämme und Landschaften erheblich: in der Rheinpfalz z. B. ein höchst lebendiges, aber im einzelnen nachlässiges Herausgeben der Worte, und im Nordwesten und sonst am Meere eine weit zurückhaltendere, sozusagen verschlossenere Art, die Rede von sich zu geben; dort volle Offenheit, sorglose Unbefangenheit und frisches Lebensgefühl, hier Selbstkontrolle und still gehaltene Energie. Und so könnte man weiter fortfahren, zu unterscheiden. Auf den Unterschied von Deutschen im allgemeinen und Engländern überträgt sich dies fast von selbst, und der zwischen Deutschen und Franzosen entspricht auch hier dem gesamten Wesen.

Ist es nun — und damit sei ein letzter Punkt anhangsweise berührt — für die Entwickelung des sittlichen Charakters, der mit

demjenigen der Sprache in so unverkennbarem Zusammenhang steht, gleichgültig, oder ist es vielleicht von Vorteil, oder bedeutet es im Gegenteil Gefahr und Schaden, wenn die sprachliche Ausbildung der jugendlichen Individuen in verschiedenen Zungen zugleich erfolgt? Wird sich die Einwirkung summieren oder vielleicht neutralisieren? Offenbar *kann* sowohl das eine wie das andere eintreten. Die Frage scheint demnächst wieder praktisch bedeutend werden zu sollen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war man in der besseren Gesellschaft darüber sehr unbefangen; man ließ Französisch mit der Muttersprache lernen, d. h. gewissermaßen *über* der Muttersprache; und in manchen Ländern und bei uns in einer gewissen, nun dünneren Schicht ist das ja noch so. Seit der Vertiefung unseres nationalen Selbstbewußtseins aber hat man die Verderblichkeit dieser Art von Doppelzüngigkeit mit großem Ernst ausgesprochen. Auch ein so umsichtiger und maßvoller Geist wie Schleiermacher äußerte sich darüber bestimmt abweisend. „Keine Duplizität!“ ruft er aus. Eine der Sprachen werde zurückstehen; wenn man aufhöre ursprünglich in der Muttersprache denken zu lehren, so sei das eine Art von Nationalverrat. Auch müsse das ganze Wissen eines Kindes oberflächlich werden, insofern es kein festes System von Begriffen bekomme. Gegenwärtig läßt gleichwohl das immer steigende Bedürfnis allgemeiner Verkehrsfähigkeit die Vielsprachigkeit wieder sehr wünschenswert erscheinen, und jene Befürchtungen lassen sich vielleicht erschüttern oder widerlegen. Es wird ja darauf ankommen, ob fremde Sprachen die Muttersprache wirklich drücken sollen oder zu ihr ohne Schädigung nur hinzukommen. Jedenfalls aber darf man über die Bedenken nicht allzu leicht hinweggehn. Nur gründliche psychologische Erwägung zusammen mit reicher und eindringender Beobachtung kann zu entscheidendem Wort berechtigen. Die ganze Untersuchung dürfte sich schwieriger erweisen als die unserige, über das Verhältnis von Sprache und Ethik.

4. Ästhetische und ethische Bildung in der Gegenwart.

Vom Wahren, Schönen und Guten redet man so gerne in einem Atem. Die Jugend soll zur Liebe und zur Begeisterung für das Wahre, Schöne und Gute erzogen werden, das gilt als selbstverständliches Ziel, als die unzweifelhafte Pflicht und Schuldigkeit der Erzieher, namentlich derjenigen an Schulen, an die man ja überhaupt gern die unbedingtesten Ansprüche mit gelassener Miene stellt, während man der häuslichen Erziehung so recht ernstliche Zumutungen nicht zu machen pflegt, auch ihr schon eher gestattet, ihre Ziele und Wege nach subjektivem Begehr und Ermessen zu wählen. Vom Sinn für das Wahre, Schöne und Gute spricht man dann auch wieder, wo das Wesen der Bildung und der Gebildeten recht voll bezeichnet werden soll. Drei Sonnen, zugleich am Himmel stehend und ihr verschiedenfarbiges Licht — klarer, glühender oder milder — zugleich herniederströmend: was könnte Herrlicheres gedacht werden! Wenn sich nur alles wirklich so leicht verbände, nicht oftmals auseinander strebte, wenigstens im Innern der Menschen, wie sie nun einmal sind! Wenn das Kaminfeuer den umliegenden Raum erhellt, daß die Bewohner sich dabei sehen und erkennen können, und wenn es ihr Auge mit dem züngelnden Spiel der Flamme erfreut, und wenn es ihnen zugleich Wärme bringt, so ist das alles dem Kaminfeuer ganz natürlich, ist ein alltägliches Ding und vielleicht ein hübsches Symbol von dem Zusammensein jener edlen Dreiheit: aber diese selbst ist darum nicht im geringsten alltäglich, mindestens nicht in kräftiger Lebendigkeit. Unsicher schwankt das Ideal des Wahren, des Guten und des Schönen durch die Seele der meisten hin, wird in guter Stunde einigermaßen kräftig, aber entweicht auch wieder als Schemen in die Ferne oder wird im Sieg gemeiner Regung hinausgestoßen. Das ist so die Erfahrung aller Tage.

Auch das iſt für niemanden überraſchend, der nicht als junge Einfalt am Thor des Lebens ſteht, daß man ſich dem einen der Ideale in einer Weiſe ergeben kann, die gegen die andern gleichgültig macht. Der gelehrte Forſcher, der mit einer Hingabe ohnegleichen der Feſtſtellung des Wahren auf irgend einem Gebiete, an irgend einem Punkte zuſtrebt, dem die Erkenntnis ohne irgend einen perſönlichen Gewinn wert genug iſt, um ihr Kraft und Leben zu opfern, er läßt darüber vielleicht ſein menſchliches Herz vertrocknen und veröden, ja läßt es vielleicht auch von Neid und Mißgunſt zerfreſſen und gewöhnt es zu brutalem Kampfe (denn auch der Geiſterkampf kann brutal ſein). Aber führt nicht wenigſtens zwiſchen dem Schönen und dem Guten der Weg um ſo viel leichter herüber und hinüber? Die Geſchichte vergangener Zeiten wie das Angeſicht der Gegenwart weiſt genug ſchroffes Auseinanderfallen des äſthetiſchen und ethiſchen Intereſſes oder doch der praktiſchen Kraft dieſes Intereſſes auf. Überhaupt aber hat kaum zu irgend einer Zeit das, was man als perſönliche Bildung erſtrebte, und auch ſelbſt das, was man als Bildungsideal über ſich erblickte, jene Dreiheit in gleichmäßiger Kraft in ſich begriffen. Vielfach kommt das Gute nur als eine Art von mitlaufendem Schatten ins Spiel oder als ein ſtillſchweigend vorausgeſetzter Grundton, der aber nur ſchwach oder überhaupt nicht wirklich mittönt.

Es ſind beträchtliche, ſind zumal 'intereſſante' Perioden der Kulturgeſchichte, in denen das Äſthetiſche nach Emanzipation ringt, auf ſich ſelbſt ruhen, ſich um ſeine eigene Achſe drehen will und einen Wert in ſich beſitzen, der jedem andern Werte mindeſtens gleich ſei, vielleicht auch die andern entbehrlich mache. Mitunter iſt es eine Art von Trotz, mit dem die äſthetiſche Bildung ſich gegen die ethiſche ausſpielt, gewöhnlicher wohl wird man ſich der Einſeitigkeit nicht eigentlich bewußt. Iſt doch der Geſamtbegriff der Bildung, der ſeinerzeit wirklich das Menſchliche nach allen ſeinen Seiten einſchloß, gleichſam ein erhöhtes Werden der Perſon gegenüber dem bloß natürlichen bedeutete, im Laufe unſeres Jahrhunderts ganz weſentlich nach der einen Seite hingeglitten, oder nach der Doppelſeite von Intellektuellem und Äſthetiſchem, und iſt dabei doch auch das von außen her Einzuflößende von größerer Bedeutung geworden, als das von innen ſich Geſtaltende. Was an den Griechen der klaſſiſchen Zeit bewundert wird oder (denn das Bewundern kommt bei vielen dem

Anstaunen zu nahe und gilt häufiger den großen Proportionen als den reinen Maßen) was ihnen eine Art Liebe bei uns gewinnt, das schönste Wohlgefallen uns einflößt, ist eben das ungeschiedene Zusammensein ästhetischen und ethischen Lebens, und nur einmal ist in den späteren Zeiten ein Geschlecht gekommen, das sich von gleichem Ideal beseelen ließ, das Geschlecht nämlich, das die Humanität als sein Ziel, seine natürliche Aufgabe, als den Inhalt seines Wollens und seiner Liebe empfand, und das dieses Ideal, welches nachher nur eine Art von vager Vorstellung oder von landläufiger Parole geblieben ist, so rein und inhaltsschwer schaute. Die Zeit Herders, Goethes, Wilhelms von Humboldt und all der Ihrigen (denn sie waren nicht Offiziere ohne Armee) ist rasch vorübergegangen. Schiller, der mit der 'ästhetischen Erziehung des Menschen' wirklich doch den innersten Menschen gestalten wollte, ist für unsere Zeit zwar großer 'Klassiker', ist aber — obschon noch nicht mit seiner Dichtung, doch mit seiner innersten Persönlichkeit — unserem Geschlecht in eine gewisse hohe Ferne entrückt, der man mehr Respekt zollt, als daß man sich innerlich hineinfände.

Schon das Griechentum *behauptete* jene schöne Einheit nicht; der Intellekt emanzipierte sich, die naive Ganzheit zerging, die Bewußtheit siegte, die Subjektivität, die Spaltung in Einseitigkeiten und Gegensätze: als eigentliches Dominium des nationalen Geistes blieb das Ästhetische. Auch als die Wiedergeburt der Antike den Süden Europas und dann das Innere überkam, da hat sich als das Lebendigste immer wieder erwiesen die ästhetische Seite, die im Norden freilich fast nur den Trieb zur Nachahmung schöner Sprachkunst weckte, aber im Süden doch den gesamten Aufschwung und Umschwung der bildenden Künste hervorrief. Und gerade in dieser Zeit der Renaissance, wie viel erschreckendes Auseinanderfallen des ethischen und ästhetischen Strebens! Nicht als ob es dort an den liebenswertesten Trägern aller guten Ideale zugleich, an wirklich harmonischen Persönlichkeiten fehlte; aber daneben wie viel Formenkultus, Kunstkennerschaft, Kunstbegeisterung bei Leere oder Härte des innersten Herzens! und wie die neue Bildung aus den Kreisen der Künstler, Enthusiasten und Forscher allmählich in breitere, an sich oberflächlichere übergeht, wie sie bei fremden Nationen sich naturalisiert, die Höfe Europas ziert: zum Ethischen gewinnt sie am allerwenigsten ein ernstliches Verhältnis.

Um so bestimmter wird man auf den tief ethischen Charakter oder doch Ursprung der Reformation hinweisen, und so hätte ja beim Zusammentreffen von Renaissance und Reformation jene Zeit doch das Wünschenswerte voll besessen. Nur daß es am wirklichen Zusammentreffen und Zusammenwirken in Wahrheit so sehr fehlte! Zwar kann man so viel sagen, daß im Mutterlande der Reformation der Humanismus durchweg (was vom Lande der Renaissance nicht gilt) das religiöse Moment mitaufnahm, und sein Bildungsideal, so wie es formuliert zu werden pflegte, mochte ein schönes Gleichgewicht darbieten. Aber das wirklich entfaltete Leben blieb sehr viel einseitiger; im ethischen Sinne nicht tief und im ästhetischen nicht eigentlich kraftvoll. Hatte gerade die Reformation einen Geist kühlen Trotzes gegen das ästhetisch Schöne erweckt, so mochte dies — ähnlich wie beim Urchristentume — als Kehrseite der vollen ethischen Ergriffenheit hingenommen werden; aber diese volle Ergriffenheit selbst zerging, und nach hundert Jahren war ödes Formenleben nach beiden Seiten, der religiös ethischen und der ästhetischen (ästhetisch-philologischen müßte man sagen) das Gepräge. So trat dem Humanismus denn das Bildungsideal weltgewandter Vornehmheit gegenüber, in dem zwar wiederum ein gewisses Gleichgewicht des Menschlichen angestrebt wurde, aber doch eben nur ein weltförmiges Ethos und eine der Natur sich entfremdende Anmut sich vereinte. Das Schwanken geht dann weiter fort, und von allen Richtungen und Gestaltungen ist eine Art von Nachleben unserer Zeit verblieben, doch nicht so, daß die Einseitigkeiten, als solche empfunden und überwunden, sich neutralisierten und damit etwas Ganzes und Gutes herauskäme.

Unsere Nachbarnationen stehen nicht mit uns gleichartig da. Den großen Unterschied zwischen Süd und Nord, zwischen Romanen und Germanen, zwischen den älteren und jüngeren Kulturvölkern kennt jedermann. Ästhetische Bildung bei sich zu verwirklichen wird den Romanen so viel leichter als uns. Fast alle Wertschätzung des italienischen Wesens ruht auf der glücklichen ästhetischen Anlage und Entwickelung des Volkes, daneben freilich auch auf einer gewissen Kindlichkeit des Wesens; und in dieser Kindlichkeit selbst mag man etwas wie Einheit des Ästhetischen und Ethischen finden. Auch die Bedeutung der Franzosen im europäischen Kulturleben hängt ja zu einem wesentlichen Teile an ihrer ästhetischen Beanlagung, die überall Proportionen

zu wahren und sich gefällig darzustellen weiß, so daß, was man ihnen als Eitelkeit immer wieder anzurechnen nicht umhin kann, doch schon halb entschuldigt ist durch das ästhetische Bedürfnis dieser gefälligen Selbstdarstellung. Daneben aber haben die Franzosen nach der ethischen Seite aufzuweisen einerseits die Fähigkeit leichter Begeisterung für gewisse hohe Ideen, und andrerseits die freundliche Gestaltung aller menschlich-geselligen Berührungen, und wenn weder das eine noch das andere uns als das entscheidend Wertvolle gilt, so darf doch weder dem einen noch dem andern sein ethischer Wert überhaupt abgesprochen werden. Doch es würde lange Abhandlungen erfordern, die besondere Eigenart genau zu bestimmen, in welcher sich das Ästhetische und sein Verhältnis zum Ethischen im Leben und Wesen der einzelnen Nationen darstellt.

Uns Germanen sollte wohl die mangelnde natürliche Begabung nach der ästhetischen Seite antreiben, unsere Stärke um so entschiedener im Ethischen zu suchen. Noch erfreulicher ist es freilich, wenn wir uns zugleich ein Können und Verstehen *erarbeiten*, das die Natur uns nicht hat schenken wollen, wenn das Ästhetische sich auf guter intellektueller Grundlage aufbaut und mit dem ethischen Gebiet in feste Wechselwirkung tritt. Auf dieser Linie liegen doch auch diejenigen nationalen Leistungen, die wir hier aufzuweisen haben, und auf ihr muß das allgemeine Bildungsstreben andauernd sich bewegen.

Welches Bild bietet uns die Wirklichkeit in der Gegenwart dar? In welchem Verhältnisse und in welcher Mischung ist ästhetische und ethische Bildung unter uns lebendig? Allbekannt und verständlich ist, daß Perioden des Wohlstandes oder des Luxus der Entwickelung des Ästhetischen günstig sind, das ja ohne diese Bedingungen über ein kümmerliches Dasein sich kaum erheben könnte. Nicht so sehr denkt man daran, daß zwischendurch schwerere Zeiten kommen müssen, damit das Ethische wieder in die erste Linie trete. Uns geht es jetzt im ganzen gut genug, und die Wagschale des Ästhetischen hat sich füllen können; ist nicht die des Ethischen darüber in eine etwas blasse Höhe entschwebt? Man kann das doch nicht in jeder Beziehung sagen. Bestimmte und starke ethische Regungen fehlen nicht: auf billigen Ausgleich der Rechte, auf Befreiung von mancherlei verkehrten Banden, auf gesunde Ertüchtigung der Personen, auf kräftiges Thun statt

bloßen Sinnens und Fühlens geht in mancherlei Formen der Zug unſerer Gegenwart. Was ſie aber *nicht* begünſtigt, das iſt das *perſönliche* ethiſche Leben, die Entwickelung ſittlicher Individualitäten. Die äußere Bewegung des Lebens iſt ſo groß, daß der einzelne ſich ihr gegenüber nicht leicht auf feſten Füßen hält. Nicht mit Notwendigkeit 'bildet ſich im Strom der Welt ein Charakter', und nicht mit Notwendigkeit iſt der ſich bildende Charakter ein ſittlich ſchätzbarer. Auch dem ſittlichen Charakter iſt zur Bildung ein Maß von Stille oder Stetigkeit des Lebens von Vorteil. Es iſt jetzt ſo viel äußeres Neue im Werden, daß das Alte auch im Innern der Menſchen ſtärker ſchwankt und leichter weicht. Die äſthetiſche Bildung ihrerſeits bedarf zu ihrem Gedeihen nicht eines ſo feſten Mittelpunktes, ſie geht nicht ſo in das Innerſte der Perſon, ſie iſt oft nur ſo viel wie ein Sammetmantel über verhülltem Körperwuchs. Sie *kann* freilich auch viel mehr ſein. Unterſcheiden wir etwas genauer.

Die eine Erſcheinungsform, die ſentimentale, ſcheint unſerer Zeit wenig nahe zu liegen. Wir ſchwelgen nicht leicht in Gefühlen, ſchmelzen nicht hin in Sehnſucht nach dem Schönen, laſſen unſer Innerſtes ſich nicht mit einer Art von Verliebtheit füllen für einen ſchöngeiſtigen Schriftſteller, ſind den weichen, ſüßen Empfindungen hier ſo wenig zugeneigt als anderswo. Die wehmütige Wonne, welche Jean Paul unſern Großmüttern (übrigens mit Einſchluß vieler Großväter) bereitete, iſt dem heutigen Geſchlecht ſo fremd wie die Sprache der Antipoden; ſelbſt die Poeten in Goldſchnitt auf den Tiſchchen unſerer Jungfrauen haben nicht mehr die alte Bedeutung; äſthetiſche Theegeſellſchaften ſind ſo ausgeſtorben wie die Schmachtlocken der Damen. Gleichwohl wird auch jetzt noch viel geſchwärmt: es iſt aber zumeiſt ein Schwärmen für *anſchauliche* Kunſtobjekte oder eine leidenſchaftliche Hingabe an gewiſſe Kunſtrichtungen, und vielleicht noch mehr ein Glühen für einzelne Kunſtvertreter. Vor allem iſt es ein Schwärmen 'par compagnie', ein Getragenwerden vom Strome, ein Bewegtwerden vom Winde öffentlicher Stimmung. Es iſt alſo doch ohne volle perſönliche Echtheit, oder wenigſtens ohne individuellen Herd. Es iſt auch mit viel Kampfbereitſchaft oder doch Verachtung nach außen verbunden, was ja jener älteren, nun altmodiſchen Schwärmerei nicht eigen war. Man fühlt ſich mehr fortgeriſſen als erfüllt, mehr erregt als beglückt. Daß die Frauen in erſter Linie ſtehn, iſt der Natur

gemäß; aber die Männer bleiben doch nicht dahinten, namentlich nicht, soweit es lautes Zeugnis gilt oder feurigen Protest. Im einzelnen ist diese ganze Art ästhetischer Kultur oft mit viel Unterscheidungslosigkeit verbunden, und sie ist oft weniger Bildung als Gewöhnung oder Suggestion.

Ihr steht gegenüber die ästhetisch-formale Geistesrichtung, die zu verstehen, zu ermessen, zu urteilen trachtet, die auf Grund eines umfassenden sachlichen Gesichtskreises (wie die Gegenwart ihn weit leichter gewährt als die Vergangenheit) und auf Grund positiver Schulung sich bezeugt und die zu wissenschaftlicher Bildung sich nicht selten ausbaut, wie denn ein Wissen um Kunstgeschichte — nicht bloß in Grundzügen und Haupterscheinungen, sondern auch im Einzelnen und Versteckten — offenbar viel gewöhnlicher geworden ist, als früher. Daß die Wissenschaftlichkeit nicht immer von der echten, wirklich respektabeln Art ist, sondern vielfach kleinlich, äußerlich, spielerisch, nimmt niemand wunder. Aber auch abgesehen davon ist eine zu sehr von Intellektualismus durchzogene ästhetische Bildung nicht recht, was sie sein sollte.

Auch eine Wendung nach dem allgemein Kulturellen hin nimmt das ästhetische Interesse in anderen Fällen. Man empfindet die Kunstbewegung nicht bloß als einen integrierenden Teil der allgemeinen Kulturentwickelung, man sieht in ihr wohl die eigentliche Seele, das allerwesentlichste Stück der letzteren, in ihrer Selbständigkeit die rechte Emanzipation überhaupt, und in der Teilnahme an diesem Ringen die preiswürdigste persönliche Aufgabe. Hier insbesondere wird dem Ethischen oder dem, was sonst ethisch hieß und dafür galt, kaum ein Recht gelassen, mindestens nicht das Recht, dem Ästhetischen irgendwie unbequem zu werden. Es ist natürlich vor allem Jugend, die auf diesen Linien vordringt, wie es so oftmals in der Vergangenheit die Jugend war, die Ähnliches beanspruchte und verfocht, mochte man sich nun als Originalgenies oder als Romantiker oder als junges Deutschland oder wie sonst fühlen und bezeichnen. Das jugendliche Kraftbewußtsein ist es wesentlich, das so von Zeit zu Zeit an dem festgewordenen Bau älterer Gedanken rütteln muß. Das Ästhetische also ist hier eher das Terrain des Kampfes als die Quelle bildender Einwirkung.

Sehr anders, wenn die ästhetische Bildung ein ganz subjektives Gut geworden ist, nur egoistisches Bedürfnis befriedigt, wenn vor allem

nur die Fähigkeit erſtrebt wird, äſthetiſch zu genießen, eine Genußſucht, die ſich freilich von der gemein ſinnlichen ſehr unterſcheidet, aber doch auch, wie dieſe, die Perſönlichkeit im Banne hält. Dieſe Wirkung des Äſthetiſchen iſt nicht Sache der Jugend, ſondern der reifen Jahre; es iſt nicht zufällig, daß man den Begriff des Geſchmacks vom phyſiſchen auf das äſthetiſche Gebiet übertragen hat: wie der eigentliche Geſchmacksſinn erſt mit der Höhe des Lebens zu ſeiner rechten Ausbildung kommt, ſo oder nicht viel anders iſt es in der Regel auch mit dieſem äſthetiſchen Sinne. Und mancher ruht ſchließlich ſelbſtzufrieden auf dem Äſthetiſchen aus, der in begeiſterungsfähiger Jugendzeit zu ethiſchen Idealen ſich erhoben hatte.

Einen weſentlich ſozialen Charakter und Wert mag man der äſthetiſchen Bildung in andern Fällen zuſchreiben. Hieher gehört die Fähigkeit, das Kunſtſchöne aus irgend einem Gebiete andern vorzuführen, es auf Grund eigener Erfaſſung und Durchdringung anſchaulich und eindrucksvoll zu übermitteln; es gehört hieher ferner die Gewöhnung an anmutvolle Geſtaltung der äußeren Lebensumgebung; aber es gehört hieher auch die Schulung und Gewöhnung zu anmutig-wohlthuendem perſönlichem Gegenübertreten. In der erſten und namentlich der zweiten Beziehung kann man ſich der unverkennbaren Erhöhung des Niveaus in der Gegenwart freuen. Was das Dritte betrifft, ſo hat von jeher das Weib, wenn es ſeinen Typus erfreulich darſtellte, entweder von jener unmittelbaren und naiven Einheit des Äſthetiſchen und Ethiſchen, die ſich beim Kinde empfinden läßt, etwas behalten, oder dieſelbe in ſicherer Form gewonnen; ſchon das Entgegentreten in heiterer Freundlichkeit bedeutet doch ein gewiſſes Zuſammen von ſittlicher und äſthetiſcher Natur, und die Beſten verwirklichen in dieſer Art eine ſchöne Harmonie. Weit alltäglicher iſt es freilich, zugleich nach der einen Seite der Echtheit zu entbehren und nach der anderen im Kleinen und Einzelnen ſtecken zu bleiben oder mit bloß Anempfundenem ſich zu begnügen.

Endlich die wirklich perſönliche äſthetiſche Durchbildung. Nicht nur bei denen werde ſie geſucht, die, von natürlicher Begabung getrieben, Perſon und Leben in den Dienſt des Schönen ſtellen, den Künſtlern alſo; vielleicht liegt denen ſogar das Ziel in unſerm Sinne gar nicht am Herzen. Es handelt ſich nicht um etwas, das nur wenigen zu erſtreben vergönnt wäre, wie wenig es auch Regel in der wirklichen Welt ſein mag: nämlich die Durchdringung des Weſens

und Gebarens mit den Prinzipien des Maßes, die Gestaltung nicht bloß der eigenen Erscheinung und Bewegung, sondern auch des Fühlens und Thuns unter dem Gesichtspunkt des wohlthuend Harmonischen, also die Ästhetik der persönlichen Lebensführung, wie sie durch reiche Empfänglichkeit, sicheres Maß, schönes Gleichgewicht bestimmt wird. Und bei solchem Wesen unterscheidet man denn freilich nicht und hat auch eigentlich kaum zu unterscheiden, ob es vielmehr als ethische oder als ästhetische Personenbildung zu betrachten ist. Trotzdem fehlt der Unterschied nicht. Es kann das alles von einem inneren Kern her sich regulieren, Ergebnis der Selbsterziehung sein, und es kann auch eine Harmonie sein, die von außen her angebildet ist. Das letztere tritt uns am häufigsten bei solchen entgegen, die, in durchaus gebildetem und allseitig wohlgesittetem Hause aufgewachsen, gleichsam nur die Aktiva des geistigen Elternvermögens geerbt haben, ohne die Passiva, nämlich den Untergrund von persönlichem Ringen und seinen Nachwirkungen, den stärkeren und unregelmäßigeren Pendelschlägen in Fühlen und Wollen. Doch natürlich, nicht in allen Fällen könnte man solche Unterscheidung machen. Wer von uns will bei sich selbst oder andern scheiden, wie viel ihm angebildet ist und wie viel von innen heraus gewonnen! Wie vieles soll unserem Innern durch Einleben in die Gedanken- und Empfindungswelt der edlen Dichter zukommen! Ja, dieses Einleben mag, indem es nicht bloß genießendes Vertrautwerden, nicht bloß virtuose Rezeptivität bedeutet, indem es auf das Innenleben gestaltend zurückwirkt, es mag in der That zur erfreulichsten Stufe der ästhetisch-persönlichen Bildung hinführen und einen echten ethischen Wertcharakter zugleich verleihen. Vielleicht aber ist schon die Empfänglichkeit, die allein die letzte Grundlage für ein solches Verhältnis bilden kann, ihrerseits als eine ethische Qualität zu schätzen.

Unser Ideal würden wir nicht mehr erkennen in dem, was eine frühere Periode als „schöne Seele" anstrebte und feierte. Auch das Ideal des voll Menschlichen ist so wenig unveränderlich, daß eine Generation, selbst wenn sie es will und glaubt, ein solches Ideal doch nicht festhält, wie es eine andere gefühlt und erzeugt hat. So galt es ja damals vor allem, reich und schön fühlen, das Entgegentretende reich und tief reflektieren, tief in sich selbst leben, aber auch dem Gefühl des Anderen sich schön darstellen; und so suchen denn die

ſchönen Seelen einander gegenſeitig, ſie rühren ſich und bewundern ſich, ſie gefallen ſich ſelbſt, und ſie ſpielen damit ſchon über die Grenze des wirklich Wohlthuenden hinüber. Und ſo möchten wir eigentlich doch Geſunderes verwirklicht ſehen, wenn auch eine ſo ſchön beſiegelnde Zuſammenfaſſung uns nicht im Munde liegt.

Sicherlich bewegen wir uns oft nur unbeſtimmt um das Ziel herum, anſtatt uns ihm wirklich zu nähern. An Surrogaten fehlt es auch hier nicht, nicht an Selbſttäuſchung, nicht an Verwechſelungen. Wie oft wird für warmes Herz gehalten, was nur entzündbare Phantaſie iſt, wie oft auch von dem Inhaber ſelbſt! Wie oft iſt zwiſchen ſchönem Fühlen und anmutendem Reden die Scheidung nicht recht möglich! Wie ſchwer wird es, gegenüber der Tendenz der Differenzierung, die alle Lebens- und Kulturentwickelung beherrſcht, auch hier die Unierung zu finden! Äſthetiſches Intereſſe oder ethiſches? Das erſtere hat ſo viel mehr Kraft, unmittelbar zu beleben, zu entzünden, auch zu berauſchen.

Mehr oder doch häufiger als zum ethiſchen, das gern als ärmlich beſchränkend angeſehen wird, fühlt ſich das äſthetiſche Fühlen zum religiöſen in einem nahen Verhältnis, und dieſe Nähe iſt ja auch nichts Neues oder Zufälliges, ſondern nur Fortleben oder Wiederaufleben alter, enger Verbindung. Beide erheben, wenn auch auf verſchiedene Weiſe, über die Welt der Wirklichkeit, für welche die Ethik doch vor allem tüchtig machen will. Beide erlauben auch zu ſchwärmen, während Schwärmen auf dem ethiſchen Gebiete nie auf die Dauer hat gedeihen wollen (und in unſerer Zeit ſich weſentlich auf die gelegentlich con amore aufgegriffenen Zwecke der Wohlthätigkeit beſchränkt, wobei aber die erhöhte Stimmung mehr dem angenehmen Mittel gilt als der ſittlichen Aufgabe). Gegen jene Verbindung, die im Katholizismus eine dauernde Heimſtätte gewonnen hat, hört ja auch der Proteſtantismus mehr und mehr auf ſich zu wehren. So ſind nun allerwärts ſchön aufgeführte Oratorien und ſonſtige religiöſe Muſikdarbietungen ein geſchätztes Mittel geworden zur Kontinuierung religiöſer Stimmungen über alle dogmatiſche Zweifel hinüber, und auch die bildende Kunſt iſt willkommen, wenn ſie wieder zu den alten religiöſen Geſchichtsſtoffen greift.

Aber ethiſche Bildung als ſolche? Schon der Name iſt kaum gangbar. Von ethiſcher Kultur hören wir neuerdings angelegentlich

reden, aber sie ist nicht dasselbe, muß nicht dasselbe sein mit ethischer Bildung. Es ist fast, als ob es einer Bildung, eines allmählichen Werdens und Gestaltens, nebst Empfangen und Verarbeiten, hier nicht bedürfte, als ob diese Begriffe hier nicht hergehörten. Freilich denken wir ja jetzt bei Bildung ganz vorwiegend an ein von außen allmählich Entgegengebrachtes und Überkommenes, Gelerntes, auch Angelerntes; das Ethische scheint sich schon durch eine normal anständige Kindererziehung hinlänglich ergeben zu haben und sich, soweit es nun einmal bei Menschen der Fall zu sein pflegt, behaupten zu können. Nur ein Behaupten schwebt vor, ein Innehalten von Linien und Grenzen, ein Nichtüberschreiten. Die alte Form der 'zehn Gebote', die ganz vorwiegend nur Verbote sind, hat durch alles konkrete Christentum hindurch bis heute sich in Wirkung erhalten. Die Erziehung, wie sie den meisten genügt, pflegt nur die Erhebung der Nachwachsenden auf die durchschnittliche Normalhöhe der Erwachsenen zum Ziel zu haben oder doch zum Ergebnis. Bildung reicht weiter, endet später, oder vielmehr endet niemals. So hat oder hätte Selbstbildung — und freilich gerade die ethische Bildung muß mehr als andere Selbstbildung sein — immer wieder zu ergänzen, zu erneuern, zu verjüngen. Die Aufgabe der inneren Organisation wird nicht erledigt, die Reife ist durch keine Altersgrenze verbürgt, ein wertvoller innerer Bestand nicht als unverlierbar gesichert. Wenn das Abthun aller naiven Herbheit in der persönlichen Berührung mit Menschen, das Sichfügen in wohlgefällige Form für den Umgang, das Bewahren eines angenehmen Gleichmaßes der Stimmung als ein Stück der ästhetischen Bildung zu gelten hat, und gewiß als ein wertvolles Stück, so ist die tiefere Höflichkeit, die des Herzens, ein Teil der ethischen. Sie ist zwar einigen Menschen von Natur eigen, die meisten aber müssen sie erst in sich selber großziehen. Und so ist es mit der Billigkeit, die eine so leichte Pflicht scheint, wenn man sie im allgemeinen nennen hört, und doch so viel voraussetzt, wenn sie in all den konkreten Fällen geübt werden soll. So auch wohl geradezu mit der Gerechtigkeit, die etwas ganz Wohlfeiles zu sein scheint und erst durch eine große innere Entwickelung gesichert wird. Schließlich ist — um das ganze, große Gebiet der sittlichen Tapferkeit in ihren vielen Formen nicht näher zu berühren — alles rechte Verstehen des Menschlichen, die Fähigkeit verstehenden Mitempfindens nach allen Seiten, die Würdigung der inneren Kräfte

und Gegenkräfte, der zuverläſſige und reiche gute Menſchenwille Ergebnis allmählich ſich vollziehender ethiſcher Bildung.

Daß die Aufgabe ſolcher ethiſchen Selbſtbildung im Bewußtſein der Mehrzahl ein lebendiges Daſein habe, dem ſteht leider auch kirchliche Auffaſſung nachteilig entgegen. Nicht bloß Vollkommenheit, auch Vervollkommnung iſt ein Begriff, von dem der kirchenbeſuchende Chriſt kaum noch etwas zu hören bekommt. Die Beſorgnis, daß damit menſchlicher Kraft etwas Weſentliches zugetraut würde, daß damit die Abhängigkeit von göttlicher Kraft und Gnade und damit denn auch vom Dogma gefährdet würde, läßt aus der kirchlich-religiöſen Erziehung des Volkes ein ſolches Moment der Anregung ganz verſchwinden. Die Beſorgnis, daß das Palladium des Proteſtantismus, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, bedroht werde, läßt einen anderen, läßt den fruchtbarſten religiöſen Begriff faſt ignorieren, jedenfalls ganz zurückſtellen, nämlich den der Heiligung. Und doch wäre mit Heiligung das in höchſtem Sinne und tiefſtem Ernſte bezeichnet, was unter dem ſchlichten Namen ethiſche Bildung uns hier beſchäftigt.

Denn in der That, einer Ergänzung, die zugleich Vertiefung iſt, bedarf unſere obige Kennzeichnung ihres Weſens. Dort kam mehr ihre Parallelität mit der äſthetiſchen Bildung, wie eine ſolche ja ſchon durch die Wiederkehr des Begriffes Bildung gegeben iſt, zur Sprache, als das die beiden Unterſcheidende. Als gemeinſam für die eine und die andere erſchien vor allem das Maß, die erworbene innere Sicherheit des Maßhaltens gegenüber allen Antrieben roher Natürlichkeit, allerdings zugleich mit der gewonnenen feinen Empfänglichkeit und der Erlöſung aus engem Geſichtskreis. Aber weder Empfänglichkeit noch Geſichtskreis noch Maß ergeben den eigentlichſten Kern ſittlicher Bildung. Dieſe leiſtet ihr Beſtes durch Kampf, durch Überwindung, und beſitzt ihr Beſtes in der Kraft zur Überwindung. Das iſt freilich ſchon den Griechen nicht fremd geblieben, nicht Plato und nicht den Stoikern und auch nicht anderen Denkern und Beobachtern; aber weder in der allgemeinen Lehre noch im allgemeinen Bewußtſein hat es ſeine volle Bedeutung gewinnen können. Die Stoiker z. B. predigen eigentlich mehr den Sieg als den Kampf und nehmen damit den letzteren doch nicht allzu ernſtlich. Auch ruht ihre ethiſche Vornehmheit auf einer Art von Stolz, und Stolz iſt keins der tiefſittlichen Fundamente. Mußte nicht eines Tages dem Bewußtſein die Sittlichkeit weſentlich

als Ergebnis schweren inneren Kampfes aufgehen? Die Erkenntnis des eigenen Wesens mußte in die Tiefe streben, und in der Tiefe zeigte sich der Kampf.

Ineinander wachsen werden sie also auch in fernerer Zeit nicht, die ästhetische und die ethische Menschenbildung; zu schöner Einheit werden sie sich mehr nur bei einzelnen verbinden; eine Mehrzahl wird es nicht werden. Es ist nicht bloß so, daß die Pflege des Schönen (des Kunstschönen wenigstens) eines freundlichen Lebenszustandes bedarf, und daß in kriegerischer Zeit die großen sittlichen Kräfte auf den Plan treten: auch für den einzelnen fallen beide Sphären doch ungefähr wie Frieden und Krieg auseinander; mindestens muß es ein bewaffneter Friede sein, was unseren ethischen Zustand charakterisiert, nicht der sorglose Friede des heiteren Spiels. Und wie eine wichtige Seite aller Bildung immer das vollere Bewußtwerden des eigenen Lebens ausmacht, so gehört es zu den Kennzeichen ethischer Bildung, daß man gewöhnt ist, auch im Kleinen sich selbst zur Verantwortung zu ziehen.

Bei alledem werden wir ja nicht vergessen, daß jenes freundlich harmonische Ergebnis, wie es mit Bildung zu bezeichnen war, nicht gleichbedeutend ist mit sittlichem Wertgehalt überhaupt. Dieser kann überragend groß sein bei mangelndem Geichgewicht des Wesens, ihm kann das gefällig Wohlthuende sehr fehlen, er kann mit einseitiger Kraft die Persönlichkeit erfüllen; ohne ein gewisses Maß von Einseitigkeit und Schärfe ist überhaupt kaum Charakter. Aber anzustreben hat der einzelne darum doch jenes Gleichgewicht, dessen Mangel erst hingenommen wird bei einer gewissen Größe des Wesens, die nicht jedermann verliehen ist.

Und auch auf den Vorstufen der Selbsterziehung soll dieses Bestreben nicht versäumt werden. Gegen die öffentliche Erziehung ist jetzt viel Beschwerde, daß sie der Pflicht ästhetischer Bildung nicht genüge, und für die spezifisch ästhetischen Naturen ist sie damit schon überhaupt gerichtet, bleibt sie schlechterdings unter ihrer Aufgabe, ist sie nur rohe Stümperei oder blinder Schlendrian. Es ist wahr, die Schulen marschieren in der Regel ein Stück hinter der allgemeinen Kultur des Zeitalters her. Nicht in dem Sinne, daß man da ewig dieselben Klassiker liest, während es doch so viel anregendere Moderne

giebt, oder Dinge treibt, von denen kein Menſch außer der Schule mehr etwas wiſſen will: das ſind die Anklagen der Thorheit, auch der moraliſchen Borniertheit. Indeſſen man darf dort doch wirklich das Unvollkommene ſehen und bezeichnen.

Was ſich die Schulen als Pflege des Äſthetiſchen anrechnen, hält ſich teils auf dem Gebiete des Elementarſten (wie Ordnung, Symmetrie in äußeren Dingen), oder es bleibt als rein Techniſches außerhalb des inneren Zuſammenhangs und Lebens (ſo das beſcheidene Maß von Zeichnen und Geſang), oder es gehört dem mißlichen Gebiet des formal Rhetoriſchen an (alſo die Kultur des ſchriftlichen Stils), oder es kommt infolge ſtarker Beimiſchung nüchterner Verſtandesübung oft nicht zu eigentlich äſthetiſcher Wirkung (ſo die Dichterlektüre). Freilich liegt in den konkreten Lebensbedingungen der Schule Erſchwerung und Hemmung genug, und wenn es nur die eine wäre, daß die Zöglinge in ihrer Mehrzahl nach Abkunft und Vorbildung das Ganze abwärts ziehen. Gleichwohl iſt von der Zukunft etliches zu fordern, was die Gegenwart noch nicht zu leiſten pflegt. Und wie wenig das verkannt wird, das beweiſen die zahlreichen Stimmen, die ſich aus Fachkreiſen für geſchicktere Einverwebung äſthetiſcher Anregung und Orientierung erheben. In der That kann wohl zu lebendiger und liebender Erfaſſung edler Dichtung, auch im Zuſammenhang mit ernſtlich gepflegtem Vortrag, eine anregende Einführung in das Verſtändnis kunſtgeſchichtlicher Erſcheinungen viel beſtimmter hinzukommen als jetzt gewöhnlich iſt; hinzukommen kann edlere und harmoniſchere Geſtaltung auch des äußeren Schullebens nach mehr als einer Seite. Es kann im einzelnen nicht wenig und im ganzen Wertvolles geſchehen. Aber es wird für deutſche Erziehung der Tag ſchwerlich kommen, wo die ſchlichteren Ziele ethiſch-intellektueller Ausbildung aufhörten als die weitaus größeren empfunden zu werden.

Wollten nur auch die andern erziehenden Faktoren in gleichem Maße ihre Pflichten immer wieder revidieren! Zwar einer dieſer Faktoren, die Geſellſchaft, würde dazu vergeblich aufgefordert, denn ſie iſt ein Weſen ohne Haupt und Centrum und kann alſo einen Willen nur im Sinne einer Strömung entwickeln, die zu beeinfluſſen kaum von außen her gelingen könnte. Die Kirche iſt zwar nicht gewohnt, einer Unvollkommenheit in der Erledigung ihrer Berufsaufgaben geziehen zu werden, außer von ihren Feinden, zu denen wir uns nicht

schlagen wollen; aber vielleicht wäre es gut, wenn sie von Freunden öfter gemahnt würde. Dahin gehört, was oben gesagt wurde. Und dazu doch noch eins. Die Fülle und Tiefe der ethischen Bestandteile neutestamentlicher Briefe, in denen sich übrigens die Sprache des höchsten Ernstes oft zugleich zu leuchtender Schönheit erhebt und so die edelste Einheit des Ethischen und Ästhetischen sich verwirklicht, pflegt nicht entfernt so ausgekauft zu werden wie es geschehen sollte. Bleibt das einer künftigen Periode der Kirchengeschichte vorbehalten? Die Familien endlich, die gebildeten Familien sind es ja vor allem, denen die Vereinigung ästhetischer und ethischer Erziehung obliegt, nicht bloß die ästhetische für sich, worauf sich manche in der That zu sehr beschränken, auch nicht eine beliebige ästhetische oder was als eine solche erscheint, sondern die Vereinigung einer gesunden ästhetischen und einer ernst folgerichtigen ethischen Erziehung. Daß das Verantwortlichkeitsbewußtsein überhaupt viel weniger lebendig ist als die Bereitschaft, andere entrüstet zur Verantwortung zu ziehen, ist — zwar ein unvergänglich menschlicher Zug, aber doch besonders auch ein Zug unserer Gegenwart, mit deren stark öffentlichem und äußerlich vielbewegtem Leben er zusammenhängt.

Aber wir gehen durch starke Krisen und werden vieles neu zu suchen haben, was uns im auflösenden Wirrwarr der Zeit verloren geht, und dann weiterhin und immer von neuem noch anderes, was kaum jemals schon erfüllt und verwirklicht war.

5. Poesie und Erziehung.

Herakles im Dienste des Eurystheus, der halbgöttliche Held Knecht des viel schlechteren Mannes: das ist nicht einmal so dagewesen oder so gedichtet worden. Die Menschengeschichte hätte dasselbe Verhältnis tausendfach aufzuweisen, namentlich die stille und versteckte Geschichte, die nicht geschrieben wird. Doch hier soll nicht die Rede sein von all dem geheimen Elend unwürdiger persönlicher Dienstbarkeit, das keine Riesenfortschritte unserer Kultur hinwegnehmen. Es giebt auch eine ärgerliche Indienststellung der Sachen: in seinem Werke noch kann man den edlen Menschengeist herabwürdigen. Dies geschieht noch nicht dadurch, daß das vollendete Kunstwerk dem lernpflichtigen Stümper zur Übung in der Form dient; denn das Kunstwerk verliert durch den von unten zu ihm aufschauenden Blick nichts von seiner Höhe. Es giebt aber andere Spielarten dieses üblen Verhältnisses. Gemeine Betriebsamkeit findet hundert Formen, das, was an sich hoch ist, zu niederen Zwecken zu nützen. Und auch ein ehrenwerter Wille kann auf einen ähnlichen Weg geraten, kann zum Gegenstande werktäglichen Gebrauchs machen, was für festliche Wirkung geschaffen ist. Die Kärrner haben zu thun, wenn die Könige bauen, und wenn die Arbeit der Kärrner sehr ehrlich und schätzbar sein kann, sofern sie eben irgendwie mit zu der Ausführung des Königsbaus gehört, so kann sie doch auch — und im übertragenen Sinne tritt dieses Verhältnis oft ein, woran das dichterische Bild nicht eigentlich denken läßt — den Königsbau durch Schutt verunzieren, verdecken, verderben.

Sollte auch die Poesie im Dienste der Erziehung unter dieses Urteil fallen können? Daran zu denken kann dem nicht nahe liegen, der von der einen und der anderen reine Begriffe hat und für beide die Schätzung, die ihnen gebührt. Ist nicht vielmehr eine Wahlverwandtschaft da? Welche Aufgabe darf edler heißen, als die Hinbildung

des reifenden Geschlechts zu den höchsten Werten, die das gereifte zu gewinnen und zu fühlen vermochte? und wo anders ist das reinste Gold dieses Empfindens niedergelegt, als in der Poesie? Wir wollen es uns nur von vornherein klar machen und es uns auch hinterher nicht ausreden lassen, daß die beiden Begriffe (deren unerläuterte Zusammenstellung in unserm Thema immerhin ein wenig befremden mag) einander nicht innerlich fremd sind, sondern viel mit einander zu thun haben, viel für einander bedeuten. Fühlen wird das übrigens jeder, der sich überhaupt zum Fühlen der Dinge erhebt.

Aber eine andere Frage ist es, ob hier nicht oft die Wirklichkeit das Bild einer mangelhaften Beziehung, einer bedauernswerten Art der Dienstbarmachung darbietet, ob sie nicht in allen vergangenen Zeiten reichlich oft dergleichen dargeboten hat. In allen vergangenen Zeiten — das nun freilich nicht wörtlich. Sicherlich lag ein Fehlgehen dieser Art nicht immer gleich nahe. Was aus einer Begeisterung geboren ist, die nicht bloß den Einzelnen in gewissen Stunden emporträgt, sondern die mit ihm viele erfüllt und durchdringt, sein Volk, die Genossen seiner Sprache und die Teilnehmer seiner Gefühle, das wirkt auch eine Zeit lang mindestens, vielleicht eine geraume Periode nationalen Lebens hindurch, so unmittelbar und voll, daß keine klügelnde Beleuchtung und bedachte Ausnutzung sich regt und aufkommt. Dem Zeitalter des thatenfrohen Heldentums folgt unmittelbar immer noch ein solches der vollen und unmittelbaren Resonanz. Homers Gesänge standen in Griechenland jahrhundertelang im Mittelpunkt der gesamten Jugendbildung; jedes neu aufwachsende Geschlecht nahm sie in sich auf, hörend oder lesend, einprägend, übend, rezitierend. Seine Dichtung wird mit Recht als Jungbrunnen bezeichnet, aus dem griechisches Fühlen sich immer neu erzeugte. Auch anderswo tönt selbstverständlich der Sang von Großthaten der Väter vor allem stark an die Sinne und Herzen des jungen Geschlechts: hier muß die Empfänglichkeit am größten sein, hier ist das Bedürfnis des Nachempfindens am lebendigsten. Das war so beim germanischen Heldengesang wie bei dem so mancher anderen Völker. Noch zur ritterlichen und also nicht etwa naiven, sondern wohlbedachten und geregelten Erziehung gehörte auch das Kennenlernen von allerlei Aventiuren; mit Saitenspiel und Gesang selber auch dichten zu lernen war bekanntlich ein besonders schönes Ziel. Von einem so allgemeinen aktiven Triebe

hören wir bei den Griechen kaum; wohl geht, wer sich zum Dichter berufen fühlt, hin zu trinken an dem großen Urquell Homer, entnimmt dort Anregung oder Stoff, Bild, Schilderung, Einzelgegenstand; aber im ganzen steht diese Dichtung zu hoch, zu sehr geweiht und geheiligt da, man bleibt, das ganze große Volk bleibt ihr gegenüber empfangend und empfänglich. Formgefühl und Inhaltsfreude, Bildung und Begeisterung werden in gleicher Weise daraus gewonnen. Den Begriff des rechten „Lehrguts" (den unter den Pädagogen Otto Willmann besonders hervorhebt), eines Lehrguts, das seinen Wert in sich selber hat, von den Erwachsenen in ihrer Lehrzeit empfangen und dann bewahrt wurde, um den Nachwachsenden immer wieder überliefert zu werden, diesen Begriff verwirklicht jene Dichtung in idealer Weise.

Dennoch haben auch dort die Hände nicht unterlassen, das Gut vielfach hin und her zu wenden, und kleine Geister wie auch größere haben schon zeitig daran gedeutet, haben hineingedeutet, was ihre Weisheit war. So unmittelbar bleibt das Empfinden einer längeren Reihe von Generationen nicht, daß nicht die Reflexion sich zerteilend hineindrängte, die Wirkung sich abschwächte und auch fremde und feindliche Strömungen ihre Kraft übten. Die großen Lehrer der Weltweisheit haben nicht immer die großen Dichter gelten lassen, Plato hat nicht nur für geringere Poeten, sondern auch für Homer schweren Tadel; Heraklit muß ihm noch weniger freundlich gewesen sein. Und wo doziert und geschult werden soll, sei das Ziel der Schulung und Bildung ein noch so schönes, da wird allenthalben leicht geschulmeistert, es werden nicht bloß die Zöglinge gemeistert, sondern irgendwie auch die Meister, an denen sie sich erheben und bilden sollen. So wurde auch dort umschrieben und beurteilt, erläutert und ausgenutzt, und eine alexandrinische Periode folgte der athenischen gewissermaßen so notwendig oder doch so natürlich, wie im Jahreslauf der Natur die Zeit der Astern und Georginen auf die der Veilchen und Rosen folgt. In eine Schule rhetorischer Kunst mündet vielfach das ein, was als Hinbildung zum Nachempfinden des Schönen begann. Aber daß solche Bildung eins der großen Ziele griechischer Jugenderziehung war und lange blieb, das ist doch einer der schönen und vorbildlichen Züge in dem Lebensbilde des hellenischen Volkes. Insbesondere auch das nationale Drama mit vollem und feinem Verständnis aufführen zu sehen, galt als ein Ziel der Erziehung,

und das zuweilen zitierte Wort Ariſtipps, daß der junge Grieche dahin kommen müſſe, auf den Steinſitzen des Theaters — nicht ſelber ein Stein — zu ſitzen, können auch andere Zeiten ſich zu eigen machen, auf deren hölzernen Schauſpielhausſitzen Zuhörer von Holz nicht weniger unerwünſcht ſind.

Rom nannte keinen Homer ſein eigen, aber es durfte ſich den griechiſchen Homer zu eigen machen, und wiederum iſt das Anſchauen und Einprägen edler griechiſcher Dichtung ein Stück der höheren Jugenderziehung in der Periode römiſcher Humanität. Doch auch die Dichter der eigenen Zunge werden zu demſelben Zweck ernſtlich und bewußt herbeigezogen: Ennius mit ſeinen vaterländiſchen Annalen und ſchon ſehr frühzeitig Vergil werden in den Schulen geleſen; noch viel früher ſchon muß Einfacheres in poetiſcher Form allgemein eingeprägt worden ſein. Später durfte ſich Horaz das ſchöne Schickſal ausmalen, dem kommenden Geſchlecht wackere Thaten im Lied zu übermitteln und ihm Sinn und Herz mit ſchön geſtalteter Rede zu bilden. Zum Lernen kam die Übung im Vortrag allerwärts hinzu, und weit in die ſpäteren Jahrhunderte hinein trägt die Überlieferung — zuſammen mit der Sprache — die Ziele und Künſte römiſcher Schulen fort. Freilich eben auch die Künſte, und daß dieſe inmitten der anders-artigen Welt des Mittelalters nur roher geübt und verwaltet oder nur äußerlicher gehandhabt wurden, iſt die natürliche Entwickelung der Dinge.

Die Schulen des Mittelalters — von der nicht ſchulmäßigen und ſich auf ganz anderen Linien bewegenden Ausbildung der jungen Sproſſen des Ritterſtandes iſt vorhin ſchon die Rede geweſen — bieten uns kein Bild, an dem ſich ein pädagogiſches Auge erfreuen könnte. Und ſo ſehr die Freude an dem Studium und der Eifer des Lehrens in der Humaniſtenzeit geſtiegen iſt, hier faſt ebenſo wenig wie dort weiß man der edeln Dichtung gerecht zu werden. Seltſam willkürliche Ausdeutung, einſeitiges Aufmerken auf die äußere Form, unfruchtbare Verſuche in der Nachahmung: eines von dieſen Dingen iſt für uns nicht anmutender als das andere. Daß es — bei uns Deutſchen wenigſtens — nur fremde, ferne, jenſeitige Poeſie war, die man der Beſchäftigung würdig fand, mag als eine Art von Durch-gangsſtadium erträglich erſcheinen, zumal da es ja nicht beliebig fremde Dichtung war, ſondern die aus ihrer Höhe herniederleuchtende der

Alten. Aber bis man ſie als Poeſie eigentlich und voll empfinden lernte, ſie würdigen nach ihrem innerſten Weſen, das währte lange, und bis dieſes innere Verſtändnis und Intereſſe in Schulen das für die Form, für Metrum und Versfüße, Tropen und Figuren, Normen und Lizenzen ablöſte, dauerte es noch länger, ja man wird wohl fragen dürfen, ob dieſe Periode jetzt wirklich und allgemein eingetreten ſei, ob nicht immer wieder der Geiſt der kleinen Gelehrſamkeit ſiegreich ringe mit der warmen Nachempfindung und die ſcholaſtiſche Routine mit der erzieheriſchen Kunſt. Freilich, ſofern es der Schule nun einmal obliegt, zu ſchulen, die Form zu deuten neben dem Inhalt, auch begrifflich erkennen zu laſſen, damit man weiterhin ſelbſtändig unterſcheiden und würdigen könne, Maßſtäbe, Kategorien, Typen zu übermitteln, iſt kein Zweifel, daß das in leichterer und natürlicherer Weiſe an den Dichtungen in fremder Sprache geſchieht, ſeien ſie auch die edelſten, als an denen der Mutterſprache, wo ſich das Herz viel eher verſtimmt fühlt, wenn ſich das Auge beobachtend der Form zuwenden ſoll, wenigſtens bei ſolchen Naturen, die nicht vor allem zur Verſtandesfreude an Maß und Formel und Kategorie erzogen oder dafür geboren ſind. Darum aber ſollen doch die Werke auch der fremden Dichter minder ausdauernd unter das Objektiv des Mikroſkops gelegt, denn als Sterne durch eine Art von geiſtigem Teleſkop angeſchaut werden.

Die Wendung der Dinge, die ſich mit Herders Predigt von der Poeſie als der Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts vollzog, iſt eine der tiefgreifendſten für das geiſtige Leben unſerer deutſchen — und nicht bloß unſerer deutſchen — Menſchheit. Wer möchte jenſeits dieſer Entdeckung gelebt haben? Wenn die Gedankenreihen Leſſings im Laokoon bewirkten, daß es Goethe und ſeinen Genoſſen wie Schuppen von den Augen fiel, ſo müſſen Herders begeiſterte Zurufe bewirkt haben, daß es wie eine neue Sonne am Himmel aufging; man muß ſich mit einemmale außerordentlich viel jünger gefühlt haben, verjüngt gewiſſermaßen für immer, kindlich zugleich und reif, beſchenkt mit einer unvergänglichen Freude an dem, was früher nur als freundliche Zierde guter Stunden galt. Doch freilich, die neue Lehre an ſich konnte es nicht thun; das Emporquellen, das leuchtende Aufgehen der neuen Dichtung ſelbſt war der unvergleichliche Gewinn des neuen Geſchlechts,

der neuen und der kommenden Geschlechter! Denn wie hoch der Montblanc eigentlich über den anderen Bergen ist, dessen wird man erst bei großer Raumentfernung inne, und zu unseren großen Dichterfürsten wird sich nach weiteren Jahrhunderten der Blick noch dankbarer zurücklenken als der unserige, wobei es gar nicht hinderlich ist, wenn mittlerweile allerlei unruhige Wasserwellen anderer Art bergartig emporgeschlagen sind oder auch sich solide Hügel von verschiedener Höhe vorgelagert haben. Aber bei dem wertvollsten Neuen, das einem Volke geschenkt wird, dauert es meist eine ganze Zeit lang, bis es sich recht darüber freuen lernt, und bis es herausgefunden hat, was es daran besitzt und daraus ziehen kann. In einer so umfassenden Gemeinschaft — wie erregbar und wie einmütig in ihrem Empfinden sie auch scheinen mag — bildet sich eine gesunde Schätzung des Wertes meist erst sehr allmählich; rasch kann nur die fruchtbare That gewürdigt werden. Und die deutschen Schulen sind fürwahr nicht (es war das niemals ihre Art) eilig gewesen, sich von dem neuen Lichte durchströmen zu lassen.

Zunächst war es ja schon gut und schön, daß inzwischen durch die Neuhumanisten für Universitäten und Schulen eine echtere und vollere Würdigung, eine über die äußere Gestalt hinausstrebende, dem Innern zugewandte Beleuchtung der antiken Dichtung gewonnen wurde. Aber freilich, auch dieser Gewinn war nur ein grundsätzlicher, ein gewissermaßen in der Höhe schwebender, der immer wieder erst ergriffen werden mußte von der einzelnen sicheren Hand, ein Erbe, das sich den Nachwachsenden nur überlieferte und ihr „Besitz“ wurde, wenn es von ihnen „erworben“ war. Daß helle Augen die Harmonie der Farben geschaut hatten, verbürgte nicht, daß sie auch blöden Augen wirklich erstrahlte. Immer wieder neigte auch in dieser Periode die große Menge der Lehrenden dahin, zurückzusinken in verstandesmäßig-formalistische Behandlung der lebensvollen antiken Poesie, immer wieder waren es mehr nur Einzelne, die Begeisterung und Klarheit genug verbanden, daß sie zugleich erfreuen und bilden konnten. Die Atmosphäre der Schule ist chemisch so geartet, daß darin nur echtes Gold des Fühlens seinen Klang und Glanz behält, minderwertige Substanz dagegen falsche Verbindungen eingeht und ihnen erliegt. Aber die Erkenntnis dieser Gefahr wenigstens ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt allgemeiner geworden, und viel größer doch wohl die Zahl derer, die über sich selbst

wachen, daß ſie nicht im Kleinlichen aufgehn und im Formalen. Es iſt ſo viel geſcholten worden auf das Handwerkertum, das da an Stelle der Kunſt geübt werde, geſcholten von draußen her und glücklicherweiſe noch mehr von innen, aus dem Kreiſe der Lehrenden ſelbſt, daß die Gewiſſen denn doch wacher bleiben und die Geiſter beweglicher, abgeſehen davon, daß doch auch die wiſſenſchaftliche Vorbildung die jungen Fachleute über gewiſſe enge Wege der Vergangenheit erhebt. Auch giebt wohl die Gefahr, die antike Litteratur ganz und gar aus den höheren Bildungsanſtalten hinausgedrängt zu ſehen, doppelten Ernſt der Bemühung ein, ihre Lebenskraft fühlbar bleiben zu laſſen.

Wie ſeltſam erſcheint uns jetzt, was in vergangenen Zeiten ſo allgemein war: daß fremde Dichtwerke zum Zweck der übenden Nachahmung geboten wurden, der Beobachtung ihrer bloßen Kunſtmittel, ihrer kleinen Linien und äußeren Eigentümlichkeiten, ihrer Wortwahl und Wortverbindungen, um ein ſtümperndes und zuſammenſtoppelndes Verſemachen daran zu ſchließen und daraus eine ganz trügliche Selbſtſchätzung zu ziehen und eine unfruchtbare Genugthuung! wie unzulänglich auch das emſig gepflegte Wiſſen von all jenen Einzelnormen und wirklichen oder vermeintlichen Künſten in der Kunſt! und wie wenig ſchätzbar das prunkende Zitieren auswendig gelernter Dichterſtellen als eine bloße Legitimation erhaltener Schulbildung, gepflogener Beſchäftigung mit dem ſchwierig fremden Schrifttum, ohne die Gewißheit innerlichen Verſtändniſſes und anſchaulicher Nachempfindung! wie unbefriedigend erſcheint das uns — oder ſollte es uns erſcheinen!

Doch immerhin — an aller fremdartigen Poeſie bleibt die äußere Form für uns bedeutender als an der nationalen. Wohl gelingt es den empfänglichſten und geübteſten Geiſtern auch da, wenigſtens gewiſſen Werken oder Dichtern gegenüber, ſo in den Genuß des Innern, d. h. des Innern zugleich mit dem Äußeren, einzudringen, daß ſie eine Liebe dafür hegen können wie für das eigene, mutterſprachliche Gut, ja vielleicht mehr Liebe hegen, weil ſie länger um die Würdigung haben ringen müſſen. Aber das iſt Ausnahme, den meiſten kann das nicht beſchieden ſein, ſie täuſchen ſich, wenn ſie es glauben, oder ſie ſind eines ganz vollen Empfindens für Dichtung überhaupt nicht fähig. Im allgemeinen bleibt uns an der fremden Poeſie die Schale feſter und dicker, und ſo gewiß es ſeinen Reiz hat, durch ſie hindurchzu-

dringen: daß die weichere und saftvollere Frucht des heimischen Gartens uns lieber sei, ist das Natürliche, ist das Recht der Natur.

Wie schon gesagt: es hat geraume Zeit gewährt, bis unsere gute und große nationale Dichtung in den Schulen ihre Stätte und Pflege fand. Waren sie doch so lange Zeit spröde geblieben, der deutschen Sprache Einlaß zu gewähren! Waltete in ihnen doch so sehr die Besorgnis, sie möchten ihre Zöglinge nicht streng genug arbeiten lehren, sie nicht ernstlich genug schulen, auch nicht genug über das Einheimische hinaus und hinweg führen, möchten mit dem Gelehrtencharakter ihren eigentlichen Adel preisgeben! Und dazu kam freilich auch die im ganzen geringe Fähigkeit, sich von der Überlieferung frei zu machen, mit eigenen Augen das Schöne zu sehen und es mit dem eigenen Herzen zu finden. In den Unterricht der höheren Schule also ist die deutsche Litteratur erst im Laufe dieses Jahrhunderts allmählich eingedrungen, und es ist nicht viele Jahrzehnte her, daß die Schüler zwar von dem Entwickelungsgang unserer Litteratur nach Leitfäden, Lehrbüchern und Tabellen Kenntnis erhielten, mit Zahlen, Namen und Schlagwörtern, aber die großen Dramen unserer Klassiker (der wirklichen großen Klassiker, nicht der wieder aus einer gewissen gelehrten Sprödigkeit gegen sie ausgespielten mittelhochdeutschen Dichter) doch nur zufällig für sich zu Hause lasen oder auch, weil mit zu reichlicher lateinischer Lernfracht belastet, ungelesen ließen.

Jetzt ist es anders. Schiller hat nun seit Jahrzehnten in unseren Bildungsanstalten eine so sichere Stellung, wie Homer sie nur je haben konnte; von Goethe liest jeder einzelne Schüler mehr Dramen als von Sophokles; die Lateiner alle werden den unserigen gegenüber doch nur noch als Dichter einer subalternen Stufe empfunden; was an hoher Gedankenlyrik wie an guter volkstümlicher Dichtung, an Liedern und Balladen, an frischer Jugendpoesie wie auch an gesund Lehrhaftem, was an Epos und Drama in all den einander folgenden Klassen (aus dem Autor selbst oder durch sorgsam zusammengestellte Lesebücher) geboten und zum Teil angeeignet wird, es ist — freilich immer nur eine ganz mäßige Auswahl aus dem Gesamtschatz, aber doch eine schöne, reiche, wirkliche Blütenlese, und mehr als das: es ist Anschauung unserer Dichtung selbst in einer Reihe ihrer besten Erzeugnisse. Wer will noch klagen?

Geklagt wird dennoch. Von den einen, daß man ihnen die Zeit nicht gönne, die sie sich wünschen, um in viel größerer Breite und Vollständigkeit die nationale Dichtung zu behandeln, die vor allen anderen den Vorrang haben müsse in deutschen Schulen und, um ihre ganze Wirkung zu thun, eindringliche Behandlung fordere. Aber das ist doch vielleicht nur ein Wunsch von der Art, wie sie nie und nirgend verstummen werden: nie haben die eifrigen Fachlehrer Lehrstunden genug, um ihrem Fach ganz Genüge zu thun, ebenso wenig wie die rührigen Kaufleute je die Zeiten für ganz gut erklären und ihren Gewinn für ganz befriedigend, oder die ehrgeizigen Beamten je an Auszeichnungen genug erhalten: ebenso, aber in ehrenvollerer Gesinnung. Doch von anderer Seite kommt andere Klage, gewissermaßen die entgegengesetzte: daß nun zu viel auch über die deutschen Dichtungen geredet, an ihnen erklärt und erläutert und experimentiert werde, während sie doch nicht als corpus vile zum Experimentieren, auch nicht zum geistigen, bestimmt sein könnten. So sprechen Erzieher vom Fach ebensowohl wie gebildete Eltern und, worauf sicher nicht am wenigsten ankommt, manche ehemaligen Schulzöglinge in der Erinnerung an die empfangenen Eindrücke. Wenn hier fehlgegangen wird (und auch ich bin allerdings der Ansicht, daß ein solches Fehlgehen gegenwärtig ziemlich weit verbreitet ist), so ist es ja irrender Eifer, aber darum doch Irrung und Schade. Es ist nicht so sehr verirrte Gelehrsamkeit, die sich ehedem so gern auch auf Schulkathedern in selbstgefälligem Behagen und pädagogischer Naivetät erging, als vielmehr das Bestreben, allzu pädagogisch zu sein, allzu bewußt zu bilden; es ist die Gewohnheit, der Phantasie und dem Gefühl niemals viel Recht über den Verstand zu lassen oder dem ästhetischen Empfinden gegenüber dem sachlichen Wissen; es ist die Neigung, in Worte und Gedanken und vielleicht Formeln auch das innerste Leben umzusetzen, der Wunsch, immer etwas recht Sicheres, wenn auch nicht schwarz auf weiß in nachgeschriebenem Hefte, aber doch im Kopfe wohl auseinandergelegt und lückenlos zusammengestellt, nach Hause tragen zu lassen. Es giebt eine Art von umgekehrter Midaswirkung: in gewissen Schulstuben verwandelt man auch alles Gold in bloße Speise zum (geistigen) Verdauen. Die Blüten sollen nicht bloß schön sein und duften, sondern sich auch sogleich als Früchte verzehren lassen.

In Wahrheit stellt sich hier eine schwierige Aufgabe dar. Denn

es ist wahr, daß sich ein planvoller, ein geistig erziehender Unterricht nicht mit dem Hintreten vor die Objekte, auch die edelsten, nicht mit einem vagen Anschauen und einem unsichern Innewerden begnügen kann. Er soll deuten und soll finden lassen, und die Klarheit der Aufnahme muß sich durch das Wort bekunden. Es ist auch wahr, daß die wahrste Bildung die ist, bei der sich überall Empfundenes oder Verstandenes durchdringt oder deckt, das klare Verstehen einem starken Empfinden keinen Eintrag thut und ebensowenig das Empfinden dem Verstehen, vielmehr das eine den Wert des anderen erhöht. Doch dieses Verhältnis ist ein Ideal, dem die Wirklichkeit nur bei den Allerbesten und Reifsten entspricht. Dann aber kommt erst für diese Reifen die Schwierigkeit, daß es nicht genügt, für sich selbst einigermaßen jenes Gleichgewicht erworben zu haben; es zu nützen, namentlich aber Empfindung zu übertragen, sodaß es nicht bloß unsichere Regung wird und halblebendiges Wort bleibt, erfordert mehr als Geschick, erfordert Persönlichkeit. Es vollzieht und zeigt sich mehr in einzelnen Momenten als in zusammenhängendem Ganzen, in dem Berühren und Treffen der rechten Punkte, in dem Finden der rechten Beziehungen, in dem Gefühl für die drüben vorhandene Empfänglichkeit, in dem Anschlagen des rechten Tons, in Miene, Blick und Stimme, nicht zum wenigsten auch in der Beschränkung, in dem Verschweigen von gar manchem, das heraus geredet werden könnte, in dem rechten Maß für das Nebensächliche und für das Große. Es gehört dazu auch die Befähigung, lebendig wiederzugeben, was in den gedruckten Buchstaben nur ein Halbtotes ist, nur in einer Art Verpuppung vorliegt, die sich erst wieder lösen muß, eben durch das erklingende Wort. Der gute Vortrag ist mehr als die beste Erklärung; ihn leisten zu sollen, das adelt die gesamte Aufgabe des Sprachlehrers, giebt der Arbeitsprosa eine festliche Unterbrechung; es läßt den Vortragenden selbst und die Hörer erst nacherleben, was der Dichter, in dem sich die Kraft volleren Empfindens mit der Gabe edlen Ausdrucks kreuzt, in seinem Innern erlebt hat. Nicht zum Dichter geboren zu sein, kann niemand bedrücken; aber beschämend ist, nicht zum Verständnis des Dichters, zum Mitverständnis des bewegteren Menschen befähigt zu sein, und nicht die verschiedenen Töne in sich wirklich wiederklingen zu lassen. Wenn beim schelmischen Gedicht die Verdolmetschung nichts vom schelmischen Ton zu wahren weiß und beim rührenden oder tiefernsten oder schmerzvollen nichts von dem ent-

ſprechenden, wenn die verſchieden erklingende Weiſe immer mit demſelben blechernen Saitenſpiel des ſchulmeiſterlichen Verſtandes begleitet werden ſoll, dann wird eben dem Ohre nicht wohl und dem Herzen noch weniger.

Vielleicht kann in dieſem Sinne mehr noch gefehlt werden bei den kleineren und einfacheren Gedichten als bei den groß organiſierten Dichtwerken. Daß die letzteren, den reiferen Stufen vorbehalten, entſprechend ihrer reicheren Ausgeſtaltung, ihrem großen Plane, ihren bedeutenderen Zielen mehr Analyſe erfordern, überhaupt Analyſe und Betrachtung erfordern und noch gewiſſer ermöglichen, ohne darüber Schaden leiden zu müſſen, iſt ebenſo außer Zweifel, wie daß die größere Gedankenlyrik (an der wir Deutſchen einen ſo edlen Beſitz haben) auch ein gedankenmäßiges Durchdringen erheiſcht und damit gerade ein ſo beſonders fruchtbares Gebiet für die Bildung der gereiften Jugend bedeutet. Dennoch wird Beſorgnis wach, wenn man die vielen und eingehenden Kommentare ſieht, die auch für unſere klaſſiſchen Dramen ſeit einiger Zeit in die Schule eingedrungen ſind und noch immer mehr eindringen möchten, und die, abgeſehen davon, daß ſie vielfach ein fertiges Wortwiſſen über den Gegenſtand übermitteln, und daß ſie dem zu lebendiger Behandlung berufenen Lehrer die Freude nehmen können, leicht auch die innere Stellung des Leſers zur Dichtung ſelbſt, bei der ein gewiſſes Ahnen, Wundern und Träumen bleiben darf und vielleicht bleiben ſoll, verſchieben. Alles zerlegt und belegt, benannt, gedeutet und in Beziehung geſetzt zu finden, das hilft nicht den Beſitz der Poeſie als ſolcher ſchätzen. Schöner iſt es, wenn Fragen geweckt und in lebendigem Unterrichtsverkehr beantwortet werden. Aber ob die Herausgeber der Erläuterungen mehr dem Wunſche dienen, ihren unmündigeren Fachgenoſſen Hilfe zu leiſten und bei der deutſchen Jugend das Verſtändnis zu ſichern, oder das von ihnen Erdachte und Zurechtgelegte vor die Augen der Welt zu bringen, wird die ſehr bedenkliche Frage bleiben.

Nun fehlt ja aber auch die Gefahr von der entgegengeſetzten Seite nicht. Gedankenloſigkeit gegenüber Worten liegt der Jugend überhaupt nahe. Die rhythmiſch geordneten Worte, der Klang des Reimes und die ganze eigentümliche Geſchloſſenheit im Gedicht wird der ſinnesfreudigen und gedankenſcheuen Jugend gefährlich. Sich vom Wortklingklang und Rhythmus des Kinderreigens einwiegen zu laſſen oder ſich ſelbſt endlos darin zu wiegen, das iſt freilich nur einer

frühen Stufe eigen; aber eine gewisse Fortsetzung oder etwas dem Ähnliches findet sich doch auch in dem späteren Behagen nicht nur am Herunterleiern von Versen, sondern auch an dem vollständig gedankenlosen Durchsingen gemeinschaftlicher Lieder, worin wir Deutschen es allerdings weiter bringen als andere, und worin wir bekanntlich auch noch als Musensöhne oder Männer beim Festmahle viel leisten, obwohl uns zu unserer Verstimmung doch nach einigen Versen meist mit den Gedanken auch die Worte auszugehen pflegen. Diese Unart mag hier harmlos heißen, aber im ganzen ist die leere Wortfreude das nicht, die Erziehung muß ihr entgegenarbeiten. Ein Mittel dazu ist es übrigens, wenn sich der in Schulen gepflegte Gesang seinerseits nicht zu sehr am Technischen genügen läßt, sondern wenn eine lebendige Betrachtung des Inhalts sich anschließt oder vielmehr vorangeht, was wohl noch nicht an sehr vielen Orten geschieht, entsprechend der geringen Schätzung, die unsere allgemeinen Bildungsanstalten eben bis jetzt dem Gesang (als einer bloß technischen Beschäftigung!) zuteil werden lassen. Im ganzen aber bleibt es die große Aufgabe, die auch keine Instruktion lösen kann und kein Lehrplan, die immer insofern ungelöst bleibt, als die einzelne Persönlichkeit sie immer wieder ihrerseits anfassen und lösen muß: Aufhellung des Gedankeninhalts und doch Meiden der verstandesmäßigen Zerlegung und Zerpflückung, Pflege des Gefühls in enger Verbindung mit dem Denken und des Denkens mit dem Gefühle, Öffnen der Augen für Form und Inhalt. Nur der beidem zugleich geöffnete Sinn erfaßt wirklich das Kunstwerk, von dem man sagen kann, daß es, aus höherer Natur geboren, gleich der Natur nach Goethes Wort „Kern und Schale mit einemmale“ ist. Sich wesentlich nur dem einen oder anderen zu öffnen, dazu neigt immer die große Mehrzahl: die Unbildung erfreut sich des bloßen Stoffes, die Bildung — d. h. das, was man als Bildung und als Gebildete anzutreffen und anzusehen pflegt — oft viel zu einseitig der künstlerischen Form, und sie glaubt eine recht hochgehende Bildung namentlich dann zu sein, wenn sie zu vielem Wissen von der Form vorgedrungen ist und womöglich von der Mache, wenn sie nach technischen Kategorien zu urteilen vermag. Daß auch durch unseren höheren Jugendunterricht diese Strömung fühlbar hindurchgeht, ist kein Wunder. Unser Thema aber heißt gerade darum „Poesie und Erziehung“, damit jeder Gedanke an jenes etwas unechte oder halb-

echte Ideal ausgeſchloſſen bleibe. Denn wenn der Begriff der Erziehung ja freilich nur die ſchlichteſte Tüchtigmachung für den Bedarf des geordneten Geſellſchaftslebens zu enthalten braucht, ſo kann damit doch andrerſeits ſehr wohl gerade die entſcheidende Einwirkung auf den innerſten Menſchen bezeichnet werden und die ſichere Geſtaltung dieſes inneren Menſchen, ſodaß das Ergebnis Wert vielmehr iſt als Zierde, Konzentration noch mehr als feine Organiſation.

Die Poeſie ſoll für die Jugend vor allem das menſchliche Seelenleben ſchön durchleuchten, ſeine edelſten Kräfte und ſeine dunklen Abgründe enthüllen, ohne lehrhafte Rede anſchauliches Verſtändnis geben und das in der eigenen Seele Schlummernde wecken. Indem ſie, und insbeſondere die am höchſten organiſierte dramatiſche Poeſie, das Innere der Menſchen ſchauen läßt wie in einem reinen Spiegel, indem ſie nicht Muſter, nicht Schablonen vorführt, aber Typen und Typiſches, einen Reichtum an Geſtalten und Gefühlen, eine Mannigfaltigkeit von Lebensſphären, ſeeliſche Kämpfe und Entwickelungen, ringende, handelnde, leidende Menſchen ſamt all dem wogenden Leben von Trotz und Hingebung, von Haß und Liebe, Treue und Undank, Grimm und Reue, Liſt und Leidenſchaft, bietet ſie eine Art von unmittelbarer und praktiſcher Pſychologie; ſie läßt zum voraus, vor der Schwelle des vollen Lebens, die Menſchenwelt in großen Linien ſchauen, nicht die alltägliche, kleine, die eben nur Verkümmerung und undurchſichtige Miſchung iſt; und in der wohlthuenden Harmonie des Kunſtwerkes wird die Sprache der Wahrheit volltönender. Poeſie ſoll womöglich — das iſt das Höchſte, was wir erhoffen — ſo in das Innere dringen, daß es gewiſſermaßen ſelbſt Poeſie werde, ein Herd ſtarken und klaren und ſchwungvollen Fühlens, das die vorüberrauſchende Zeit der Jugend und der ihr immanenten Poeſie ganz überdauert.

Poeſie ſoll denn auch von mehr als einer Seite entgegendringen und fühlbar werden. Nicht bloß in dem Sinne von mehr als einer Seite, daß dichteriſche Werke angeſchaut werden aus den verſchiedenen Sprachen, die zur Erlernung kommen, und auch aus den verſchiedenen Zeiträumen, in denen die Dichtung der Mutterſprache Blüten getrieben hat. Darüber gerade mögen aber doch einige Erwägungen eingeſchoben werden. Es iſt viel ſchwerer, als die meiſten glauben, Poeſie aus fremder Lebensſphäre ganz zu verſtehen und verſtehen zu

machen. Viel mehr und ganz anderes stellt sich dazwischen als die Sprache an sich. Man nimmt dabei im allgemeinen von den Linien der seelischen Bewegung deutlich doch nur die höchstgeschwungenen Kurven wahr, und von dem oft stillen und zarten Reiz der Form der Sprache muß vieles verloren gehn. Was ein Wort, was eine Verbindung dem Einheimischen und von der Natur selbst Eingeweihten sagt, in ihm widerhallen läßt, kann von dem Fremden kaum geahnt werden. Ein Vers aus Goethes Iphigenie, der für uns die reinste seelische Musik ist, bedeutet dem unserer Sprache kundigen Ausländer doch oft nicht mehr als eine Sentenz, einen verständigen Gedanken, vielleicht gar einen selbstverständlichen. Und so ist auch uns vieles an dem draußen Gesungenen nur geordnetes Geräusch oder verständiger Sinn, aber noch nicht hoher Klang. Erst das andauerndste, tiefste und sorgsamste Einleben vermag all das Starre zu beseelen, und nur Einzelne gelangen dazu. Am ehesten wird es denen, die selbst Dichter sind, gegeben, auch in die Poesie fremder Zungen und Seelen unmittelbar hineinzudringen, selbst ohne etwas von philologischer Meisterschaft über die Sprache; und das ist ja auch nicht wunderbar.

Selbst die antike Poesie, die nun allen Völkern gleichmäßig und voll zu gehören scheint, oder für die wir Deutsche sogar — wenigstens wird das der griechischen gegenüber nicht selten behauptet — eine besondere natürliche Resonanz zu haben glauben (obwohl freilich verschiedene andere Nationen für sich ungefähr die gleiche Behauptung aufstellen), kann ja in uns nicht den Widerhall finden wie in den ursprünglichen Hörern, schon deshalb nicht, weil wir uns das ganze System der Wortklänge nur sehr unvollkommen und unecht zu reproduzieren vermögen, aber nicht bloß deshalb. Es bleibt eben in der fremden Poesie immer nicht weniges *Stoff*, durch den keine feinen Adern der Empfindung laufen, und es wird bei vielem die *Form* wahrgenommen, nicht zugleich in ihrer inneren Beseelung. Das nun ist für die geistige *Erziehung* nicht so schlechthin vom Übel, da eben doch auch auf die Form als solche der Blick einmal ernstlich gerichtet werden muß, und da sich diese Loslösung von der bloßen Hingebung an den Stoff, wie schon vorhin berührt worden ist, leichter gegenüber fremder Dichtung vollzieht als gegenüber der einheimischen. Denn erst in dem Maße, wie die Form mit *Ernst* durchdrungen wird, reicht man hier an den Inhalt, während man sich bei der Dichtung der Mutter-

sprache mehr vom Inhalt abwenden, ihn gewissermaßen verleugnen muß, um die Form zu sehen, und die Fähigkeit, unmittelbar das eine in dem andern zu lieben, erst das Ergebnis einer hohen Entwickelung ist.

Was die lebenden, d. h. die mit den unsrigen lebenden Sprachen betrifft, so ist es dem Deutschen ja verhältnismäßig leicht, von der englischen eine Wirkung zu empfangen und zu ihr eine Liebe zu gewinnen, wie zu der eigenen. Was innerste Natur in ihr ist, ist sächsisch, ist deutsch, das Romanische hat nur eine Kulturbedeutung. Auch bei diesem anscheinend vollen Verständnis läuft noch ein Maß von Selbsttäuschung unter, aber, wie gesagt, verhältnismäßig ist es erreichbar. Anders bei der romanischen Litteratur. Daß ein Deutscher in die Freude an dem reichen Wohlklang eindringe, wie sie für den Romanen einen so wesentlichen Teil seiner Freude an der Poesie überhaupt ausmacht, ist schwer und erfordert sicherlich eine andauernde Selbstbildung, wenn nicht besondere günstige Verhältnisse. Eher könnte die psychologische Klarheit und Durchsichtigkeit, die nicht selten bis zur Geradlinigkeit geht, diese Poesie zur Verwendung bei der Jugendbildung zu empfehlen scheinen, auch das Pathos, das der Jugend in einem gewissen Stadium so leicht zusagt. Aber im ganzen bleibt doch das Empfindungsleben der Romanen wenigstens, die im allgemeinen in unsere Jugendbildung eindringen, der Franzosen, und bleibt auch deren ja so eigentümlicher und fein entwickelter Formensinn dem jungen Sprossen germanischer Erde fremd, und einen wertvollen Beitrag zur Bildung seines Innern wird ihre Poesie der Regel nach nicht liefern.

Selbst aus dem Gebiet der deutschen Dichtung erwarte man nicht tiefgehende Einwirkung von überall her. Die mittelhochdeutsche Lyrik, so sehr wir uns ihrer Anmut und auch ihres Reichtums freuen dürfen (wir blicken darauf ungefähr wie auf eine grüne Wiese mit zahlreichen anmutigen Blumen, wenn auch ohne hohe Farbenglut, ohne starken Duft, ohne reichgefüllte, tiefe Kelche oder üppiges Blätterwerk), sie bleibt dem Menschen von heute doch im allgemeinen fremder oder nach ihren innersten Reizen ferner, als ihre von Fachbegeisterung durchtränkten Freunde anzunehmen pflegen. Selbst das Nibelungenlied hat meiner Überzeugung nach in Vilmars zusammenfassender Prosaerzählung bei der deutschen Jugend breitere und tiefere Wirkung gethan als die mittelhochdeutsche Dichtung selbst, und um Walther oder

gar Wolfram eigentlich zu schätzen, muß man etwas von einer gottbegnadeten Einfalt oder von der feinsinnigsten Empfänglichkeit und einer gewissen seelischen Spürkraft haben, wie das doch eben nicht Allerweltsvorzug ist.

Und die Gegenwart? die ganze Zeit seit Goethes Tod? Es ist sehr begreiflich, daß sich immer wieder Stimmen erheben, die auch den Reichtum der neuen deutschen Dichtung der zu bildenden Jugend eröffnet wissen wollen und es für eine Art von Zopf oder Pedanterie erklären, daß man immer auf derselben Stelle treten, immer nur „Klassiker" in einem engen Sinne hin und her wenden wolle, deren Kunstgebiet doch auch seine Schranken habe und ergänzt worden sei durch Sängerstimmen aus anderen, aus frischeren Regionen. Es wäre in der That sehr unrecht, diesen Reichtum verschlossen zu halten, statt ihn zu entfesseln und auszugießen. Das frühere Jugendalter zumal kann ja fast nur aus diesem Borne trinken. Aber ablösen sollen alle die Tüchtigen und Edeln und Anmutenden doch unsre Großen nicht, und auch nicht mit gleichen Ansprüchen an ihre Zeit und ihr geistiges Interesse vor die Jugend hingestellt werden. Was aber die Allerneuesten betrifft, so wird es dem treuen Priester der Klassiker nicht leicht, ihrem seltsamen Saitenspiel das Ohr zu leihen und ihre Stimmungen in seinem eigenen Innern wiederklingen zu lassen, und natürlich noch viel schwerer, ihre Wertmaßstäbe hinzunehmen; sehr nahe liegt es vielen, auch gerade um die Jugenderziehung Bemühten, ihrer nur spottend zu gedenken oder sie mit feierlichem Stolz abzuwehren. Man wird aber doch zusehen müssen, daß man sich darüber nicht etwa innerlich von der Jugend zu sehr scheide. Die poetischen Ergießungen der Gegenwart thun doch einem Bedürfnisse dieses jungen Geschlechts genug, und wahrscheinlich einem rezeptiven ebenso sehr wie einem produktiven. Man wird auf sie in den Kreisen der Jugend oder in solchen, mit denen sie in Berührung kommt, schwören, sie preisen und rühmen und die Ablehnenden als erstarrt, stumpf und unfähig hinstellen, als Zopfträger etwa und Pedanten; nichts aber möchte der junge Mensch sich weniger gern nachsagen lassen oder sich selber gestehen, als daß er mit seinem Fühlen in solcher Abhängigkeit sei.

Nun darf ja freilich die Erziehung, wie sie nicht aufhören kann, den noch leichten, von allen möglichen Winden ergriffenen und fort-

getragenen Willen immer wieder in die Bahn der Ordnung zurückzurufen, ſo auch nicht verſäumen, dem Intereſſe immer wieder das unzweifelhaft Große nahe zu bringen. Die Schule ſoll eben auch immer die Schule der Klaſſiker bleiben! Aber ich würde doch raten, das Auge offen zu halten für das, was etwa auf noch ganz ungewohnten Bahnen zu ſchätzbarem Ziele hinſtrebt, auch der Jugend alle Bereitwilligkeit zur Würdigung des Neuen, des Jungen und Kommenden zu zeigen: das verbindet mit ihr, wie jenes entgegengeſetzte Verhalten von ihr ſcheidet. Und das wird denn auch die Möglichkeit gewähren, Grenzen zu ziehen, Kritik zu üben, Verachtung zu zeigen dem Verächtlichen und Zorn dem Frechen und Nichtswürdigen. Denn an dieſen letzteren Spielarten fehlt es offenbar nicht. Und wie nervös die Künſtler ſich auch immer wieder gebärden mögen und die kongenial ſein wollenden Kritiker mit ihnen, wenn man auch nur den Schein erweckt, ihnen mit ſo etwas wie dem Maßſtab der Tugend nahen zu wollen, wie eifrig man auch immer wieder der Kunſt Komplimente macht, die nur Können iſt: die wahrhaft große Kunſt hat zu allen Zeiten hohe Ziele gehabt, nicht bloß das Ziel, ungeklärte Stimmungen auszudrücken; bei ihr galt es immer, ſich durch des Künſtlers Kraft über ſich ſelbſt emporzuheben und mit ſich die vielen rings umher.

Ich denke, die Zeit iſt noch nicht gekommen (und wenn ſie kommen ſollte, ſo müßte ſie doch wieder vorübergehen), wo man Schillers ſo müde geworden wäre oder ſo überweiſe auf ihn hinabzuſehen ſich gewöhnt hätte, daß man ihn nicht mehr als den großen Erzieher der deutſchen Jugend ſchätzen und nützen wollte, ihn, dem wir ein ſo gewaltiges Bruchteil von dem verdanken, was an idealiſtiſcher Kraft in uns lebt oder ſeit einem Jahrhundert Beſtand gehabt hat, der der Dichter der Ringenden bleibt, wie unſere Jugend ſelbſt ſich des inneren Ringens nie begeben ſoll, Und auch Uhland würde man nur in ſchnöder Anwandlung von ſeinem minder glänzenden Throne ſtoßen, ihn, der dem deutſchen Knaben- und Jünglingsgemüte ſolche Romantik bietet, wie ſie ihm Bedürfnis und in ſich geſund iſt. Doch wie könnte ich hier aller einzelnen gedenken, deren gemeinſame Einwirkung den vielen Lernenden ein edles und gleichartiges und innerlich verbindendes nationales Empfinden übermittelt, und deren ſtets erneutes Anſchauen auch beiträgt, den lehrenden Mann innerlich jung zu erhalten (wenns ihm

auch die große Menge draußen nicht an seinen Mienen ansehen will)! Die Dichtersprache seines Volkes verstehen lernen, das heißt in einem zweiten und höheren Sinne die Muttersprache selbst erlernen. Die Menschen, die *ihre* heilige Stimme nicht vernehmen, können in der Nation nur als füllende Masse mitzählen.

Daß an den Stätten, die der Nation verständnisvolle und selbständig fühlende Mitglieder zuführen sollen, daß in den höheren Schulen gegenüber der Vornehmheit der Aufgabe viel Ungleichheit des persönlichen Geschicks, der Wärme, der Klarheit und der Kraft anzutreffen ist, wird als selbstverständlich gelten müssen, und wenn oft genug wirkliche Unzulänglichkeit nicht überwunden wird, so ist auch das nur ein natürlicher Zustand. Wie viel einzelnes bleibt doch noch zu bedenken und zu ordnen! Denn alle unsere vorstehenden Betrachtungen waren fast nur ein Hinstreifen über die Gesamtfrage. So gilt es, den Zeitpunkt der rechten Empfänglichkeit zu ermessen für die einzelne Dichtung oder für die Arten und Gebiete, insbesondere auch der Verfrühung zu widerstehen und zu wehren, zu der die Neigung nicht gering ist, zumal bei der Erziehung der weiblichen Jugend. Es gilt, die natürliche Folge von epischer und dramatischer Dichtung zu bewahren und dabei doch jedem einzelnen Werke seine Stelle nach Maßgabe seines Wesens zu geben. Es gilt, von den Dichtungen der einen Sprache Licht hinüberfallen zu lassen auf die der andern. Es gilt die Verflechtung belebender Gedichte auch in den vaterländischen *Geschichtsunterricht*. Es gilt die Gewinnung nationalen Empfindens auch aus dem sich nicht an vaterländische Stoffe bindenden Bereich der Dichtung. Es gilt, durch die Pflege eines lebendigen und edlen Vortrags den poetischen Erzeugnissen ein volleres Leben zu geben, oder vielmehr, ihnen ihr volles Leben zu wahren. Dies alles und noch *vieles andere*, das an dieser Stelle nicht zur Erörterung kommen soll.

Aber Poesie ist uns im Grunde doch nicht bloß, was von Dichtern gefühlt, gesagt, geformt ist, uns mit dem Gefühl des kunstvoll Geschlossenen erfüllt und befriedigt. Das Wesen der Poesie vernehmen wir noch in den großen Handlungen der Menschen, in all ihrem großen Sehnen und auch in ihrem großen Leiden. Ganz nahe verwandt ist der Poesie die Religion; und wo sie aufhören will es zu sein,

wo ſie nicht von den freien, tiefen, urſprünglichen Regungen des aufwärts ringenden Herzens getragen ſein will, ſondern von außen geſetzt und eingeflößt, da iſt ſie immer in Gefahr, ſelbſt zu zergehen, tot zu ſein, während ſie wähnt, noch Leben zu haben. In der Bibel iſt — und nicht etwa ausdrücklich in dem, was man dort poetiſche Bücher heißt — ſo viel höchſte Poeſie, daß ſie niemals verdunkelt werden wird von all dem Schönen, was dichteriſcher Menſchengeiſt noch zu ſagen wiſſen wird; es giebt eben Gedanken, die durch ſich ſelbſt Poeſie ſind, ohne daß ſie erſt des Hindurchgehens durch einen formenden Dichtergeiſt bedürften. Giebt es in der Welt des Stoffes keine Edelſteine, die nicht erſt geſchliffen werden müßten, um ihren vollen Glanz auszuſtrahlen, unter den geiſtigen Edelgütern iſt es anders. So bleibt jene bibliſche Poeſie auch — nicht nach Satzung und Übereinkunft, ſondern unmittelbar durch ſich ſelbſt — immer hoch über dem, was als religiöſe Dichtung, als Liederſchatz der frommen Gemeinde daneben geſchätzt und gepflegt wird.

Ob von dem Letzteren auch für die Jugenderziehung ſo volle Wirkung thatſächlich ausgeht, wie man wohl annimmt? Es iſt (ich habe meine Meinung längſt in anderem Zuſammenhange ausgeſprochen) in dieſem breiten und weiten Liederſchatz auch viel Schwungloſes, das nicht emporträgt, viel Wohlgemeintes, das nicht wohlgelungen iſt, viel bloß Verſtändiges, das nicht Lied iſt, wenn es auch von Hunderten zur Orgel geſungen wird, und die Neigung, ſich am Herunterſingen und Herſagen oder Herunterleiern der gereimten Worte genügen zu laſſen, ohne zu dem Inhalt ein eigentlich bewußtes Verhältnis zu erlangen, iſt hier wiederum groß und liegt nahe genug. Nur das Allerbeſte auch aus dieſem Gebiete vermag noch als Poeſie fortzuwirken dann, wenn die Jahrhunderte die Sprache ſtill gewandelt haben, und den gleichen Worten vielfach ein anderes Empfinden gegenübertritt. Reichtum an religiöſer Dichtung iſt trotz alledem bei uns vorhanden, Reichtum bleibt auch, wenn man all das Unlebendige, Dürre und Starre ausſcheidet. Es fehlt nicht an klaſſiſchen Liedern des heiligen Mutes, der zu innerem Siege führt, ſtatt zu äußerem, nicht an Liedern des heiligen Bangens, noch an ſolchen der heiligen Sehnſucht, die über ſich ſelbſt und alles Irdiſche hinwegſtrebt. Myſtiſche Geiſtesrichtung hat zu den verſchiedenſten Zeiten und in mannigfaltigen Ausdrucksformen Lieder von der ſchönſten Poeſie eingegeben. Klopſtock und

Novalis treten zu Scheffler, Terſteegen, den Zinzendorfs. Im ganzen iſt die Zahl der dichteriſchen Ergießungen groß genug, die noch etwas ſind über das korrekte Gemeindelied hinaus, in denen Religion und Poeſie einander verklären. Möchten auch im erziehenden Jugendunterricht dieſe Blüten immer mit zarter Hand berührt und mit feinem Sinne wirkſam gemacht werden!

Daß ſich auch die großen Handlungen der Menſchen, daß ſich die Erſcheinung der auf höheren Bogenwegen über die Mitwelt einherſchreitenden Perſönlichkeiten als Poeſie unmittelbar fühlbar mache, iſt ſchon mit ausgeſprochen worden. Und die großen Schickſale kommen hinzu. Die ſtrenge Miene der ſinnenden Klio iſt doch nicht unwandelbar, es leuchtet auch über ihr Angeſicht der Widerſchein herrlicher Menſchenthat und großer Erdenſchmerzen. Dem Geſchichtſchreiber bedeutet die Wirklichkeit doch zugleich gewiſſermaßen ein Gebiet der Dichtung; er ſchaut das flach Reale plaſtiſch und läßt es andere ſo ſchauen, er hat doch auch — nicht unähnlich dem Dichter — den Ereigniſſen eine Seele einzuhauchen. Und auch wer Geſchichte nicht erforſcht und ſchreibt, ſondern nur lehrt und übermittelt, hat etwas von dieſem Amte zu verwalten. Im Grunde iſt es für den jungen Geiſt nicht ſo tief verſchieden, ob Geſtalten und Handlungen und Schickſale im Gedächtnis der Menſchen aufbewahrt werden, oder ob ſie aus der — von innerer Anſchauung des Wirklichen befruchteten — Phantaſie des Dichters ſtammen. Thatſächlich erhöht die Empfänglichkeit für das eine die für das andere; und ſo ſind z. B. auch die jungen Leute, die, vom Fachunterricht ihrer Schule angeregt, das Studium der Geſchichte zu ihrer Lebensaufgabe machen wollen, meiſt von der Poeſie der Geſchehniſſe und Geſtalten ſtärker ergriffen worden, als von dem Ziel der Wahrheitsprüfung, der Erkenntnis und Feſtſtellung.

Übrigens kann man ſagen, daß alle großen Ziele als Poeſie wirken, und daß ohne das große Ziele nicht gewählt werden würden, wie eben auch alle großen, tiefen, mächtigen Empfindungen in ſich ſelbſt Poeſie ſind. Wem wäre nicht Gneiſenaus Brief an ſeinen König Friedrich Wilhelm unvergeßlich, der ihn einmal geleſen hat: „Ew. Majeſtät werden mir . . . . abermals Poeſie ſchuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend ſind nichts anderes als Poeſie, keine Herzenserhebung ohne ſie. Auf Poeſie iſt die Sicherheit der Throne

gegründet.“ Und ſo weiter! Und zum Schluſſe, nach dem Preis der aufopferungsfreudigen Treue: „Das iſt Poeſie, und zwar von der edelſten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang.“ So redete der Kriegsmann in unſerer trüben und großen Zeit, damals, als unſerem Volke die edelſten und größten Männer auf allen Gebieten zugleich erſtanden, von denen die Nachwelt erſt ganz allmählich merkt, wieviel ſie geweſen ſind. Die Empfänglichkeit der Herzen entwickeln, daß ſie das alles empfinden, das heißt in der vollkommenſten Weiſe Poeſie und Erziehung verbinden.

Zahlloſen Menſchen iſt die „Schule“ überhaupt das beſtimmteſte Gegenteil von allem Poetiſchen, nicht bloß den werdenden jungen Menſchen ſelbſt, denen Freiheit und Spiel Poeſie iſt, Freiheit der Glieder und der Gedanken, Spiel im Freien und ſpielende Phantaſie drinnen im Kopfe, ſondern ſehr viele ſehen auch nachher auf dieſe ganze Periode und die ganze Einrichtung mit unüberwundenem Mißbehagen. Und in der That, wie viel Entſagung, wie viel Zwang der Natur, wie viel Abhängigkeit und auch Eintönigkeit umfaßt dieſe Reihe von Jahren! Es heißt eben durch eine dichte, dornige Hecke hindurchkriechen, damit man dann auf freies Feld zu ſtehen komme; das bringt unſere Kultur ſo mit ſich. Daß gleichwohl auch in unſere höhere Schule viel mehr Freiheit eingezogen iſt als ehedem, daß die Pedanterie auf vielen Punkten hat weichen müſſen, der Zwang loſer geworden iſt, der Ton im allgemeinen perſönlicher, das Urteil von größerem Verſtändnis für die Jugend getragen, daß auch des erfriſchenden Spiels mehr geworden iſt und der guten Gelegenheiten und Einrichtungen zum Spiel, daß ſelbſt die Räume und ihre Ausſtattung immer allgemeiner aufhören, mit der Öde von Gefängniſſen Ähnlichkeit zu haben, daß die Schulfeſte weniger trocken-gelehrt-abſtrakt, daß ſie lebendiger, reicher, feſtlicher geworden ſind, ſollte man nicht verkennen — obwohl zum Anerkennen gegenüber der höheren Schule gegenwärtig wenig Bereitſchaft da iſt, aber eine deſto ſtetigere zum Anklagen. Und wie denn die Klagen in ganz verſchiedener Richtung der Windroſe ergehen, ſo wird vielleicht ſchon ganz bald die Beſchwerde über das Zuleichtmachen, über das Fernhalten jeder vollen und ernſten, ſtrengen und ſelbſtändigen Geiſtesarbeit überwiegen, und die Männer der vorgerückten Lebensjahre werden die eigene, mühereichere Ausbildungszeit poeſievoller finden als die ſo wohlwollend geebnete Bahn

ihrer Söhne. Denn in der That, Kampf und Ringen ſind eben doch auch Poeſie, ſie ſind es zumal, wenn ſie zu Sieg und Höhe führen, und mancher würde die Poeſie des Erwachens am Morgen nach beſtandenem ſchwerem Examen in den Erinnerungen ſeines Lebens nicht miſſen wollen, wie er ſich auch nicht glücklich preiſen würde, im Hauſe des Luxus aufgewachſen zu ſein.

Aber gedenken wir doch überhaupt auch noch des erziehenden Elternhauſes, nach all den Betrachtungen über die Schule. Nun iſt ja wohl, wenn die Schule als die Stätte des Zwanges und des Ernſtes, des Müſſens und der Abhängigkeit dem natürlichen Menſchen im Schüler im allgemeinen durchaus als der Tod der Poeſie erſcheinen will, das Elternhaus im größten Gegenſatz dazu ein für allemal und für jeden Poeſie, wird mindeſtens, wenn nicht immer und unmittelbar, bei jeder Trennung und zeitweiligen oder endgiltigen Loslöſung davon als ſolche gefühlt, und es macht dabei nichts aus, ob es ſchlichte Hütte war oder prunkvolle Herrſchaftswohnung oder was ſonſt zwiſchen beiden! Nichts, wirklich nichts? Die Unterſchiede bleiben doch auch hier immer groß. Oder könnte auch alle Öde, aller lähmende Druck, könnten Unfriede, Roheit und Stumpfheit, an denen es — wiederum in Palaſt oder Hütte — ſo wenig fehlt, ohne Bedeutung bleiben? Die Poeſie der Jugend an ſich, das Leben in Hoffen und Erwarten und im Genuß des Augenblicks iſt ſo ſtark, daß ſie wohl auch durch den Nebel ſo unerfreulicher Lebensſphäre hindurchdringt: aber doch nicht immer. Es giebt doch auch Kindheit und Jugendleben, das um ſeine Poeſie betrogen wird, wie es Maimonate giebt, in denen zwar Blätter und Blüten entfaltet daſtehen, aber kein Sonnenſtrahl auf ſie ſcheint und nur froſtige Luft ſie anhaucht. Doch dazu wirken ja ſtärkere Gewalten als der Wille der Menſchen zur Geſtaltung des eigenen Lebens.

Um aber auf dieſe Lebensgeſtaltung ſelbſt zu kommen: welcher Unterſchied nun doch wieder in dem Maße von Poeſie, das man dem eigenen gemeinſamen Leben zu geben weiß! Zwar iſt die Zärtlichkeit kein ſo ſicheres Mittel, dieſes Leben zu verſchönen, wie die weichen Seelen meinen, die ſie ſpenden und austauſchen. Jeden Tag in irgend einer Weiſe neu erfreuen wollen, überraſchen, immer wieder beſchenken, und die Poeſie der Gabe erhöhen wollen durch Steigerung der Maße, durch die Höhe des Marktwerts, durch Kunſt der techniſchen Aus-

führung, das sind keine Mittel — wie auch die Poesie des Weihnachtsfestes durchaus nicht dadurch gewonnen hat, daß man gegenwärtig immer zahlreichere und riesigere Christbäume mit immer massigeren und blendenderen Lichtern und sonstigen Festzuthaten den Monat Dezember hindurch nach einander aufstellt; das ist nur der Zug der Zeit zum Äußerlichen, Ausgedehnten, durch Masse Imponierenden und zum Rhetorischen (man kann auch in Handlungen und Sachen rhetorisch sein); wenn das Weihnachtsfest diese Veräußerlichung aushält und darüber seinen Zauber nicht verliert, so ist das der stärkste Beweis von der tiefen Poesie, die ihm innewohnt. Und so wenig als Übertreibung kann Verfrühung beglücken, Verfrühung der Genüsse, nicht bloß der feineren oder gröberen sinnlichen, auch der seelischen: dem Kinde oder noch halben Kinde schon alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit auf Reisen zu zeigen, ist wieder so eine Gefährdung der Poesie des Jugendlebens, wenn nicht mehr als Gefährdung.

Aber Warmherzigkeit des Zusammenlebens, freie Entfaltung der persönlichen Art und womöglich Mannigfaltigkeit der eigenen Art und freundliche Duldung und Liebe dafür, Offenheit des Sinnes für das Schöne in der Welt, sich übertragend von den Reifen auf die Werdenden, von den Alternden auf die Jugend, das ist die echte und wahre Poesie im Familienleben, im Heimathause. Es muß nicht gerade sein, daß Lyriker in Goldschnitt eines Kultus teilhaftig werden bei der Frau des Hauses oder den erwachsenden Töchtern; noch weniger wird es dies sein, daß man alle Neuheiten der Theaterdichtung verfolgt und mit intensivem Interesse von den Künstlern redet und den Künstlerinnen, oder daß man auf viele elegante Zeitschriften viele gute Tagesstunden verwendet, und noch weniger, daß man den Inhalt zahlreicher Romanbände in sich schlingt oder vielmehr durch seine Phantasie und seine cerebrale Sinnlichkeit hindurchschweben läßt, oder auch seinem Herzensleben damit eine Art von Karussellvergnügen bereitet; selbst nicht, daß man Musik treibt und treiben läßt, die ja so gut wie Poesie zu sein scheint, sich wohl als eine besondere Spielart der großen schönen Poesie ansehen ließe, aber doch nicht so schlechthin statt ihrer herrschen sollte. Schade ist es schon, daß gegenwärtig so oft bei Liedern der Komponist den Dichter ausmerzt, um seinen Namen und seine Schätzung bringt, und bedenklich, daß man jetzt in der Kunst so vielfach nur Stimmung sucht, Stimmungen sich nähren und ausleben läßt, die

gerade das an der Poesie oder der Kunst sind, was nach keiner Seite eine erziehende Wirkung üben kann. Eine Kunst, die zum Gedankenleben gar keine Beziehung sucht, kann nicht Wirkung thun wie solche, die diese Beziehung hat; jene trägt ja wohl leicht durch alle Lüfte und auch zu allen Höhen, aber sie *stellt* uns nicht auf Höhen, giebt unserm Fuße dort keinen Boden, und wir flattern ebenso leicht zurück und hernieder.

Es mag zwecklos heißen, wenn man Rückkehr zu Zuständen predigen will, die nun einmal vergangen und abgelöst sind: aber die Pflege treulichen gemeinsamen Gesanges in den Familien war gewiß in unserm Sinne fruchtbarer als die Raserei der Liebe für die wogenden Tonmeere der Musikzauberer unserer Periode. Und ein gern gepflegtes Vorlesen und Lauschen, gelte es edlen Versen oder schöngestalteter und inhaltvoller Prosa, sollte und könnte wieder einen viel breiteren Raum einnehmen in dem Gemeinschaftsleben der Familien.

Wir wollen gern alles als Poesie der Erziehung rechnen (denn wir dürfen es), was geeignet ist, das Herz zu sammeln und zu weiten, Kunst und frohgenossene Natur, Heimat und weite Welt und großes Vaterland. Ist es nicht die alleredelste Pflicht der reifen Generation, an die nachwachsende die eigene innere Poesie zu übertragen? Wie vermochten das doch jene Männer aus der Periode der Befreiungskriege, deren Auge noch nach vierzig Jahren still von dem Feuer der damaligen Begeisterung glühte, und deren Herz geweiht schien, um immer über dem Gemeinen zu bleiben! Solche Übertragung, solche Sicherung eines schwungvollen Empfindens ist eine bessere Gabe an die Jugend, als wenn man ihr die jungen Jahre möglichst schön zu machen bedacht ist, reich an Reizen und Freuden und Vergnügungen, damit hinterher die Erinnerung trösten könne über das, was die spätere Lebenszeit an Freuden vermissen lasse. Man hört ja gerade diese Auffassung oft aussprechen und anempfehlen. Besser als Erinnerungen sind Kräfte des Herzens, besser als Trost ist Freudigkeit. Jene Übertragung aber ist natürlich nur denen möglich, die für sich selbst Poesie der Gesinnung bis in die reifen und auch die späten Jahre hinein bewahrt haben! Und das geht denn freilich im allgemeinen nicht — es giebt ja glückliche Göttersöhne oder Naturkinder auch in dieser Beziehung, aber im allgemeinen nicht ohne eine gewisse Selbsterziehung des Herzens, dessen freudlose Anwandlungen zu bekämpfen nicht am wenigsten den rechten Mann macht.

Ein geistvoller ältlicher Franzose sprach den hübschen Gedanken aus: L'esprit, c'est la jeunesse des vieillards. Sicherlich kann der Besitz von Geist auch dem Alternden ein Gefühl der Selbstgewißheit, der heiteren Freude an sich selbst geben ähnlich wie das warme Blut und die königliche Phantasie den jungen Jahren. Aber der beste Ersatz ist das doch nicht. Abgesehen davon, daß Geist nicht für jedermann aus den Wolken herniederregnet und man sich nicht bloß unter die Traufe zu stellen braucht, um davon durchtränkt zu werden, und auch abgesehen davon, daß „Geist" mehr nur glühende Funken giebt, als daß er ein stetes Feuer bedeutete: er ist eben nicht das Beste. Besser ist es, sich ein Maß von Freudigkeit des Gemüts zu bewahren, von innerer Poesie also, die das schönste Ergebnis der gesamten lebenslangen Erziehung ist und die vornehmste Gewähr zur Fähigkeit des Erziehens.*)

*) Als Fortsetzung und Ergänzung obiger Betrachtungen sei der Aufsatz des Verfassers: „Goethe in der deutschen Schule" im Goethe-Jahrbuch für 1900 erwähnt.

6. Schule und ſoziale Geſinnung.

Nicht von jedermann wird die Erſcheinung gutgeheißen, daß ſeit einiger Zeit in den verſchiedenſten Lebenskreiſen ſoziale Fragen Gegenſtand des Nachdenkens, des Intereſſes, der Erörterung geworden ſind. Zumal nimmt man die Erörterung denen übel, die nicht ſelbſt in dem natürlichen Kampfe ſtehen, die ſich einzumiſchen ſcheinen aus Vorwitz, aus ſelbſtgefälligem Drang nach Weltverbeſſerung, aus Unkunde der Wirklichkeit mit ihrem Druck, ihren ewigen Nöten und Schranken, vielleicht auch aus unſchöner Mißgunſt oder aus ungeſunder Sentimentalität. Und wer wollte leugnen, daß es alle dieſe Antriebe wirklich gebe? Es fehlen diejenigen nicht, die ſich für neue Ziele begeiſtern aus dem vagen Bedürfnis des Schwärmens, ohne die Kraft des beſtimmten Schauens und des urteilenden Ermeſſens; und ebenſo wenig fehlen die, welche urteilen und verurteilen ohne Ahnung von den unendlichen Schwierigkeiten des Sachgebietes, oder welche fordern ohne irgend welche Kenntnis von dem, was wirklich längſt geleiſtet iſt und was verſucht und geleiſtet wird. Es reden und drängen ſolche, die von dem ſtürmiſchen Trieb zum Umwerfen erfüllt ſind, von jugendlich überkräftigem oder auch allmählich verdichtetem Trotz gegen das beſtehende Wirkliche, ohne zu fühlen, welche geiſtige Kraft zu einem Aufbau gehören würde und durch welche Reihe von Verſuchen, Erfahrungen und Enttäuſchungen ein neuer Beſtand erſt gewonnen werden könnte. Und andere wieder beſeelt der Zug einer ſentimentalen Liebe, die doch von kräftig handelnder, ringender, ſich ſelbſt aufopfernder Liebe fern iſt, vielmehr nur eine gewiſſe Weltermüdung und Friedensſehnſucht zur Unterlage hat. Alſo Schwärmerei und Kritik, Trotz und Liebe treiben zum Mit- und Dreinreden, und es iſt kein Wunder und kein Unrecht, wenn ihnen Ablehnung und Zurückweiſung von ſeiten derjenigen zu

teil wird, auf deren Schultern das Gewicht ſozialer Veränderungen zumeiſt zu ruhen kommt. Ein Wunder iſt es auch nicht, wenn ſolche Abweiſung zum Teil herb und ſchroff erfolgt; aber freilich zum Unrecht kann das doch werden und wird es nicht ſelten.

Es giebt den Standpunkt, von welchem aus eigentlich jedes Nachdenken über ſoziale Fragen ſchon eine Art von Thorheit iſt, jede Hoffnung auf Verminderung der waltenden Unvollkommenheit eine ungeheure Selbſttäuſchung, jedes Suchen nach möglichen Verbeſſerungen eine Gefahr, jedes öffentliche Erörtern dieſer Fragen eine Schuld. Nicht immer iſt es Enge des Herzens oder gar Beſorgnis des Egoismus, was ſo urteilen läßt; es iſt oft auch die Gedankenſorge um den Beſtand vorhandener Errungenſchaften, iſt mitunter auch Enge des Geiſtes, die von dem geringſten Verrücken beſtehender Ordnungen Unheil erwartet. Aber es mag auch Beſſeres als das alles zu grunde liegen. Die wirkliche Erfahrung, die volle Kenntnis der Vergangenheit, gründliche Berechnung der Möglichkeiten, der Kräfte und Wirkungen, der Natur der Individuen und der Gemeinſchaften, ſie werden das Recht geben, den für Umgeſtaltung konkreter Verhältniſſe ſich leichthin erhebenden Stimmen Schweigen zu gebieten, den Dilettantismus auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete abzuwehren und dem ſich manchmal damit verbindenden Phariſäismus mit ſeinen tugendſtolzen Beſchuldigungen zu zürnen. Ein Recht aber erwächſt damit noch nicht, nämlich das ethiſche Intereſſe für die ſozialen Fragen zu befeinden.

Denn es ſind doch zwei ſehr unterſcheidbare Strömungen, in denen ſich das Intereſſe für ſolche Fragen überhaupt darſtellt, und es iſt gut und rätlich, ſie recht beſtimmt und deutlich voneinander zu löſen, nämlich die wiſſenſchaftliche Seite und die ethiſche. Es wäre ja für die eine wie für die andere unrichtig zu meinen, daß ſie juſt in der Gegenwart erſt aufgetaucht ſei, nun erſt Löſung heiſche, gelöſt werden könne und müſſe. In dem einen wie dem andern Sinne iſt die Frage eigentlich immer da, wird niemals endgültig gelöſt, fordert aber dennoch immer die Kräfte zu ihrer Bewältigung, Kräfte des Geiſtes und des Herzens. Nur werden dieſe Kräfte zumeiſt in ſolcher Zeit auf den Plan gerufen, wo die Frage beſonders lebendig hervortritt und bedeutungsſchwer empfunden wird.

Das neunzehnte Jahrhundert hat der Idee der Nationalität eine Kraft gegeben, wie frühere Zeiten ſie nicht gekannt haben. Daß

zur nationalen Idee sich geselle die soziale Idee, erscheint mir nicht als etwas Zufälliges, als ein bloßes zeitliches Zusammentreffen, auch nicht bloß als etwas sittlich Mögliches, Vereinbares, sondern als eine natürliche Ergänzung, nicht als ein Supplement, sondern ein Complement, dessen das national gerichtete Fühlen bedarf. Beide gehören im Grunde organisch zusammen. Zur Liebe für das Ganze gehört die Liebe für die Einzelnen; zur Hingabe an den großen Gesamtkörper der Nation die Hingabe auch an die Lebensinteressen seiner Organe und Glieder, der offene Sinn wenigstens dafür, das offene Herz; zur Opferwilligkeit für den Bestand des Gesamtlebens die für das gesunde organische Leben im einzelnen; zur Anhänglichkeit an die persönlichen Leiter des nationalen Lebens die Teilnahme für das Lebenslos auch der Abhängigen und Abhängigsten; zur Wertschätzung der centralen Macht der Sinn für das Leben der Peripherie; zum Schutz und Trutz nach außen das lebendige Mitfühlen nach innen. Es ist doch nicht Zufall, daß der siegreiche alte Kaiser ein Jahrzehnt nach den äußeren Triumphen die Stunde gekommen fand für planvolles Erfassen der großen sozialen Aufgaben. Was als Übergang auf ein bis dahin fremdes Gebiet des Schaffens und Schützens empfunden werden mochte, ist doch unter anderem Gesichtspunkte Ergänzung. Und auch wir, die wir nicht auf Fürstenhöhen stehen, sondern auf irgend einer bescheidenen Sprosse der auf dem Erdboden ruhenden Leiter, haben in unserm Herzen die gleiche Union zu vollziehen.

So erhebt sich die Aufgabe auch sehr über die des gelegentlichen Sichherniederneigens zu den Geringen, des wohlwollenden Mitleidens mit den Gedrückten, der humanen Hilfe in einzelnen Fällen der Not. Aber allerdings, noch weniger ist sie andrerseits bloß eine Sache des disponierenden Verstandes; als solche liegt sie wesentlich — ich will nicht sagen einzelnen, leitenden Personen, aber doch gewissen Kreisen ob. Als Sache der Gesinnung geht sie alle an.

Denn wenn die soziale Frage, als politische gedacht und von den bestimmten Erscheinungsformen abgelöst, sich doch wohl als die Frage umschreiben läßt, wie der auf dem natürlichen Wege erwachsende Unterschied des wirtschaftlichen Daseins nicht zu einer zu tiefgreifenden Verschiedenheit der bürgerlichen Lebensrechte führe, wie der Druck natürlich entstandener Abhängigkeit nicht zum objektiven Unrecht der Gesellschaft werde, wie womöglich keine Schicht der Bevölkerung

dauernd der organisierten geistigen Lebensgemeinschaft mehr nur mechanisch angegliedert bleibe, so handelt es sich, die Frage als ethische gedacht, darum, daß jene natürlich entstandenen Unterschiede wenigstens nicht das Fühlen der einzelnen Schichten zu weit voneinander entfernen, insbesondere das Fühlen derselben für einander nicht hemmen, daß das Bewußtsein der trotz allem engen menschlichen Zusammengehörigkeit nicht ersterbe, sondern sich um so kräftiger behaupte, je mehr jene äußeren Wirkungen das gegenseitige Verständnis erschweren wollen. Wohl wird für jene politische Aufgabe die Erfassung dieser ethischen eine wertvolle Hilfe, ja für den Ernst ihrer Erfassung die eigentliche und natürliche Grundlage sein, aber zu verquicken ist darum das eine mit dem anderen nicht; und während es für die wirtschaftlich politische Frage nur gelten kann, überhaupt Interesse in den Kreisen der Reiferen und Unabhängigeren zu erwecken, damit eben dieses Interesse sich den sonstigen sie erfüllenden Interessen anschließe, so ist die ethische Seite wirklich für jeden ein Stück seiner ethischen Gesamtverpflichtung. Einer wirklichen ethischen Kraft aber bedarf sie namentlich insofern, als keineswegs ohne weiteres auf dankbare Aufnahme, auf Erwiderung des bezeigten Interesses gezählt werden kann. Doch wenn nach bekanntem französischem Sprichwort die Vornehmheit des Standes bestimmte Verpflichtungen auferlegt, so ist es mit der höheren ethischen Rang- oder Bildungsstufe doch wohl nicht anders.

Aber soll dieses Interesse erst eines Tages, etwa an der Schwelle des Mannesalters, plötzlich aufspringen, oder von außen her übertragen, eingeflößt werden? Soll es nicht möglich sein, es aufzuerziehen im Zusammenhang mit der gesamten geistig-seelischen Erziehung der jugendlichen Jahre? Hat nicht die Schule eine Aufgabe auch nach dieser Seite?

Die wesentlichen Aufgaben der erziehenden Schule sind so zu sagen ewige Aufgaben. Sie können nicht von zufälligen Zeitströmungen bestimmt sein oder werden. Es gilt immer, die Zöglinge über die natürliche Zerfahrenheit ihres Gedankenlebens emporzuheben, sichere Centren in ihrem Innern zu schaffen, die wertvollen allgemeinen Kräfte in ihnen zu entwickeln, sie zu fester Ordnung, zu zusammenhängender Thätigkeit zu gewöhnen, das Verständnis der umgebenden Kultur ihnen zu eröffnen oder zu ermöglichen, einen breiten und sicheren Unterbau

zu schaffen, auf den ihre höhere oder speziellere Ausbildung sich gründen kann, um sie zur vollen Teilnahme am Kulturleben zu befähigen. Es gilt immer geistige Disziplin und sittliche Erziehung. Diese Aufgaben bestehen in der Gegenwart wie in der Vergangenheit und werden in der Zukunft weiter bestehen. Ja nicht bloß in dieser Allgemeinheit, auch noch in viel bestimmterer Form, die jetzt nicht dargelegt werden soll. Aber das hindert nicht, daß dennoch die verschiedenen Zeiten verändernd, verschiebend, ergänzend auf die Schulziele einwirken. Nicht bloß nach dem allgemeinen Gesetz, daß die Menschen von heute nie genau das weiterführen wollen, was die von gestern und ehegestern getrieben haben, daß keine Generation sich je auf einer Linie von unanfechtbarer Geradheit bewegt, daß immer wieder Einseitigkeit sich ausbildet, die dann ihrerseits Korrektur fordert. Sondern dazu kommt, daß, wie der Gedankenkreis der Gesamtheit sich erweitert und zum Teil umgeschmolzen wird, so auch für die lernende Jugend jener Kreis nicht genau derselbe bleiben kann. Und außerdem, was noch wichtiger ist, daß durch die doch auch stets wechselnde Gestaltung der gesamten Kulturverhältnisse neue Aufgaben ins Bewußtsein gehoben, neue Aufgaben auch wirklich herausgetrieben werden und sich auferlegen. Man denke, um für dies alles Beispiele zu geben, nur an die Wandlung in Auffassung und Betrieb der Erdkunde, oder an die so außerordentlich veränderte Bedeutung der Naturwissenschaften, oder an die Rolle der lebenden Sprachen für den neuen Weltverkehr, oder — im Zusammenhang mit dem starken Hervortreten der Idee der Nationalität in unserm Jahrhundert — das Bedürfnis der Einführung gerade in die vaterländische Geschichte und Gedankenwelt! Liegt es fern zu denken, daß so auch die soziale Idee in einem bestimmten Zeitpunkt, in der Gegenwart also, in die Schule hinein ihr Dasein bemerklich mache, schon hier mit bestimmend werde für die Gestaltung des Gedankenkreises und des Erziehungszieles?

Die Forderung, daß der Unterricht in unsern Schulen zu den sozialen Strebungen der Gegenwart sich in Beziehung setze, ist denn auch ernstlich genug erhoben, und von mehr als einer Seite, in mehr als einem Sinn. Soll die lernende Jugend mit sozialistischen Theorieen unterhalten, mit sozialistischen Ideen durchtränkt werden? Soll ihr das Gefühl eingeflößt werden, daß gründliche Umgestaltung der sozialen

Verhältnisse, Aufbau der Gesellschaft auf ganz neuer Grundlage eine Forderung der nächsten Zukunft bleibe? Es fehlen in der That diejenigen nicht, die das wünschen und für recht halten. Wir wollen ganz absehen von sozialdemokratischen Ansprüchen. Auch unklare Schwärmerei führt wohl zu ähnlichen Erwartungen. Schwer ist es ja nicht, der Jugend das Bedürfnis einer neuen Weltordnung zu predigen, sie zu entflammen für Ziele, an denen sie ihre keimende Kraft soll erproben können, denen, die das Leben vor sich haben, die Empfindung zu geben, daß es nun erst ein rechtes Leben werden müsse! Aber in Wahrheit hat doch die Jugend andere Aufgaben als zu protestieren und zu reformieren; sie muß erst in das Bestehende hinein wachsen und die regelmäßigen Forderungen des Tages erfüllen lernen.

Oder aber sollen, gerade im Gegensatz zu solchen Gedanken, die jugendlichen Seelen vor allem und ein für allemal gleichsam gepanzert werden gegen alle etwa hervortretenden neuen Forderungen? Soll das letzte Ziel und Ergebnis der Erziehung sein ein endgültiges Vertrauen auf die Weisheit, die dem Gegebenen zu grunde liegt, und der Glaube an diese von Menschen geordnete Welt als die beste der möglichen? Auch diese Auffassung fehlt ja keineswegs. Aber die besten Kräfte werden damit nicht geweckt. Einer Jugend, die überhaupt nicht neue, eigene Aufgaben vor sich sehen dürfte, wäre nicht wirklich Jugend genug beschieden.

Und auch das Dritte, welches thunlich ist, bleibt nicht ohne Schwierigkeit, nämlich der lernenden Jugend das Verständnis zu eröffnen für die Fragen, welche auf diesem Gebiete die Zeit und der natürliche Verlauf der menschlichen Dinge aus sich heraus gebären, um ihr womöglich aus der Geschichte der Vergangenheit, aus der Erfahrung aller Zeiten und auch aus den Mitteln des gesunden Menschenverstandes die Möglichkeit zu reichen, selbst zu urteilen, jetzt oder doch demnächst abzuwägen, anzunehmen und abzulehnen. Dabei mag sich's schon fragen, ob die verlangte volle Objektivität der Darstellung so leicht vom Lehrenden als einem Menschen von Fleisch und Blut werde inne gehalten werden können, und dann, ob eine solche gewissermaßen ganz unpersönliche Stoffdarbietung anregend sein werde. Noch mehr in den Vordergrund tritt die Frage, wie weit Verständnis und Gesichtskreis der jugendlichen Jahre wirklich schon dem Gebiete ge-

wachsen sind. Doch ist ja pädagogisches und fachliches Denken bereits um Auswahl und Abfolge des Lehrstoffes vieler Orten bemüht. Was auf wirtschaftlich sozialem Gebiet thatsächlich im Großen geschehen ist (die Scheu vor dem Thatsächlichen und die Liebe zu Gedanken war wohl mitunter etwas zu groß bei uns in Deutschland), davon soll der dem Leben entgegenreifende Zögling positive Kenntnis erlangen, und dabei sollen neben den großen Maßnahmen die großen Lebensnöte nicht zu kurz kommen.

Man schmähe die Schulkenntnisse nicht, als ob sie zu oft nur aus Liebe zum Dozieren und aus Freude am kleinen Wissen übermittelt würden! Was nicht in der Schulzeit — die ja deshalb freilich keine bequeme Zeit ist — an festen Thatsachen und auch an sicheren einfachen Kategorieen angeeignet wurde, das ist bei den meisten nachher immer in Gefahr in unbestimmt phrasenhafter Existenz um den Kopf herumzuschweben oder sich nur unsicher darin festzusetzen.

Geschichtliche Behandlung kann weniger und mehr sein als unmittelbar betrachtende. Sie ist hier wie sonst nicht bloß eins der wichtigsten Mittel, um den Stoff überhaupt bildend zu machen, sie ist gewissermaßen auch charakterbildend, insofern sie die Verantwortung für die Gewinnung einer eigenen Überzeugung den so Belehrten mit überträgt. Daß übrigens Betrachtung sich zwischen die Darstellung flechte, wird in einer Zeit selbstverständlich sein, wo man den Geschichtsunterricht der Oberstufe mit Betrachtung zu durchziehen strebt, Vergleichungen einflicht, Zusammenhänge aufspürt, Ursachen ergründet, damit eben der erstarkende jugendliche Geist nicht in der Passivität bloßen Entgegennehmens verbleibe, damit er sicher aus der Geschichte etwas lerne. Als Norm gelte aber doch, was ein Beurteiler dieser Fragen*) unlängst formulierte, daß „ungesucht herausspringende Lehre“ besser ist als absichtlich herausgeholte, und daß die gewonnenen Einblicke dem Schüler als eine „freundliche Zugabe“ erscheinen müssen.

Auch so aber bleiben gewisse Gefahren nicht fern. Eine solche ist, daß der jugendliche Mensch sich fähig dünke und sich gewöhne, vor der Zeit der wirklichen Erfahrung und des begründeten Urteils über

*) Vergl. Baldamus, Erfüllung moderner Forderungen an den Geschichtsunterricht, in den Teubnerschen Neuen Jahrbüchern 1898, 6. 7.

die tiefgreifenden Fragen abzuurteilen. Auch wohl, daß die in dem einen Sinne gegebene lehrhafte Entscheidung die jungen Geister leicht gerade in die entgegengesetzte Richtung hineintreibe, ähnlich wie schon manche Apologetik zum Anlaß der Apostasie geworden ist. Dazu noch die Gefahr, die freilich für andere, für mattere Geister gilt, daß die Probleme allzu früh zur Ruhe kommen, daß man sie mit Worten und Formeln erledigt. Alledem gegenüber muß das Hauptbestreben sein, von dem Gewicht der Probleme eine Vorstellung zu geben, von den hohen Schwierigkeiten ihrer Behandlung und von der Wertlosigkeit bequem einseitiger Alltagsurteile, also zu wappnen (soweit es möglich ist) gegen Schlagworte, auch auf diesem Gebiet es fühlbar zu machen, daß die Weisesten erkennen, wie wenig Entscheidendes sie wissen. Eine Wissenschaft, die in ihren besten Vertretern erst das Bild bescheidenen Suchens, sorgsamen Sammelns und vorsichtigen Beobachtens darbietet, fordert in besonderem Maße Zurückhaltung bei den Laien.

Wird von sozialer Belehrung der Weg hinüberführen zur Gesinnung? Mit irgend welcher Aussicht auf allgemeinen Erfolg nicht im mindesten, darüber sind Theorie und Praxis sich doch wohl nachgerade klar. Es gehört viel Gunst der Umstände oder vielmehr der inneren Verhältnisse dazu, damit eine solche Wirkung erfolge; die geheimnisvolle Kraft des Persönlichen muß sich bewähren und die Spontaneität des Lernenden entgegenkommen. Aber an einem Einfluß auf dem Wege der Lehre überhaupt zu verzweifeln, das bedeutet nur eine maßlose Reaktion gegen die bequeme Annahme eines naturgemäß sicheren Erfolges. Doch so sehr sich der Gedanke an Lehre und Belehrung mit der Idee von der Schule sofort allerwärts und fast ausschließlich verbindet, so besitzt die Schule in den Einrichtungen und dem natürlichen Ablauf des Schullebens ein weiteres, vielfach fruchtbareres Mittel zur Bildung der Gesinnung, als in ihrer berufsmäßigen Lehrarbeit selbst. Und neben die berufsmäßige Lehre mit ihrem wissenschaftlichen Inhalt und festen Zusammenhang wird auf vielen Punkten je nach dem Vermögen der Persönlichkeiten die gelegentlich belehrende Einwirkung treten, belehrend nicht bloß im Sinne der Gedankenentwickelung oder Gedankenbildung, sondern auch der Anregung des Gemütes, des Treffens in das Centrum des seelischen Lebens.

Unter den Theoretikern der Pädagogik besteht der Streit oder doch der Unterschied zwischen der Vertretung einer „Individualerziehung“ und derjenigen einer „Sozialerziehung“, (wenn auch diese Bezeichnungen nicht etwa allgemein so üblich sind). Ob die öffentliche Erziehung vor allem die Kräfte der Individuen auszubilden trachten soll, damit die Individuen so reif oder mündig oder gebildet und so glücklich als möglich werden, oder ob sie vor allem auf die Sicherung der vorhandenen großen menschlichen Verbände bedacht sein soll und an die Eingliederung der Nachwachsenden in diese Verbände, an die Überlieferung des vorhandenen und verbindenden Kulturgutes, an die Assimilation des Neuen an das Alte: so läßt sich diese allgemeine Frage kurz kennzeichnen. In Wirklichkeit wird aber der Gegensatz nicht entfernt so schroff sein wie er bei der Theorie erscheint. Jene Verbände mit ihrem eigentümlichen Inhalt (also Nation, Staat, Kirche, Gesellschaft, auch vorher schon Familie) wirken immer und von selbst mächtig ein und eine Assimilation der Nachwachsenden an das Leben dieser großen Lebensgemeinschaften erfolgt immer. Daß aber die möglichste Entwickelung der Kräfte der einzelnen nicht der Zukunft der Verbände schaden muß, sondern zu gute kommen kann, ist leicht glaubhaft zu machen. Auch ist nur so die Möglichkeit eines wirklich andauernden und wertvollen Lebens der Verbände vorhanden, wenn nämlich in den einzelnen Mitgliedern die Triebkraft zu möglichster Vervollkommnung wirkt; denn ohne dies wird der Stand und Gehalt der Gemeinschaften mit Sicherheit abwärts sinken, durch sein natürliches Schwergewicht und nach natürlichem Gesetz. Wir brauchen also hier, wo wir ja praktische Klärung suchen, nicht lange bei diesem Problem zu verweilen. Wünschenswert ist doch wohl, daß die Erziehung den einzelnen Zögling unabhängig mache von dem Schwergewicht der bloßen umgebenden Masse, aber bereitwillig für den Dienst an der Gemeinschaft!

Fragen wir unsererseits vor allem nach den Mitteln der Schulerziehung, die sich einen sozialen Wertcharakter zum Ziele setzt. Und da ist als nächstes zu nennen die soziale Gewöhnung. Dieser Ausdruck freilich scheint etwas sehr Unbedeutendes einzuschließen. Man denkt dabei wohl an eine wesentlich äußerliche Hinführung zu wesentlich äußerem Verhalten, bei dem ein eigentlicher, selbständiger

Wille vermißt wird, die Person nicht recht als Person sich bewegt, sondern nach der Stufe einer Gliederpuppe hin sinkt oder mit einer Art von ungeistigem Panzer sich umkleidet, vielmehr gelähmt wird als belebt, vielmehr mechanisiert als organisiert. Aber in diesem unerfreulichen Sinne *muß* das Wort Gewöhnung nicht genommen werden; recht verstanden, bildet Gewöhnung einen weit umfassenderen Teil unserer gesamten Erziehung als man sich vorzustellen pflegt; ja, die Erziehung kann ihrer ganz und gar nicht entbehren, sie besitzt daran eins ihrer allerwichtigsten Mittel. Gewöhnung an das Gute ist schließlich vielleicht die sicherste Gewähr für den Bestand des Guten in der Menschheit. Sie erstreckt sich eben nicht bloß auf Kleines, Äußeres, Untergeordnetes, sondern auch auf das Größte und Innerste. Und so ist denn auch Eingewöhnung der werdenden Persönlichkeiten in eine bestimmte Lebensgemeinschaft und in die Bedingungen und Pflichten derselben, wie sie eine große Aufgabe der Erziehung überhaupt ist, so insbesondere eine natürliche Aufgabe der erziehenden öffentlichen Anstalten. Ja, die Sache scheint sich da eigentlich von selbst zu vollziehen.

Vom Schoße der Familie losgelöst, wird der Zögling hier in eine Gemeinschaft von vielen Gleichartigen, aber nicht durch unmittelbare Bande mit ihm Verbundenen hineingestellt, er muß sich fügen und behaupten, er muß mit dem Ganzen fühlen lernen und für das Ganze, muß sich verglichen sehen und sich vergleichen, sich messen und messen lassen, einen Wert und eine Stellung sich selbst erringen, auch die Macht und das Recht der Gesamtheit über seine Neigungen oder Gewöhnungen fühlen, muß zuweilen mit standhalten und selbst leiden oder büßen, wo nicht er persönlich, sondern die Gesamtheit die kritische Situation herbeigeführt hat. Das alles sind Dinge, die das Wesen der Schule, die Einrichtung eines Schullebens von selbst mit sich bringt. Und wenn auch ein gemeinsamer Unterricht Vieler ursprünglich nicht schlechthin aus der Berechnung dieser Wirkung, sondern eher aus ökonomischem Gesichtspunkt und etwa noch aus dem des anzuregenden Wetteifers ins Werk gesetzt worden ist, so hat sich doch *jene* Wirkung der Einrichtung von je her mit fühlbar gemacht und ist geschätzt worden. Geschätzt allerdings nicht gleich sehr zu allen Zeiten.

Man kann ja nicht verkennen, daß in der gemeinsamen Erziehung auch viel Gutes geopfert oder doch aufs Spiel gesetzt wird, was eine dem

Individuum sorgfältig angepaßte Erziehung leisten könnte. Und übrigens ist es auch gar nicht unser Prinzip in Deutschland, der Schule die vollständige Erziehung zu übertragen; sie erzieht nur neben dem Elternhause, dem das Beste, das Grundlegende, das Zarteste überlassen bleiben muß; sie erzieht eigentlich mehr, weil ihr Hauptzweck, der Unterricht, Erziehung mit verlangt und weil ihre Einrichtungen eine erzieherische Wirkung mit sich bringen. Aber im ganzen kann man sagen, daß unsere Zeit auf dieses Stück der gemeinsamen Erziehung doch sehr großen Wert legt. Es ist uns jetzt wirklich nicht bloß darum zu thun, daß den einzelnen sicher die denkbar sorgfältigste Entwickelung ihrer persönlichen Anlagen zu teil werde, sondern auch sehr ernstlich darum, daß sie in dem Ganzen, zu dem sie gehören, eine gesunde Rolle als Glieder ausfüllen; ja, das letztere geht dem ersteren vor. Wir brauchen nicht lauter Offiziere, sondern vor allem tüchtige Heeresmannschaften. Auch die Mitglieder der höheren Stände müssen doch vor allem sich recht einzuordnen und auch unterzuordnen vermögen, ehe sie eine freie Eigenart und einen gebietenden Willen anderen gegenüber entfalten dürfen.

Es war Rousseaus Ideal, nicht Bürger zu bilden, sondern Menschen (diesen Gegensatz stellte er auf), nicht Menschen der Gesellschaft, sondern unabhängig auf sich selbst Stehende, auch nicht einmal Patrioten, sondern vor allem Menschenfreunde. Und es ist wahr, zu Zeiten mag ja auch einmal eine solche Stimme zu ihrem Rechte kommen, wenn eben die Verhältnisse der Wirklichkeit zu viel Unrecht auf der entgegengesetzten Linie aus sich erzeugt haben. Es ist auch wahr, daß Rousseaus Jahrhundert eine große Anzahl der allerschätzbarsten Einzelmenschen hervorgebracht hat, daß darin seine Stärke und Größe besteht, und daß wir in Deutschland, ich darf auch sagen, wir in Preußen, um die Zeit vor 100 Jahren uns einer edlen Zahl ganz individuell gebildeter und individuell bedeutender Männer zu erfreuen gehabt haben, deren Namen nicht bloß in den Straßen unserer Hauptstadt verewigt sind, sondern deren Lebenswirkungen sich auf unsere Gegenwart erstrecken. Aber trotz alledem, unserm Jahrhundert ist eben vielmehr die Aufgabe zugefallen, den Gemeinschaftssinn zu nähren, und wenn man dabei über allzuviel Angleichung oder gar über den Triumph der Mittelmäßigkeit klagt, so verdanken wir andrerseits doch im letzten Grunde diesem Zug das Erstehen unseres starken Reiches, das wir nun

höher schätzen als die bloße Geltung einer Anzahl ausgezeichneter Einzelpersonen im internationalen Reich der Geister. Die Schule aber, die öffentliche Schule hat durch ihre bloße Einrichtung und ihr natürliches Leben zur Bildung solchen Geistes mitgeholfen, und die Thatsache insbesondere, daß so zu sagen die gesamte männliche Jugend die Erziehung der öffentlichen Schule zu empfangen pflegt, ist dabei von Wichtigkeit.

Gewiß ist die große Pflicht der Schulen nach der Seite sozialer Gesinnungsbildung nicht damit erfüllt, daß sie überhaupt bestehen, mit ihren bestimmten Einrichtungen bestehen, und fortbestehen wie sie bestanden haben! Aber das Nächste und auch das Wichtigste wird doch bleiben, daß sie ihre natürliche Einrichtung zu Gunsten einer gesunden sozialen Erziehung ausnutzen. Die staatliche Bestimmung allgemeiner Schulpflicht war thatsächlich von Hause aus eine Maßnahme nicht bloß im Interesse der Volkserziehung, der Sicherung eines gewissen allgemeinen Bildungsstandes, sondern zugleich von großer sozialer Bedeutung: eine Annäherung der auseinanderstrebenden Schichten war damit gegeben oder doch eine gewisse Hemmung gegenüber der Tendenz des Auseinanderstrebens. Die Nötigung für alle, die staatlicher Berechtigungen teilhaftig werden wollen, bestimmte Grade höherer Schulbildung nachzuweisen, ist als Seitenstück hinzugekommen. Eine sozial ausgleichende Bedeutung wohnt damit unserm öffentlichen Schulwesen inne (und neben dem öffentlichen hat das private bei uns ja fast keine Bedeutung). Ob es zu fordern sei, daß die Elementarkenntnisse auf keiner andern als der allgemeinen Volksschule erworben werden können, diese Frage hat uns hier nicht zu beschäftigen, da nicht die Schule sie zu lösen hat, sondern die staatliche Verwaltung oder Gesetzgebung. Und die Forderung des kostenlosen Zutritts zu allen höheren Schulen im Interesse der Unbemittelten gehört ebendahin. Daß aber innerhalb der einzelnen Schulen keine Bevorzugung der Stände stattfindet, keine Rücksicht auf Rang oder Namen oder Würde oder Vermögen, das muß doch wohl auch von denen zugestanden werden, die sonst nicht viel Vertrauen in diese unsere Schulen an den Tag legen. Freilich fehlen die Zweifel im einzelnen nicht; aber wem Erfahrung gezeigt hat, daß diese Zweifel von beiden Enden her ziemlich gleichmäßig laut zu werden pflegen, der kann ihnen eben deshalb keine wirkliche Bedeutung zuerkennen. Es annullieren sich nämlich gegen-

seitig, wie Plus und Minus, das Mißtrauen der Vornehmen, ob die Lehrer auch wohl ihren vom Geschick bevorzugten Kindern das rechte Wohlwollen zu teil werden lassen, ob sie über die Anwandlungen persönlichen Neides wirklich obsiegen, und andrerseits das Mißtrauen der kleinen Leute, ob wohl ihre armen Kinder auch wirklich voll gerechnet werden, ob sie nicht in der Schule und vor dem Herzen der Lehrer zurückstehen müssen wie sonst im Leben an so mancher Stelle. Die Pflicht der Unparteilichkeit in diesem sozialen Sinne ist für die Lehrer eine zu selbstverständliche, einfache, elementare, als daß sie nicht von jedem als Pflicht erkannt werden sollte. Von den Lehrern, die — ich kann sagen: glücklicherweise — in einer bestimmten sozialen Mitte zu stehen pflegen, da sie durch ihre Bildung emporgehoben und durch ihre im allgemeinen bescheidenen Besitzverhältnisse auch wieder den Eingeengten und Abhängigen angenähert werden, von ihnen ist hier Übles nicht leicht zu erwarten.

Eine andere Frage ist es freilich, ob unter den Schülern selbst die sozialen Unterschiede innerhalb des Schullebens genugsam zurücktreten. Auf diese Frage wäre wohl je nach Ort, Zeit und zufälligen Verhältnissen eine verschiedene Antwort zu geben. Im allgemeinen scheint es mir, daß gerade im Zusammenhang mit der großen Vermehrung des Zuflusses von Schülern zu den höheren Schulen (denn an diesen namentlich wird die ganze Frage Bedeutung haben) eine gewisse Abgrenzung der Schülerschichten gegeneinander zugenommen habe. Dies aber eben nicht unter dem Einfluß der Schule als solcher, sondern weit mehr unter demjenigen der Familien und außerdem nach einem natürlichen Gesetz der Dinge. Je größer eine Gemeinschaft ist, um so leichter zerfällt sie in Gruppen; in den vollen Schulklassen der Gegenwart ist Wesensgleichheit der Schüler in keinem Sinne zu erwarten. Der einzelne Schüler sucht sich seine Kameraden naturgemäß vor allem unter denjenigen, die ihm durch ihre allgemeinen Lebensverhältnisse und die damit zusammenhängende Lebensform und Art am nächsten stehen. Die Kinder der kleinen Leute hüten sich, bei den der jenseitigen Schicht Angehörigen eine Freundschaft zu suchen, die für möglich zu halten sie schon zu mißtrauisch sind. Und jene andern Familien halten darauf, daß ihre Sprößlinge mit solchen Genossen verkehren, von denen sie keine fremdartigen, keine unerwünschten Manieren lernen, und durch die sie auch nicht leicht auf Anschauungen

gebracht werden, welche von denen der eigenen Lebenssphäre abstehen. Das gilt nicht etwa bloß von den durch Geburt und Familienrang Bevorzugten, sondern vielleicht noch mehr von denjenigen, die durch einen seit Generationen bewahrten hervorragenden Besitz Aristokraten geworden sind, von den Patrizierfamilien der Handelsstädte z. B., und es wird hier auch nicht unnatürlicher heißen dürfen als dort.

Dem Natürlichen also sein volles Recht! Aber die Schule behält darum immer die Aufgabe der höheren ethischen Stellungnahme, und ihr altes Recht und ihre alte Pflicht, über dem Gemeinen zu bleiben, wird insbesondere auch für dieses Gebiet sittlichen Lebens bestehen. Hier hat sie in der That eine Stellung *über* derjenigen der Familie, die doch nicht so leicht oder so konsequent aus ihrer eigenen Lebenssphäre hinausblicken läßt. Das Dringen auf die rechte Wertung der irdischen Dinge hat sie durchaus mit der religiösen Autorität gemein, und es bleibt die vornehmste aller ihrer geistigen Aufgaben. Durch allen gemeinen Nebel der Wirklichkeit und durch alle Umschleierung der Welt hindurch das rechte Maß zu wahren für das Messen und Wägen der wirklichen, ethischen Werte, das liegt ihr ob; Stand und Rang und Habe nach ihrem ethischen Scheinwerte zu schätzen, die Erkenntnis des Menschenwertes unter Abzug aller Hüllen immer wieder zu suchen und suchen zu lassen, diese Aufgabe ist nicht den Religionsstunden vorbehalten, sie hat alle Unterweisung zu durchziehen, darin müssen Schulen und Fächer und Klassen und Lehrer einmütig sein. Es gilt hier ja, die Periode einer noch willigen Empfänglichkeit zu benutzen; denn wenn man in Wirklichkeit freilich nicht selten schon bei Kindern Standeseitelkeit und Protzenbewußtsein sich äußern sieht, so sind das Karikaturen, die einer besonderen Versündigung der erziehenden Umgebung verdankt werden. Im allgemeinen ist das Kind oder ist der jugendliche Mensch der Natur zu nahe, um nicht über die Unterschiede, wie die Menschen sie gemacht haben oder machen möchten, leicht hinwegzukommen oder ihnen gegenüber gleichgültig zu bleiben. Allerdings: Worte und Reden an sich thun jene Wirkung noch nicht; es muß in den hörenden Zöglingen das Gefühl entstehen, daß es Worte wirklich aus dem Herzen der Männer sind, daß solche Äußerungen nicht bloß ein Stück ihres Metiers bilden und daß sie nicht etwa bloß einem gewissen verstimmten Idealismus entstammen, der gegen

die Wirklichkeit protestiert, weil sie *ihm* ihre Güter nicht recht bieten will!

Täuscht doch, um dies noch einmal zu betonen, das große Ziel der Gesinnungsbildung durch Unterweisung (der vielfach sogenannte Gesinnungsunterricht) die sich darum Mühenden sehr leicht! Ist doch der Weg durch Worte, Lehre, Betrachtung in das Centrum der Person hinein ein unsicherer. Bleibt auch die willige Aufnahme nicht fraglich, so doch die lebendige Wirkung, die in die Ferne und Zukunft wirkende Kraft. Da wo man das Erziehen *en gros* betreibt und das Lehren als Alltagsarbeit, ist es schon nicht leicht, immer selbst innerlich belebt genug zu sein; und wo die Worte Tag ein, Tag aus so reichlich auf die jungen Hörer niederregnen, ist ihre innerste Aufmerksamkeit nicht so leicht gewonnen. Aber den Berufenen gelingt es doch, und den Auserwählten erst recht, und wenn auch hier nur wenige auserwählt sein können, so wird die Zahl der Berufenen hoffentlich vielmehr wachsen als abnehmen. Mindestens ist das unterweisende Wort, wenn es denn auch nicht die Sicherheit hat Gefühl unmittelbar zu wecken, doch Mittel um Gefühle zu *klären*, durch Verbindung mit Vorstellungen und Begriffen sie fester in das Innere hineinzuweben, damit sie zu Gesinnungen sich verdichten können. Zu Hilfe muß da freilich die gesamte Lebenssphäre kommen, sie muß jenen Worten gewissermaßen Resonanz geben, damit sie andere Klänge oder niedere Geräusche übertönen.

Einiges Nähere und Besondere sei kurz hervorgehoben. Eins der dauernden und größten Anliegen der Erziehung jugendlicher Menschenseelen ist die Ausbildung von *Sympathie*. Sympathie mit allem Lebenden, allem Mitlebenden ist in der frühen Kindheit unschwer zu wecken, sie schlummert in dem jungen Leben, das eben durch das Lebensband mit so vielen Mitgeschöpfen verbunden ist. Nicht bloß als Sympathie mit den Mitgeborenen, den umgebenden oder auch fremd herzutretenden Kindern, sondern auch als Sympathie mit der Tierwelt erwacht sie fast von selbst, und soll dann ausdrücklich gepflegt werden, nicht bloß durch Abwehr jeder etwaigen Lust zu Quälerei, sondern durch Anregung zur Lebensbeobachtung, durch Erhöhung des Interesses. Das Interesse und das Verständnis für fremdes Leben (nicht das rohe Interesse der Neugierde, sondern das edle der ver-

stehenden Teilnahme) macht ja überhaupt ein sehr wesentliches Stück dessen aus, was wir echte Bildung nennen und ist also zugleich eins der höchsten Ziele der Erziehung, aber ein Ziel, das nicht hinterher sich anderen anreiht, sondern ganz von Anfang an in Sicht sein muß. Sich und sein Leben als ein Leben im ganzen zu fühlen, sich in ein großes Lebensganze einverwoben zu wissen (nicht bloß in das Ganze des nationalen Staates etwa), das muß ein Ergebnis rechter Erziehung sein. Wenn nun eine natürliche Strömung der Seele dahin geht, so arbeiten ihr auch andere Strömungen entgegen: zu dem Erstarken des egoistischen Selbstgefühls, der trotzigen Selbstbehauptung mit dem Wachsen der Kräfte überhaupt kommt der gefährdende Einfluß übler Wahrnehmungen und Grundsätze bei anderen. Man mag die Pflege jener Sympathie vor allem von der erziehenden Familie erwarten, aber den weiteren Blick vermag eben doch die erziehende Schule zu verleihen, und dieser weitere Blick ist es, der sich mit der Bereitschaft des Herzens verbinden soll: den Gedankenkreis zu erweitern zugleich als einen Kreis der sich daran hängenden Gefühle (es ist ein hübsches Wort eines älteren Pädagogen von dem „steten Eintauchen der Gedanken in Empfindung"), jene mit diesen zu erwärmen und diese mit jenen zu klären, das ist Aufgabe der bildenden Erziehung. Also sich als lebendig im Leben des großen Ganzen zu empfinden, dahin soll die Jugend geführt werden. Und im besonderen eben auch des sozialen Ganzen! Das verständige Interesse für soziale Gliederung (ich erinnere mich noch deutlich des Wohlgefallens, mit dem ich als Elementarschüler zuerst die Lehre von einem Wehrstand, einem Nährstand und einem Lehrstand aufnahm, und es wirkte dabei sicher nicht bloß die Harmonie des Reimklanges) soll parallel gehen dem Herzensinteresse für das weite Ganze, oder vielmehr — da das Gefühl für ein Ganzes, ein Allgemeines, ein nicht deutlich Begrenztes nie so lebendig und echt sein kann wie das für bestimmte Einzelne — auch für die fremderen, jenseitigeren Glieder dieses Ganzen.

Freilich, das gelegentliche, mehr sentimentale oder kulturmüde Schwärmen der satten Gebildeten für das Volkstümliche in allerlei Formen thut es nicht, das ist noch kein kräftiges Herzensinteresse, das hilft noch nicht innerlich die Kluft überbrücken, das bedeutet noch nicht treues Wohlwollen für die einzelnen, und noch weniger den Eifer,

die Niederen emporzuheben. Denn das freundliche Sichherablassen (obwohl es nicht wenig ist, wenn wirklich innere Freundlichkeit es eingiebt, wenn es dem Gefühl der gemeinsamen Menschlichkeit und des von allem Rangunterschied unabhängigen Menschenwertes entspringt), es ist doch viel zu wenig, wenn nicht das Emporhebenwollen hinzukommt.

Alles, was gegenwärtig geschieht, um dem arbeitenden Volke Handhabe auch zu geistiger Hebung zu gewähren, das liegt auf der guten Linie, und es wird wohl noch vieles geschehen können, in Gründung von Volksbibliotheken, Vorführung guter Kunstwerke, Gewährung freundlicher Erholungsstätten u. s. w.; das muß eben zu Volksküchen, Wärmehallen, Asylen, Geldspenden und dergl. hinzukommen. Die Freigewordenen haben den Beruf frei zu machen, den Erlösten liegt die Pflicht ob zu erlösen! Je heißer der Kampf um Existenz und Vorsprung bei den Einzelnen nach der ganzen Entwickelung unserer äußeren Kulturverhältnisse wird, um so lebendiger muß die edleren Glieder des großen Gesamtorganismus das Gefühl des organischen Zusammengehörens und der Verpflichtung aller gegen alle durchdringen. Die alte Fabel des Menenius giebt nur eine nüchterne Andeutung von dem, was weit reicher und voller empfunden werden kann. Daß man nicht immer auf Dankbarkeit lauern und durch jeden erfahrenen Undank sich umstimmen lassen soll, wurde schon oben berührt; zur Dankbarkeit gehört viel mehr Einsicht, als man meist annimmt, und schon darum läßt sie sich so oft vermissen.

Sollte man gerade nach dieser Seite nicht die Jugend schon anregen können? Ich glaube, daß an einem sehr Wesentlichen, dem Vorbild nämlich, die Lehrer der Schulen es schon gegenwärtig nicht eben fehlen lassen, daß sie gerade an jenen Bestrebungen sich reichlicher beteiligen als viele andere. Denn man darf diese Lehrer wohl auch dann und wann in Schutz nehmen zu einer Zeit, wo ihnen der Sonnenschein öffentlicher Gunst ganz und gar nicht leuchtet, wohl aber unruhige Wolken des Mißtrauens sie umziehen und der scharfe Wind der Kritik sie umweht und geringschätzige Worte zahllos auf sie niederregnen. Indessen auch etwas Bestimmteres als jene Anregungen kann die Schule geben und leichter geben: nämlich den Einblick in das Leben der organisierten großen, schweren Arbeit. Nun man

die Erdkunde so hübsch erweitert hat zur Kunde und zum Verständnis des Lebens der Erde, des physischen und im Zusammenhang damit des sich auf ihr bildenden und abspielenden Kulturlebens, kann und soll ein recht deutlicher Einblick in die Thätigkeit der Arbeitenden an allerlei Stellen, in Schacht und Forst, in Fabrikräumen und an Schmelzöfen, mit Hammer oder Webefaden, in Feld und Weinberg, zur See und im Felsgebirge und wo sonst noch, ein wichtiges Stück dieser Fachlehre ausmachen, zur Erdkunde auch recht viel Kunde von dem Leben der armen Erdensöhne kommen, damit womöglich das Herz etwas flüssig bleibe auch gegenüber den erstarrenden Wirkungen des Wohllebens. Denn der Luxus macht herzlos; das gleichgültige Verschlingen von allerlei Leckerbissen, um deren Beschaffung sich ferne Menschen gemüht und gesorgt, gebückt und gereckt und geopfert haben, es ist ein häßliches Ding, aber wird doch alle Tage gewöhnlicher. Das Mindeste, was man von dem verlangen kann, der die Kultur seiner Zeit und seiner vorteilhaften sozialen Stufe genießt, ist doch wohl, daß er für das ihm geopferte Kapital an Menschenmühsal den Zins eines geöffneten Herzens entrichtet. Es kann hier nicht heißen: erwirb es, um es zu besitzen, erwirb es selbst, um es zu genießen, aber würdige den Erwerb und den Erwerbenden, um mit menschlichem Recht besitzen und genießen zu dürfen.

Die Welt wird auch in dieser Hinsicht schwerlich je vollkommen werden; aber auch selbst wenn sie im ganzen gar nicht vollkommener werden sollte als sie jetzt ist, so muß schon, damit sie nicht in tiefere Unvollkommenheit sinke, immerdar gearbeitet werden mit dem Hirn und dem Herzen, denn alles Gemeinleben folgt — es wurde das schon oben einmal berührt — seinem dumpfen Schwergewicht nach unten, sofern nicht einzelne, recht viele einzelne womöglich, ihrerseits den Flug in die Höhe vermögen und emporziehen, was sinken will. Natürlich, wenn dabei eines Lehrfachs, der Erdkunde, gedacht worden ist, so kann nicht etwa eine Beschränkung der Anknüpfung an dieses Fach gemeint sein. Gute Lehre, wertvolles Wort anzuknüpfen, fruchtbare Einsicht gewinnen zu helfen, freundliches Gefühl zu wecken, findet sich Gelegenheit an vielen Stellen: Geschichte und Naturwissenschaft, Lektüre in der Muttersprache und in fremden Sprachen, aus Vergangenheit und Gegenwart bieten die Möglichkeit, und im Neuen Testament stehen viel lichtvolle und leuchtende Worte, daraus

der reinste Kanon sozialer Menschenpflichten immer wieder zu gewinnen ist.

Wie bei aller Erziehung *Unterstützung* natürlicher Strebungen und *Gegenwirkung* gegen dieselben sich zu verbinden hat, so eben auch bei der Erziehung zu sozialer Gesinnung. Durch sich selber bewahrt höhere Bildung noch keineswegs vor geringschätzigem Herabsehen auf die minder Gebildeten; sicherlich thut es nicht jede höhere Bildung, sondern nur die echteste und vollständigste. Der *Bildungshochmut* ist nicht so häßlich, wie der des Geldes, auch nicht so hohl wie der der bloßen Geburt, aber er ist darum doch auch unschöner Hochmut. Unter den Schülern ist solcher Bildungshochmut nicht unerhört. Wie er bekämpft werden soll, braucht nun nicht mehr ausgeführt zu werden, denn es ist in dem schon Gesagten enthalten: mit Mitteln aus der Höhe natürlich, von der aus der rechte Druck kommt für die, die sich hoch dünken. Aber das ist nur *eine* der möglichen Irrungen des Gemeinschaftsgeistes. Dieser Geist selbst gehört ja eben auch dem Gebiet der natürlichen Strömungen an, und soll, soweit gesund, Unterstützung, soweit krankend, Gegenwirkung erfahren. Es war von dem Schulleben als einer natürlichen Vorschule des sozialen Gemeinschaftslebens bereits die Rede. Corpsgeist bildet sich bei Zusammengehörigkeit Vieler in einer bestimmten Lage nach der Natur der Dinge oder vielmehr der Menschen fast immer. Er kann den Einzelnen mit emporheben und ihn mit herniederziehen; er kann Verstecktes, Mattes und Schwaches in dem Einzelnen kräftigen, Schlummerndes wecken, aber er kann auch das Beste in ihm abstumpfen und ertöten. Das ist so unter den Erwachsenen, den Reifen, ja auch noch unter den Reifsten und Mündigsten, es ist noch weit mehr so unter den Unmündigen, erst Reifenden. Dem Bestehen eines Gemeingeistes unter den Schülern überhaupt entgegen zu sein und entgegen zu wirken, wäre für Lehrer ein großer Fehler. Im Gegenteil, es gilt ihn zu fördern, ihn wertvoll zu machen, ihn allerdings zu überwachen und womöglich vor Verirrung zu retten, aber vor allem ihn anzuerkennen und zu pflegen. Die Mittel hierzu im einzelnen aufzuführen muß ich mir hier versagen; aber soviel sei gesagt: der Lehrer der Klasse muß gewissermaßen mit im Bunde sein, die Schülerklasse muß ihren Klassengeist vor seinen Augen entfalten, sie darf in gewisser Hinsicht eine Art von Parlament bilden neben ihrem verfassungstreuen Herrscher. Dies

ist das ideale Verhältnis. Wo es besteht, da empfängt der Einzelne wirklich eine schätzbare Vorschulung für die Zugehörigkeit zu größeren sozialen Verbänden, er empfängt schon den Geist der Einordnung, der Gliedschaft, der Hingebung und des Eintretens für die Genossenschaft.

Und wenn dieser Geist nicht just aus den Schulstunden heraus wachsen will, denken wir doch auch an Turnen und Turnspiel, Wanderung und Gesang, Dinge, die eine breitere und erfreulichere Stellung in dem Plan und Leben der Schule gewonnen haben und gewinnen und die zur Bildung und Erhaltung eines gesunden Gemeingeistes viel wirken. Wenn man ihnen neuerdings die Ausbildung in allerlei Handfertigkeit zugesellen will, so kann man den zu deren Gunsten geltend gemachten Gründen sehr wohl auch den Grund hinzufügen, daß die eigene handwerkartige Bethätigung namentlich den jungen Gelehrtenschülern Sympathie für das wirkliche Handwerk und dessen Vertreter einflößen mag, eine Sympathie, die wiederum sehr berechtigt und schätzbar heißen muß.

Scheine ich nun vielleicht von sehr Unbedeutendem im Verhältnis zu dem Gegenstand des Themas zu reden, so zieht sich doch vom Unscheinbaren ein Weg hin zum Ansehnlichen und Entscheidenden und es ist ein großer Zusammenhang da zwischen dem Keimenden und dem Entfalteten, dem Propädeutischen und dem Endgültigen. Indessen ich will noch zu etwas Unzweifelhafterem kommen.

Die Schule, welche den Einzelnen in die Mitte einer größeren Anzahl Gleichartiger stellt, ihn für ein entscheidendes Bruchteil des Tages, ja seines ganzen Jugendlebens in dieser Mitte festhält und sich bewegen läßt, steht dabei immer vor der Frage, ob sie das Zusammen der Vielen zur Anregung des Ehrgeizes und des Wetteifers benutzen soll oder ob sie auf dieses Mittel als ein sittlich nicht unbedenkliches ausdrücklich verzichten, es von ihnen fern halten soll. Die Frage ist nicht so einfach wie sie scheinen mag. Von alters her hat man den Ehrgeiz und den Wetteifer als natürlich sich bietende Mittel zur Förderung der Zöglinge betrachtet und mit Unbefangenheit in Dienst genommen. Mit Unbefangenheit — nicht immer! Mitunter auch mit großem Bedacht, mit feiner Klugheit, mit Raffinement. Welche Rolle haben sie im Erziehungsplan der als Didaktiker so erfolgreichen Jesuiten gespielt! Welche Rolle spielen sie bis auf den heutigen Tag (ja am

heutigen Tag vielleicht mehr als zuvor) bei unseren Nachbaren, den Franzosen, wo niemand auch nur auf einen anderen Gedanken kommt, als daß Auszeichnung, Preise, Ehrenzeichen, öffentliches Lob zur erfolgreichen Jugenderziehung gehöre! Es deutet sich da eine tiefgewurzelte nationale Eigenart an, der man übrigens doch auch in manchen anderen Ländern zu folgen pflegt. Bei uns in Deutschland, oder ich werde vielmehr sagen müssen: bei uns in Preußen, ist ein sehr entgegengesetztes Prinzip auch für die Schulerziehung entscheidend geworden: Pflichterfüllung, ohne besonderen Dank, ohne erhebliche Anerkennung, ohne Preis und Ruhm. Was unserm Beamtentum seine Tugend gegeben hat, hat auch unsere Schulen zu tüchtigen Leistungen geführt, so daß lange Zeit die anderen zu ihnen als dem Vorbild herüberschauten. Gleichwohl war und ist das nicht das Allerbeste. Man darf die Jugend nicht dem Mannesalter gleichstellen, sie bedarf in ihrer größeren Schwäche noch mehr des Haltes von außen her, bei ihrer geringeren Ausdauer noch der Ermutigung, sie bedarf, wenn sie nicht beim Spiel, sondern bei der Arbeit ist, des Sonnenscheins aufheiternder Worte, milder Urteile, und erst allmählich, mit den Jahren der herannahenden Reife oder gegenüber der Untugend der Lässigkeit und des Leichtsinns, soll der herbe Ernst in sein Recht treten. Die Schule soll auch nach dieser Seite es möglichst meiden, das Dasein des Zöglings freudlos zu machen; denn wo die Freudigkeit von innen fehlt, da pflegt man nach niederem Vergnügen auszuschauen. Dieser Gesichtspunkt also bedeutet eine Begrenzung unseres ersten Erziehungsprinzips, Lob soll nicht vorenthalten werden, Anerkennung nicht, der Tadel darf (um mit Herbart zu reden) nicht als eine Minusgröße allein stehen; aber darum wollen wir doch dem besten Kern unserer Überlieferung treu bleiben. Der ist: nicht die Befriedigung des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Selbstgefälligkeit darf Zielpunkt werden und äußere Auszeichnung wollen wir meiden nach wie vor; die Gewöhnung an Erfüllung einer Pflicht, weil sie eben Pflicht ist und weil das Leben eine Kette von Pflichten ist, weil auch Pflichtleben den echten Mann macht und Pflichterfüllung seinen Wert, diese Gewöhnung, allmählich wenigstens und von leichtem Anfang zu immer größerem Ernste fortschreitend, soll unser Schulleben kennzeichnen, und zwar auch deshalb, weil sie wiederum eine Seite sozial gesunder Vorerziehung bedeutet. Denn der Ehrgeiz sondert ab, das Pflichtgefühl

verbindet. Wir führen so gern das Wort „Dienst“ im Munde, wir vom König bis zum Unterbeamten; wir gebrauchen es gern, weil wir uns gern in Treue gebunden fühlen, weil wir uns verpflichtet wissen als Glieder eines großen Organismus. Erziehung zur Pflichterfüllung mit bloß innerlichem Lohne ist zugleich Erziehung zur rechten sozialen Gesinnung, während Pflege des Ehrgeizes ein antisoziales Prinzip in die Seele pflanzt.*)

Vielleicht habe ich mit allem Gesagten nur schon Bekanntes vorgebracht oder nur unbestimmt Ideales, nicht recht Faßbares? Unsere Zeit hat freilich viel mehr das Bedürfnis, die Heilmittel auch gegen rein geistige Schäden oder die Hilfsmittel für rein geistige Zwecke sich vor allem recht fest zu formulieren, in Worten, Thesen, Paragraphen darzustellen, oder gar in Vorschriften und Ordonnanzen, um der vollklingenden Schlagworte gar nicht zu gedenken. Aber daß alle diese Dinge so sehr wirkten, wie sie wohlgeformt durch die Welt tönen, davon ist es weit entfernt. Es bedarf gegenüber allen großen Aufgaben in der Geisteswelt vor allem des rechten Gefühls und des rechten persönlichen Verstehens, Unterscheidens, Findens und Könnens. Auch gegenüber der uns heute beschäftigenden Aufgabe bedeuten die vorhandenen Einrichtungen der Schule, bedeutet die Einrichtung der Schule als solcher schon etwas, und in dem Maße wie die Wirklichkeit der Idee entspricht, sogar sehr viel; der Geist und Sinn aber und die Kunst der einzelnen an ihr thätigen Personen viel mehr! Hier ist nicht eine Aufgabe, die gleich einem Pensum wäre, bestimmt umgrenzt und zugemessen und dann zu erledigen, sondern eine solche, die die Personen innerlich beseelen muß. Sie wird, diese besondere Aufgabe der Schule wird so wenig schlechthin gelöst und erledigt werden, wie (ich komme auf einen Gedanken meines Eingangs zurück) die soziale

*) Zu dieser, wie zu den vorhergehenden Betrachtungen möchte ich nicht unterlassen ergänzend hinzuzufügen, was sich in einem der schätzbarsten praktischen Handbücher der Erziehungslehre, dem Werke von Schwarz-Curtmann (I, 398) bemerkt findet: „Gemeinsinn wird genährt, wenn der Erzieher nicht dem Individuum, sondern der Genossenschaft die Leistungen zuschreibt, nur eine gemeinschaftliche Ehre, gemeinschaftliches Verdienst anerkennt, oder Tadel ausspricht; wenn er es zu veranstalten sucht, daß der Einzelne gar keine dauernde Auszeichnung gewinnt, sondern wechselnd bald dieser, bald jener. Auch das fördert den Gemeinsinn, wenn man von jedem, der sich der Gesellschaft angeschlossen hat, nach dem Maße seiner Kräfte Leistungen verlangt.“

Frage je gelöst und erledigt werden wird. Das Problem, das mit dem Menschheitsleben selbst gegeben ist und immer gegeben bleibt, wird immer neue Generationen in Bewegung halten. Gut, wenn immer Bewegliche da sind, innerlich Bewegliche, immer Suchende, immer Begeisterungsfähige — begeisterungsfähig nicht bloß für Stunden oder für gewisse Jahre, sondern für die Dauer ihrer Kraft, für das Zeitmaß ihres Lebens.

7. Die akademiſchen Studien und das pädagogiſche Intereſſe.

Nach einer Antrittsvorleſung.

Zur Einführung in die Aufgaben des höheren Lehramts als ſolche pflegte bis jetzt an den Univerſitäten kaum etwas zu geſchehen. Eine Beziehung auf die beſtimmten Aufgaben des praktiſchen Berufs hat als etwas gegolten, das ganz außerhalb des Hochſchulunterrichts liege. Und doch findet ſich dieſe Zurückhaltung oder Ablehnung eigentlich nur bei dem einen, dem pädagogiſchen Beruf. Denn eine planmäßige akademiſche Einführung fehlt zunächſt durchaus nicht für das geiſtliche Amt. Die Kunſt der Predigt und die des religiöſen Jugendunterrichts wird behandelt in den regelmäßigen Vorleſungen über Homiletik und Katechetik, und auch auf die ſonſtigen praktiſchen Aufgaben des geiſtlichen Berufs wird wohl durch „paſtoral-theologiſche“ Vorträge möglichſt allſeitig vorbereitet. Innerhalb des mediziniſchen Studiums bildet die Hinführung zu der praktiſchen Lebensaufgabe einen ſelbſtverſtändlichen Teil, ja ſelbſtverſtändlich den Hauptteil der akademiſchen Arbeit, und auch über die perſönlich-ethiſche Stellung des Arztes im Leben und insbeſondere zu ſeinen Patienten wird, wenigſtens gelegentlich, manche Belehrung gegeben. Bei den Juriſten fällt Einführung in die Geſetze und die Rechtsbegriffe, die nachher zur Anwendung kommen ſollen, und Schulung des Geiſtes für die Thätigkeit der Praxis eigentlich kaum auseinander, obwohl eine Fülle praktiſcher Orientierung und Übung der Zeit jenſeits der Univerſität vorbehalten bleiben muß, und obwohl man gegenwärtig doch auch für Juriſten (wie übrigens auch für Mediziner) eine noch praktiſchere Art der Vorbereitung ſchon für die Univerſitätszeit fordert. Wollten wir noch nach anderen Berufs-

arten hinüberblicken, nach der Weiſe der Vorbildung der Offiziere oder der Ingenieure oder Chemiker oder auch der Forſtleute, der Bergbeamten, der Baumeiſter etwa: es würde ſich immer ein breiter und gerader Weg vom Studium in den Beruf hinein dem Auge darſtellen, obwohl auch dort keineswegs bloß Abrichtung für praktiſche Aufgaben, keineswegs Beſchränkung auf das unentbehrlich Nötige oder unmittelbar Nützliche ſtattfindet.

Was dem Studierenden der Philologie neben ſeinen Fachwiſſenſchaften an pädagogiſchen Vorleſungen geboten zu werden pflegt, tritt eben doch nicht mit irgend einer Art von Gleichberechtigung *neben* dieſelben, ſondern ſehr an den Rand oder in die Ecke. Von der Einrichtung der Seminare für die Elementarlehrer, bei welcher die Einführung in den Stoff und diejenige in die didaktiſche Behandlung deſſelben von Anfang an ſich gegenſeitig durchdringen, iſt das philologiſche Univerſitätsſtudium weit entfernt und *will* davon weit entfernt ſein. Dem ernſten und eindringlichen, reinen und unbefangenen Fachſtudium (dem Studium der wiſſenſchaftlichen Materie) ſoll — das iſt die Überzeugung — die Zeit gehören, ihm der Sinn und die Kraft zugewandt ſein; kann doch ſelbſt treuliche Bemühung von den weiten und tiefen und immer in die Weite und Tiefe wachſenden Gebieten ſtets nur ein beſcheidenes Segment durchdringen und bewältigen; fordert doch die Schulung des Geiſtes in der Methode der wiſſenſchaftlichen Arbeit, daß volle Aufmerkſamkeit, volles Intereſſe, volle Bereitwilligkeit für dieſe Aufgabe vorhanden ſei; mag man doch nicht ohne Grund fürchten, daß ein Hinſtreben nach zwei ungleichartigen Ausbildungszielen beide verfehlen laſſe, und namentlich das erſtere, das wiſſenſchaftliche: und ſind wir doch auch an *anderer* Stelle daran gewöhnt, daß das Finden des inneren Übergangs, der Brücke zwiſchen ungleichartigen Bethätigungen der Kraft des Individuums überlaſſen wird. Der Übergang von der Schule zur Univerſität, der in ſo viel frühere Lebensjahre fällt und ſo viel geringere Reife vorfindet, iſt ſchwerlich von minderer Schwierigkeit als jener vom Fachſtudium zum Lehramt.

Man mag zu dieſen mehr objektiven Erwägungen noch ſolche von der ſubjektiven Seite her, aus der Anſchauungs- und Empfindungsweiſe der Studierenden ſelbſt heraus, hinzufügen. Der Beruf iſt, das darf man wohl annehmen und ausſprechen, im allgemeinen weniger im Hinblick auf die Genugthuung gewählt, welche die Schulſtube zu

gewähren verſpricht, als aus dem Intereſſe an den philologiſchen Studien als ſolchen. Und das edle Ziel dieſes wiſſenſchaftlichen Studiums möchte man nicht verquicken mit außerhalb liegenden, praktiſchen Aufgaben; man möchte das freie Gefühl des unabhängigen Lernens, Suchens und Findens nicht verlieren an die Vorempfindung künftiger Knechtsdienſte, der Arbeit im Dienſte der Unmündigen und Geringen, des Kampfes mit der unreifen Natur, mit der trägen Maſſe. Man will wenigſtens eine Zeit lang freier Gelehrtenjünger ſein, um einen Schimmer dieſer Poeſie in das Proſaleben der Zukunft hinüberzunehmen, und womöglich ſo viel ſelbſtändige Wiſſenſchaftlichkeit gewinnen, um trotz aller Hinderniſſe und Abzüge ſich immer noch wiſſenſchaftlich bethätigen zu können. Muß man ſchon dereinſt im Karren gehen, ſo will man wenigſtens in freien Stunden ſich auf dieſer Geiſtesweiſe tummeln. Muß man Schablonenmaler werden, ſo hofft man doch an Sonntags- und Feierabendſtunden dann und wann ein eigenes Bild zu entwerfen und auszuführen. Muß man Tag aus Tag ein Anfängern den Klaviertakt vorzählen und die Finger auf den Taſten zurechtſetzen oder ihre Geigen kratzen hören, ſo möchte man wenigſtens nicht darauf verzichten, ein wenig auch zu komponieren und zu inſtrumentieren. Das wäre alſo: Reſignation, geſtützt mit etwas Hoffnung.

Hoffnung auch noch nach einer anderen Seite. Man zählt gerne darauf, wenigſtens nicht lange auf den unintereſſanten unteren Stufen des Schulunterrichts verweilen zu müſſen, ſondern auf Grund ſeines tüchtigen und umfaſſenden Wiſſens und mit etwas Glück, wie man es doch wohl vom Leben erwarten dürfe, früh in die oberen Klaſſen zu gelangen, wo allein eine menſchenwürdige Aufgabe zu löſen ſei, wo man ſeine Beleſenheit, ſeine Sprachbeherrſchung, ſeine Einzelkenntniſſe, archäologiſche oder ſprachgeſchichtliche oder hiſtoriographiſche oder was ſonſt für Einzelkenntniſſe, zur Geltung bringen könne und die Oberſchulſtufe der Hochſchulſtufe möglichſt annähern, wenn auch die Gewohnheit der älteren und altgewordenen Lehrer dieſen Flug viel zu hoch finden möge. Der Fachwiſſenſchaft gilt die Hochſchätzung, wie für die Gegenwart (die Zeit des Studiums), ſo für die Zukunft (die Zeit des Amtes). Und wenn der Pädagogik, wie ſchon erwähnt, ein gewiſſes Maß von Intereſſe gewidmet wird, ſo geſchieht das manchmal dank einer ganz beſonders anregenden akademiſchen Behandlung,

manchmal aber und sehr oft auch nur unter dem Druck der Verpflichtung, im Blick auf die Prüfungsordnung, und nicht selten so wenig eindringlich, daß ein wertvoller Erfolg nicht zu erkennen ist. Es ist im günstigeren Falle ein Reiz davon ausgegangen und im übrigen eine Abfindung erfolgt.

Daß die pädagogische Ausbildung *wesentlich* der Zeit *nach* der Hochschule, nach dem Abschluß der fachlichen Prüfungen, der Zeit der Zugehörigkeit zu einem lebendigen Schulorganismus verbleibe, und die Jahre der Hochschule wesentlich dem fachlichen Studium — dieses Verhältnis umkehren zu wollen, dürfte uns schwerlich in den Sinn kommen. Wollte man eine solche Forderung mit dem Hinweis begründen, daß es für die Zwecke des Unterrichts an einem viel bescheideneren Maße wissenschaftlicher Vorbildung genügen würde, während die psychologisch-pädagogische eine unendliche Aufgabe bilde, so würde sich dagegen wahrlich nicht bloß der Eigensinn oder die Routine auflehnen. Der deutsche philologische Lehrer würde seinen Adel aufgeben, wenn er nur das Notwendige zur Bestreitung seiner Lehraufgabe mitbringen, nicht einen schönen, freien Besitz sein eigen nennen und pflegen wollte. Wie möchte er auch der durch sein Studium erworbenen geistigen Eigenschaften entraten, des unerbittlich strengen wissenschaftlichen Wahrheitssinnes, der Energie des zusammenhängenden Denkens, der Unabhängigkeit von fremdem Wort, der unmittelbaren Anschauung der Grundlagen, des weiten Blickes über den Stoff! Man kann sehr wohl verstehen, daß solche persönliche Errungenschaft *genug* scheint und man mit ihr der praktischen Amtsaufgabe gern als einer ganz neuen entgegengehn, in wohlgeschmiedeter Rüstung in einen Kampf eintreten will, den man bis dahin sich keine Sorge machen ließ.

Gleichwohl ist jene Scheidung der philologischen von der pädagogischen Ausrüstung doch nicht etwa eines Tages planvoll ins Leben gerufen worden, sondern sie ist geschichtlich entstanden, wobei denn von vornherein die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß Zufälliges und auch Irrationelles mit im Spiele sei. Und beide Aufgaben, die fachlich wissenschaftliche und die pädagogisch-didaktische, haben sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sehr erweitert und vertieft. Von dem glücklichen oder doch bequemen Zustande, daß man einige Jahre hindurch sich

etwa mit den griechiſchen und lateiniſchen Klaſſikern und mit ihrer Grammatik, Metrik uſw. beſchäftigte, um dann unmittelbar ins Lehramt überzugehen und in dieſem Amte das eben Gelernte zu lehren, möglichſt ernſtlich und vollſtändig und eindringlich zu lehren und damit ſich ſelbſt und der Welt und den Schülern genug zu thun, ſind wir ja nachgerade ſehr weit entfernt. Daß der Schulunterricht ſich vom akademiſchen nur quantitativ zu unterſcheiden habe, nur durch Umfang und Maß des Gebotenen, gewiſſermaßen nur eine verdünnte Löſung des letzteren zu geben habe, daß die Schulmethode ſich der akademiſchen ganz unbefangen annähere und mit dieſer möglichſten Annäherung eine beſondere Tugend übe, das alles kann ja längſt nicht mehr gelten. Ein möglichſtes Maß von Wiſſen oder auch Verſtehen und Können zu übermitteln, gleichviel auf welchem Wege, mit welchen perſönlichen Mitteln, in welcher Manier, das heißt ſeit lange nicht mehr ſeiner Lehraufgabe und ſeinem Lehramt genügen. In beiden Lebensſphären iſt es, wie geſagt, ſo ganz anders geworden. Die Fachſtudien haben ſich allmählich weit über das Ziel erhoben, welches zugleich als oberſtes Schulziel oder wenigſtens als Ideal der Schulziele gelten konnte, und der Schulunterricht ſeinerſeits hat — nicht etwa bloß jener Höhe und Weite gegenüber ſich beſcheiden, ſondern ſeine Ziele auf Grund rein pädagogiſcher und pſychologiſcher Erwägungen ſich ganz anders ſuchen und ſtecken müſſen, und mit der richtigſten Beſtimmung dieſer Ziele und namentlich der dahin führenden Wege, der einzuhaltenden Normen ſind andauernd Viele mit Ernſt und Hingabe beſchäftigt. Das Nebeneinander, das unbefangene Gegenüber von Wiſſenſchaft und Praxis, wie von Wiſſen und Lehren, von Einſammeln und Übermitteln hat ſeine Stätte nicht mehr; von einem leichten, ſelbſtverſtändlichen Hinüberfließen kann nicht mehr die Rede ſein. Die Schule bedeutet wirklich eine andere Welt, in die man hineinzutreten, ſich hineinzuleben hat, eine Welt mit eigenartigen Anſprüchen an die geiſtigen Kräfte, die perſönlichen Eigenſchaften, mit ſehr zuſammenhängenden, auch verwickelten Anſprüchen!

Dabei darf man es ſich (und anderen) nicht verhehlen, daß die geiſtige Entwickelung, welche das Studium verleiht, ſo wertvoll auch an ſich, ſo unerſetzlich in ihrer Art, in mancher Hinſicht geradezu von den Eigenſchaften hinwegführt oder doch hinwegzuführen vermag, welche das Schul- und Erzieheramt ſeinerſeits erfordert. Die Thatſache, daß

eine ſolche Wirkung erfolgt, drängt ſich dem fachkundigen Beurteiler alle Tage auf. Der lange Zeit ſtreng auf das Einzelne und Kleine (in der Wiſſenſchaft freilich darum doch Große) gerichtete Blick verlernt es leicht, zuſammenfaſſend zu überſchauen; das mit den Einzelheiten einer feinen Landkarte beſchäftigte Auge ſieht gewiſſermaßen nicht Relief, erfaßt nicht das Hohe als hoch und das Niedrige als niedrig, und bei der ſpäteren Wiedergabe und Verwendung läßt ſich dann dieſer plaſtiſche Charakter ebenfalls ſehr vermiſſen. Das Peinlichnehmen des wiſſenſchaftlich Wahren und Richtigen, das dort unerläßlicher Anſpruch iſt, liegt weit ab von dem weitherzigen Maßſtab, der an die jugendliche Unvollkommenheit gelegt werden muß. Dem Verkehr mit den klaren Gedanken der geiſtig Großen ſoll derjenige mit den ſehr unklaren, ſich mühſam emporringenden Gedanken der kleinen Leute folgen; dem Verkehr mit der ſtillen Welt der Bücher — die Stellung in einer ſehr unruhigen lebendigen Wirklichkeit, die mehr noch als Ausdauer und Klarheit Geiſtesgegenwart fordert, Thatkraft, praktiſche Sicherheit, und daneben natürlich Takt, Mitgefühl, Liebe! Und ebenſo ſtehen ſich gegenüber die Gewöhnung an geiſtigen Kampf, an ein unerbittliches und ſcharfes Geltendmachen der Meinungen im Suchen nach dem wiſſenſchaftlich Richtigen einerſeits, und andererſeits das Bedürfnis nach mildem Verſtehen all des Halbrichtigen, nach Anerkennung alles irgendwie Schätzbaren! Endlich auch: dort die Konzentration des Geiſtes auf beſtimmte und geſchloſſene Arbeitsgebiete, und hier die Forderung des Intereſſes für mannigfaltige und vielfach wechſelnde Aufgaben!

Dieſe Schwierigkeiten nun mögen als ſolche gelten, wie ſie das Leben an vielen Stellen darbietet, wie ſie niemals im großen, durch noch ſo geſchickte und vorſichtige Maßnahmen, beſeitigt werden können, wie ſie im einzelnen durch die einzelnen Perſonen nach Maßgabe ihrer Kräfte überwunden werden müſſen. An dem tröſtlichen Sprichwort, daß Gott mit dem Amt auch den Verſtand gebe, iſt ja mindeſtens ſo viel richtig oder nachweisbar, daß die eigentlichſte Befähigung für ein Amt erſt innerhalb der wirklichen Amtsverwaltung ſich entwickeln kann. Und der ſo oft angewandte Vergleich, daß man nicht auf dem Trockenen ſchwimmen lernen könne, mag ſich auch hier darbieten und mag ſogar eine ſchlagende Beweiskraft zu haben ſcheinen. Scheinen! Denn wenn kein Vergleich jemals alle Seiten der verglichenen Gegen-

stände trifft und deckt, so kann das besonders von allen den Vergleichen, die zwischen physischen und geistigen Gebieten gezogen werden, von vornherein als ausgemacht gelten; wir beleuchten das Geistige durch Analogieen aus dem physischen Leben, aber wir können es nicht von dorther gleichsam konstruieren oder nachkonstruieren. Ich könnte übrigens bei dem Bilde vom Schwimmenlernen auf dem Trockenen darauf hinweisen, daß z. B. in den französischen Schulturnsälen die Bewegungen des Schwimmens in der That vorher eine Zeit lang auf besonderen Gurten im Trockenen geübt werden, und daß dem Schwimmzögling daraus nicht bloß sofort größere Sicherheit im Wasser, sondern auch eine Abkürzung der Lernzeit erwächst. Und ebenso wird ja bei der militärischen Ausbildung vielerlei zunächst symbolisch betrieben, wird gezielt, ohne daß man schon schießt, angegriffen, ohne daß schon ein Feind da wäre, und vieles andere, alles nicht bloß um der Teilung der technischen Aufgaben willen, sondern auch um die moralische Disposition bei Zeiten zu erzeugen. Und wenn wir auch allen jenen Vergleichen keinen zu großen Wert beimessen wollen, das Letzterwähnte jedenfalls, die zeitige Erzeugung einer moralischen Disposition für die Berufsthätigkeit, bleibt eine sehr natürliche, eine sehr wohl lösbare und sicherlich wertvolle Aufgabe.

Es steht ja mit dieser moralischen Disposition, um dabei noch etwas zu verweilen, bei den verschiedenen Berufsarten im allgemeinen sehr ungleich. Es giebt Berufe, für welche dieselbe der Regel nach voll mitgebracht wird, in welchen sie, wenn sie auch vielleicht hinterher einigermaßen verloren geht, doch eben von vornherein sehr wirksam ist: so der Beruf des Forstmanns, des Offiziers, des Seemanns, und in den günstigeren Fällen auch der des Geistlichen, des Arztes u. a. Bei gewissen Berufsarten, des Künstlers namentlich und des Technikers, fällt diese moralische Disposition wesentlich zusammen mit der geistigen. Daß in den meisten Fällen die Wahl erfolgt durch Vermittelung zwischen äußeren Gesichtspunkten und innerer Bereitschaft, so bei den meisten Juristen, sehr vielen Theologen, nicht wenig Ärzten und noch anderen, ist unverkennbar. Beim Beruf des Lehrers, oder insbesondere gerade des höheren Lehrers, dürfte die Zahl der in erster Linie von einem Drang des Lehrens, Bildens, Erziehens Beseelten sich als ein Bruchteil von bescheidener Größe

herausſtellen. Und es könnte ſich daran ſogleich die Frage ſchließen: wie groß iſt der Bruchteil der in den einzelnen Berufsarten Enttäuſchten, der Unzufriedenen, die ihren Beruf verfehlt zu haben überzeugt ſind, die da ſchwören, daß ſie zum zweitenmal nicht dieſe thörichte Wahl treffen würden, und daß ihre Söhne um keinen Preis in die gleiche Bahn treten ſollen, oder die wenigſtens thatſächlich an ihrer Stelle nicht am rechten Platze ſind?

Nun darf man dabei ja nicht aller Klagen und Seufzer achten, von denen im allgemeinen die Wege durch alle Berufsarten widerhallen, der kleinen Gewohnheitsſeufzer, die nichts Ernſtliches bedeuten, und auch der Klagen, die aller Endlichkeit und Menſchlichkeit gemein ſind; ſchließlich iſt es in jedem Beruf ſechs Tage Werktag und nur einen Tag Sonntag, und Werktag muß ja noch nicht Frontag bedeuten; er bedeutet das da nicht, wo das Werk als Wirken empfunden wird, das denn auch doch ſeine Mühſal und Ermüdung haben darf. Aber im ganzen gehört doch der Beruf des höheren Lehrers unverkennbar zu denjenigen, deren Trägern die Freudigkeit nicht gar häufig aus den Augen leuchtet; ſie rühmen ſich ſelten ihrer Wahl. Inwiefern das in äußeren Verhältniſſen ſeinen Grund findet, darüber wird bei anderer Gelegenheit zu reden ſein. Von den inneren Gründen, die wir angeben, iſt der eine negativer und der andere mehr poſitiver Art.

Jene Hoffnungen auf ein der Wiſſenſchaft als ſolcher gewidmetes Leben oder wenigſtens auf ein ihr immerdar bewahrtes Teil des beſten Lebens und auf den von da her ſich ergebenden Lohn erfüllen ſich im ganzen nicht häufig. Zeit und Kraft reichen auf die Dauer, wenigſtens für eine ſelbſtändige und produktive Thätigkeit, meiſt nicht aus, die leuchtenden Aufgaben entſchwinden in einen gewiſſen Nebel, die brennenden Fragen verglühen in der Entfernung, der Achillesſchritt der Wiſſenſchaft hat den Gang der Schnecke, zu dem der praktiſche Lehrer ſich hier allmählich gebracht ſieht, raſch überholt, und ſelbſt die Anregung, welche der Unterricht auf den verhältnismäßig wiſſenſchaftlichen oberen Stufen der Schule verſpricht, bleibt lange aus, denn die Thür zu dieſen oberen Klaſſen ſperren die glücklichen Inhaber. Muß darum ein Leben der Reſignation gelebt werden? Gilt es, die Anſprüche an die eigene Geiſteskraft mehr und mehr herabſetzen? als Gelehrter in partibus infidelium ewig nach dem wahren Leben ſchmachten, in der Verbannung grollen und allmählich ſtumpf und gleichgültig werden,

verbauern, verſimpeln? Soll der Beruf dem Manne ſein wie eine Ehe ohne Liebe? Es gilt vielmehr nur die Quellen des Glückes nicht zu überſehen, nicht zu vernachläſſigen.

In der That wird — und das iſt neben jenem negativen Grunde der poſitive — die Befriedigung zu wenig geſucht auf dem Felde, wo ſie unſchwer zu finden iſt, auf dem der perſönlichen Berührung, der Beziehung zu den lebendigen Schülern, der pſychologiſchen Beobachtung, der erziehenden Einwirkung. Die Sache ſteht aber nicht ſo, daß man ſich hier gleichſam auf beſcheidenem Boot in den Hafen treiben laſſen müßte, nachdem man mit tauſend Maſten in die See hinausgefahren; auch hier iſt eine reiche, eine unerſchöpfliche Anregung, auch hier ſind ſchöne und immer neu erwachſende, immer anders ſich geſtaltende Probleme zu löſen, muß das Wahre mit ſcharfen Augen geſucht werden, iſt energiſche Hingabe der geſamten geiſtigen Perſönlichkeit vonnöten, iſt namentlich die fruchtbare und ſo überaus befriedigende Arbeit echter Induktion zu verrichten. Es iſt keineswegs ſo, daß im Grunde ein grober Empirismus an die Stelle einer freien und echten Wiſſenſchaftlichkeit träte. Freilich handelt es ſich um eine Pſychologie, die noch viel empiriſcher iſt, als was man empiriſche Pſychologie nennt, ein Intereſſe für das Mannigfaltige, Einzelne, Verſchiedene, Individuelle, für die Typen, für die Entwickelungsſtufen; aber nur von reicher Einzelbeobachtung erwartet gerade die Wiſſenſchaft in unſerm Zeitalter wirklichen Fortſchritt, wertvolle Ergebniſſe.

Es giebt allerdings (und ich habe es ſchon vorhin angedeutet) ein Erwachen dieſes Intereſſes auf dem natürlichen Wege des allmählichen Erlebens, in den ſpäteren Jahren, wo ſich die Eindrücke reichlich angeſammelt haben und von ſelbſt gruppieren, wo die Erfahrung die unrichtigen Meinungen korrigiert hat, wo auch das Verſtändnis des jugendlichen Weſens und die Freude an ihm mit der Entfernung der eigenen Perſon von ſeiner Entwickelungsſtufe ſich einſtellt: es iſt dem reifen Manne und mehr noch dem alternden Manne leichter, ſich an dem jungen Nachwuchs zu freuen und die Jugend überhaupt aufzufaſſen, als dem ſelbſt noch Jugendlichen. Aber wer den Beruf des Erziehers gewählt hat, der muß eben doch in dieſer Beziehung früher reifen als beliebige Andere — obwohl, wie nach dem bekannten Epigramm „manche Critici immer Jungen bleiben“, ſo auch manche Didactici ihr Leben lang zu viel vom Jungen und ſeiner Impulſivität,

ſeinem inneren Trotz und ſeinem naiven Egoismus an ſich behalten, um wirklich zu verſtehen und verſtehend lieben und liebend leiten zu können. Mag denn bei den jungen Pädagogen mehr die verſtandesmäßige Beobachtung, das objektiv wiſſenſchaftliche Verſtändnis angeſtrebt werden, als die unmittelbare Erfaſſung der jugendlichen Perſönlichkeiten mit dem ganzen Gemüte, es werden ſich ſo die Aufgaben ſehr wohl verteilen.

Aber auch nach anderer Seite braucht eine natürliche Verteilung der Aufgaben nicht zu fehlen. Nicht allen wird jemals — nach der Natur der Menſchen und der allenthalben bleibenden Verſchiedenheit der Einzelnen — die pädagogiſche Aufgabe das Gleiche und gleich Volle bedeuten. Ein volleres oder minderes Gewicht wird für die Einzelnen die Fachwiſſenſchaft bewahren. Und gewichtlos ſoll ſie Keinem werden. Setzt doch ſchon die Aufgabe einer guten didaktiſchen Geſtaltung des Lehrſtoffs immerwährende Fühlung mit der wiſſenſchaftlichen Arbeit in dem Fachgebiet voraus, und kann doch niemand auf die Dauer lehrend anregen, der nicht immer wieder lernend angeregt wird: das iſt gewiſſermaßen ein naturgeſchichtliches Geſetz. Daß aber nicht ſelten gerade jene Nötigung zur didaktiſchen Ausgeſtaltung des wiſſenſchaftlichen Stoffs ihrerſeits wieder zur Verfolgung wiſſenſchaftlicher Einzelfragen hinübertreibt, bleibe hier, weil es hundertmal ſich wirklich ſo erweiſt, nicht unerwähnt.

Es iſt ja im ganzen (um an dieſem Punkte noch einmal etwas zu verweilen) bei den im alten und engeren Sinn akademiſchen Berufsarten immer eine Dreiheit von Polen vorhanden, zwiſchen denen die Fäden ſich hin und herſpinnen und die Kräfte ſich hin und her ergießen. Bei den überlegenſten, den genialen Menſchen freilich waltet weſentlich die eine Kraft der eigenen Perſönlichkeit, aus ihrer Fülle ſtrömt ſicheres Können und aus dieſem die Freudigkeit des Lebens; der Stoff iſt nur da, um überwunden zu werden, und die Menſchheit nur, um das vom Genius Geſchaffene zu empfangen. So iſt's mit den großen Künſtlern, auch den großen Forſchern, und mit den kleinen Künſtlern und Forſchern wenigſtens noch einigermaßen ſo. Bei ihnen allen freilich pflegt die reine Genugthuung des Könnens und Schaffens ſich gewiſſermaßen zu legieren mit derjenigen des Erfolges (und oft auch erſchüttert zu werden durch Zweifel, Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, Ehr-

geiz, Neid). Bei den nicht Genialen, den bloß Tüchtigen, den Arbeitern auf den verſchiedenen akademiſchen Wegen, fließt die Genugthuung mehr aus dem Objekt der Bethätigung, obwohl auch die Bethätigung an ſich immer ein Maß von Genugthuung mit ſich bringt, was man im Falle der Entziehung zu merken pflegt; das Ich empfängt hier viel von dem Objekte, in deſſen Dienſt es ſich fühlt. Und dieſes Objekt iſt eben, wie ſchon angedeutet, ein doppeltes, ein ſachliches und ein menſchliches. Das Verhältnis aber zwiſchen den ſachlichen und den menſchlich-perſönlichen Objekten iſt in den verſchiedenen Berufen nicht das gleiche.

Als Objekt der Thätigkeit des Arztes erſcheint der Kranke, und ſeine Wiſſenſchaft, ſein perſönliches Können ausdrücklich nur im Dienſte dieſes Objekts, obwohl auch wiederum der Kranke zum Mittel der wiſſenſchaftlichen Beobachtung werden und die an ihm gewonnene Erkenntnis Ziel und Genugthuung geben mag. Beim Geiſtlichen bilden die Seelen der Gemeindeglieder das weſentliche Objekt, obwohl er ſeinerſeits auch ein äſthetiſches Wohlgefallen an ſeiner Aufgabe als Redner haben mag und außerdem ein ethiſch-intellektuelles am theologiſchen Denken; aber daß er berufen ſei auf Menſchen zu wirken, im Sinne einer höchſten, heiligſten Aufgabe, wird ihm keinen Augenblick entfallen. Innerhalb der Rechtsverwaltung verteilen ſich die Rollen. Beim Richter mögen ſich die Rechtsfrage einerſeits und der Rechtsanſpruch oder auch die Strafwürdigkeit der in Betracht kommenden Perſonen andrerſeits die Wagſchale halten, der öffentliche Ankläger lebt der Idee des ſittlich-ſtaatlichen Rechts an ſich, beim Rechtsanwalt wiegt das Intereſſe an den rechtſuchenden Perſonen vor. Sehr deutlich aber tritt die Zweiheit der Objekte gerade beim höheren Lehrer auseinander.

Beim höheren Lehrer, ſage ich, denn das eben unterſcheidet ihn vom Elementarlehrer, daß dieſem das ſachliche Objekt, die Wiſſenſchaft, ohne weſentliche Bedeutung iſt, und vom Hochſchullehrer, bei dem das Entgegengeſetzte zutrifft. Bei jenem dagegen ſtehen die Perſönlichkeiten der zu Lehrenden und zu Erziehenden und der wiſſenſchaftliche Stoff, vermittelſt deſſen die geiſtige Erziehung erfolgen ſoll, einander mit ähnlichem Gewicht gegenüber, und das verſäumte Intereſſe den einen oder dem anderen gegenüber muß auf die Dauer die Arbeit mißlingen oder den Weg verfehlen laſſen. Die höhere, d. h. die verhältnismäßig

hohe, die gehobene Schule, zwischen Elementarschule und Hochschule stehend, hat damit teil an der Schwierigkeit aller Mittelstellungen. Sie ist in natürlicher Gefahr nach oben oder nach unten zu neigen, sie hat sich ihre Grenzlinien immer von neuem klar zu machen. Sie kann eine schöne Verbindung des Wissenschaftlichen und des Pädagogischen bedeuten, und sie kann nach beidem tappen und beides verfehlen. Sie wird auch immer leicht von oben und von unten her gescholten werden, weil sie nicht genug nach oben oder nach unten zu blicken wisse. Sie muß ihre selbständige Eigenart immer neu behaupten. Sie ist im Laufe der Geschichte den verschiedenen Gefahren reichlich erlegen, seit der Humanistenzeit, im Jahrhundert der Didaktiker, zu den Zeiten des Philanthropinismus, des Neuhumanismus, und Kampf genug ist in unsern Tagen um die rechte Vermittelung jener beiderseitigen Ansprüche. Vorwiegend aber hat immer die Wertschätzung des Lernstoffs zu ungunsten der Erziehungsaufgabe die Verfehlung gebildet; die Ansprüche der letzteren, immer von neuem erhoben, stießen immer wieder auf eine Gleichgültigkeit, die aus dem Versinken in die Freude am wissenschaftlichen Stoff und seinen immanenten Gesetzen hervorging. Gegenwärtig steht es im wesentlichen so, daß in der Theorie, in der öffentlichen Erwägung, Erörterung, Normierung der formal-pädagogischen Aufgabe die vollste Wertschätzung gewidmet wird, in der Praxis aber viel Einseitigkeit der entgegengesetzten Art unüberwunden ist. Die rechte Verbindung und Vermittelung kann auch wohl niemals gewonnen werden durch eine allgemeine Theorie, durch ordnendes Denken, sondern nur in der persönlichen Verwirklichung durch die einzelnen Mitglieder des Berufs, und es darf dabei, wie schon gesagt, je nach Art der Personen Verschiedenheit walten; es darf auch in Zukunft dem Einen das wissenschaftliche Objekt mehr bedeuten und dem Andern das persönliche: keine autoritative Regelung wird das beseitigen. Aber eine volle, eine eigentlich berufliche Genugthuung kann nicht entstehen, wenn der pädagogischen Aufgabe als solcher überhaupt nicht mit Interesse gelebt wird.

Hier öffnet sich eine Quelle der Freudigkeit, die nicht erst am Rande oder seitwärts von der eigentlich beruflichen Thätigkeit gesucht werden muß, um sich spärlich finden zu lassen und oft auf lange Zeit sich ganz zu entziehen oder sich zu vermindern im Verhältnis der Entfernung von der ersten, hohen akademischen Anregung, sondern die

ihrerſeits zunehmen mag nach Maßgabe der ſich ſammelnden Erfahrung und Sicherheit. Und hier iſt die wertvollſte Wechſelwirkung zu erwarten zwiſchen der von der eigenen Perſon auf Andere ausgehenden bildenden Arbeit und der von dieſer Thätigkeit aus erfolgenden bildenden Rückwirkung auf die Perſon ſelbſt. Denn das „docendo discimus“ hat, voll verſtanden, eine viel tiefere Bedeutung als die Worte darbieten: daß wir bildend gebildet werden oder uns ſelbſt bilden, wäre eine nicht willkürliche Übertragung. Daß dieſe Bildung aber nicht einſeitigen Kräften, ſondern der geſamten Perſönlichkeit gilt oder doch zu gelten vermag, darauf möchte ich ausdrücklich hinweiſen.

Die Erinnerungen, welche die Einzelnen an die Zeit ihrer Schülerlaufbahn bewahren und an die Männer, die auf den Kathedern ihrer Schulſtuben ſaßen, ſind naturgemäß ſehr verſchieden. Aber die Annahme, daß dieſe als die vorbildlichen Perſönlichkeiten gelten müßten, deren Weſen man in ſich zu verwirklichen wünſchte, wird nicht ſelten ein weit ablehnendes Lächeln erwecken. Doch zweierlei muß ich hier ſagen: das, was der jugendliche Sinn an den Männern in der Schulſtube wahrnimmt, iſt nicht das Ganze ihres Seins und Könnens und Fühlens, es ſind vielfach nur Abzüge von der Sache, nicht dieſe ſelbſt. Und dann: was in Wirklichkeit fehlte und fehlt, muß nicht mit Notwendigkeit und für alle Zeit fehlen. Was ſich unſchön dargeſtellt hat, muß nicht die unſchönen Züge unerbittlich tragen. Schon iſt weit mehr Friſche im höheren Lehrerſtand vorhanden, als ſie manche Jahrzehnte hindurch gefunden zu werden pflegte, mehr Gefühl für die Natur der Jugend, mehr Unbefangenheit, mehr Sinn für die berechtigte Freiheit neben der notwendigen Zucht, weniger frühe Greiſenhaftigkeit, weniger grämliches Mißgönnen, weniger Beſchränkung auf das Fordern und Richten, mehr Bemühen um das Verſtändnis der einzelnen werdenden Perſönlichkeiten. Auf dieſem Wege kann viel allgemeinere Wandlung erfolgen, und im Zuſammenhang damit viel mehr Zufriedenheit einkehren.

Zufriedenheit aber auch noch in einem beſonderen Sinne. Es wird oft ausgeſprochen und noch öfter empfunden, daß es gegenwärtig überhaupt nicht viel Zufriedenheit unter den Menſchen giebt, wenigſtens nicht viel Zufriedene, und wenn die Angehörigen des höheren Lehrerſtandes in der Äußerung von Unzufriedenheit wahrlich nicht hinter

anderen zurückſtehen, ſo iſt außerhalb der höheren Schule nicht viel Zufriedenheit mit dieſer Schule ſelbſt zu ſpüren. Daran iſt nun zwar vor allem die Zeit ſelbſt ſchuld: von Unſtetigkeit und Unraſt im Innerſten erfüllt, von ruhigem Glauben an das Überkommene losgelöſt, von den mannigfaltigſten neuen Kulturantrieben, Wünſchen, Hoffnungen, Bedürfniſſen bewegt, überall angeregt und aufgeregt und nirgendwo fertig geworden, ſchwer zu irgend einer Art von Abſchluß gelangend, läßt ſie dieſen Zuſtand naturgemäß (und in ſehr ſtarkem Maße) gegenüber derjenigen Sphäre fühlbar werden, in welcher die innere Vorarbeit für die Zukunft zu einem ſo ganz weſentlichen Teile erfolgen ſoll, gegenüber der Erziehung und Bildung des nachwachſenden Geſchlechts. Die Zeit — oder die Zeitgenoſſenſchaft — weiß da im ganzen nicht, was ſie will, aber ſie möchte recht vieles zugleich und darunter recht Unvereinbares und etliches ganz Unmögliche. Die geringe Zufriedenheit aber mit der höheren Schule zu einer Zeit, wo dieſelbe zweifellos viel beſſer geworden iſt als in vergangenen Perioden, während deren man ſehr gläubig war an den Wert dieſer Schule und ſehr zufrieden, dieſelbe zu beſitzen, hat doch noch einen beſonderen Grund, deſſen zu gedenken für uns hier von Wichtigkeit iſt.

Man ſieht nämlich in den Lehrern derſelben im allgemeinen nur Wiſſende, die ſich denn auch damit beſchäftigen, Wiſſen zu übermitteln, und man ſchätzt ſie perſönlich und geſellſchaftlich nach dem Maße des bei ihnen vorhandenen (und noch öfter des vorausgeſetzten) breiteren oder gründlicheren gelehrten Sachwiſſens; aber man hegt im Publikum nicht im mindeſten die Überzeugung, daß die bewußte Beobachtung der jugendlichen Seelen, die bewußte Berechnung der Lernprozeſſe, die planvolle perſönliche Durchbildung der Zöglinge die eigentliche und die wertvolle Leiſtung der Lehrenden ſei, daß man in ihnen pädagogiſche Sachkenner habe wie in den Ärzten hygieniſche und in den Advokaten rechtswiſſenſchaftliche, daß das Sachwiſſen ſie nicht charakteriſiere, ſondern nur eine Art von beweglichem Betriebskapital für ſie bilde und von außen immer ergänzt werden könne. Man ſieht in den Oberlehrern nur Gelehrte zweiter Klaſſe, aber nicht — was man in ihnen ſehen müßte — Erzieher erſter Klaſſe, ausgelernte Fachleute auf dem Gebiete der Menſchenerziehung. Warum? vielleicht weil ſie ſelbſt ſich dieſes Ideal nicht vorzuhalten pflegen? weil ſie nach dieſer Seite hin Sicherheit und Vielſeitigkeit und Vollſtändigkeit kaum je in Anſpruch nehmen?

weil ſie ein warmes, lebendiges Intereſſe da nicht zu verraten pflegen? weil ihnen nicht das Herz aufgeht, wenn auf dieſes Gebiet die Rede kommt? weil die ſchöne Verbindung durch dieſes Intereſſe mit dem natürlichen Intereſſe aller normalen Menſchen (denn das Intereſſe an der Erziehung iſt eins der natürlichſten) von ihnen nicht geſucht und nicht gewonnen wird? weil ſie ſich auf ihre ſtarre Funktion des Lehrens, Aufgebens, Beurteilens u. ſ. w. in ihrer zufälligen beſonderen und engen Sphäre zu beſchränken ſcheinen? weil ſie lieber unter den Gelehrten den zweiten oder auch nur den ſiebenten Rang einnehmen wollen als unter den Erziehungskundigen den erſten? weil ſie noch in einem Ideal aus längſtvergangener Zeit befangen ſind? Vielleicht? Nein, ſo iſt es wohl wirklich. Und ſo *kann* niemand zufrieden ſein, weder die draußen Stehenden, die Eltern, das Publikum, die Geſellſchaft, noch die drinnen im Lehramt Befindlichen; dieſe *gewinnen* nicht durch die Eigenſchaft, durch welche ſie gewinnen müßten, Vertrauen und Anſehen gewinnen müßten, und jene lohnen nicht mit Hochſchätzung, wenn ſie auch gelegentlich mit einer etwas unechten Demut beſondere Anliegen dem Lehrer als dem ſehr Überlegenen vortragen und ihn bei ſeinem Jubiläum oder Begräbnis für einen hochverdienten Pädagogen erklären.

Hier alſo liegt der Ausgangspunkt zugleich für Fortſchritt und Vervollkommnung der höheren Schule als ſolcher, wie für die Erzielung eines glücklichen Selbſtbewußtſeins der Lehrer und das Erringen der rechten Stelle in der öffentlichen Schätzung, für eine befriedigende Einfügung des öffentlichen Erziehungsweſens in den Zuſammenhang unſeres ganzen Kulturlebens. Mit der ſeit mehreren Jahren für unſeren Staat und dann auch vielfach außerhalb desſelben geſchaffenen Neueinrichtung der praktiſchen Ausbildung der Kandidaten des höheren Lehramts ſcheint vielleicht den vorgetragenen Anſchauungen hinlänglich (hier und da meint ſogar jemand: ſchon zu viel) Rechnung getragen. Unſere Zeit arbeitet vielfach mit Korrektiven, auch liebt ſie eine entſchiedene Verteilung der Aufgaben — nicht bloß an viele Einzelne, ſondern auch *bei* den Einzelnen an die verſchiedenen Zeitabſchnitte (ſeien es Tagesſtunden, Jahreszeiten oder Lebensjahre), die ihnen zur Verfügung ſtehen. So will man eine zuſammenhängende Reihe von Stunden des Tages ſo angeſtrengt wie möglich arbeiten um eine andere Reihe von Stunden möglichſt unabhängig ſich ſelbſt

leben zu können; man fügt ebenso in das mit Arbeit und Hast angefüllte Jahr einige Wochen der vollständigen Arbeitsenthaltung ein; man steigt während einer gewissen Zeit auf die Bergriesen der Alpenwelt, um während des übrigen Teiles des Jahres am Arbeitstisch oder auch Biertisch zu hocken, oder sonst zwischen dichtgedrängten Menschen auf Luft zu verzichten; man stellt die Zeit der vollen akademischen Freiheit zwischen eine bis tief in das Jünglingsalter hineinreichende Periode strenger Gebundenheit und eine solche der vollanstrengenden Amtsarbeit hinein; man will durch vollständigste Ausnutzung der von Unterricht und Hausarbeit verbleibenden Stunden für Turnen, Turnspiel und Turnsport das Nervenleben wieder gesunden machen, und so weiter. Aber alle solche Korrektive können nicht den Wert einer dauernd harmonischen Verbindung der Lebensziele haben. Zum mindesten bedarf das Korrektiv vielfach selbst wieder eines Korrektivs oder einer Korrektur. Suchen wir diese auch für unseren Fall und marschieren wir nicht unbekümmert um das, was kommen soll, in der einzigen Richtung voran.

Daß dem dereinstigen Interesse für die praktische Berufsaufgabe ein frühzeitig gepflegtes Interesse für die Erziehungswissenschaft dienlich sei, daß dieses die naturgemäße Vorstufe für jenes bilde, wird selbstverständlich erscheinen. Und so müssen wir auf eine Ausbreitung dieses Studiums und dieses Interesses über einen weit größeren Teil der Hochschulen, als es jetzt hervortritt, und über eine weit größere Zahl der Studierenden und immerhin auch auf einen größeren Bruchteil ihrer den Studien gewidmeten Gesamtzeit hoffen. Daß die Anregung dazu auf sehr verschiedenen Linien erfolgen und auf jeder dieser Linien wertvoll werden kann, ist gewiß. Und so darf auch *der* wohl an das Recht seines Versuchs glauben und auf eine gewisse Wirkung hoffen, der seinerseits die Wanderung über die Wege und Stationen des Berufs zurückgelegt hat und nun berufen ist, denen, die demnächst in das gleiche Land hinabschreiten wollen, dieses Land zu deuten, das vor den jungen Augen daliegt in unbestimmten Umrissen, vom Nebel der Ungewißheit überdeckt, mit vielfach täuschenden Linien und Farben, das Land, in dem nachher vielfach das glatt Aussehende sich rauh erweist und das steil Erscheinende nicht eben steil und noch sonst manches anders als es schien. Und sollte jemand denken: ich *will* nicht vorher viel hören von dem, was kommen soll, ich will

ſelbſt erfahren und erkunden, mit eigenen Sinnen fühlen, mit eigenem Verſtande mich zurechtfinden, dem wäre zu antworten: es iſt nicht eine Vergnügungsreiſe, die einen Tag im Leben ausfüllt, nicht eine Gebirgspartie von einigen Tagen oder Wochen, wie ſie die friſche Kraft ſich von Zeit zu Zeit zumutet; es iſt der Weg durch das Leben, einmal zurückzulegen und dann nicht wieder, der Weg, an deſſen Ende das Ende überhaupt liegt, es iſt die Wanderung, deren Ergebnis die große Lebensleiſtung der Perſönlichkeit bedeutet, der vorauszudenken alſo wohl der Mühe wert iſt.

8. Die Antinomieen der Pädagogik.

Der Begriff der „Antinomieen“ ist aus Kants Kritik der reinen Vernunft genugsam bekannt. Indem die Vernunft über gewisse Probleme Bestimmungen aufzustellen sucht, findet sich, daß sie sich in einen Widerstreit mit sich selbst verwickelt, daß entgegengesetzte Behauptungen sich mit gleicher Giltigkeit erweisen lassen. Man überträgt aber den Begriff wohl auch in das Gebiet des Praktischen, man kann ihn (mit einer gewissen Freiheit und wesentlich um der Kürze des Ausdrucks willen) auf ein solches Verhältnis anwenden, wo Normen von entgegengesetztem Inhalt oder doch von auseinanderstrebendem Sinne gleichzeitig Geltung beanspruchen, und wo es scheint, daß die Befolgung der einen die der anderen ausschließt. Das Leben stellt uns oft genug vor solche Antinomieen, nur daß wir uns ihrer nicht immer bewußt werden. Sich ihrer bewußt zu werden, mag manchen entmutigen, ja verwirren; denn unzulängliche Kraft und Einsicht fühlt sich verwirrt, wo die Einfachheit der Ziele aufhört. Den tüchtigsten Naturen aber ist es Bedürfnis, die Schwierigkeiten ihres Weges ganz zu sehen; jedenfalls gereicht es ihnen eher zur Stärkung als zur inneren Gefahr. Das Unvereinbare dennoch zu vereinen, das Auseinanderstrebende zusammenzubringen, das Unvermittelte zu vermitteln, gewissermaßen das Unmögliche möglich zu machen, das erfordert Kraft, die sich niemals aufbraucht, Kunst, die niemals auslernt. „Unmögliches“ doch nur „gewissermaßen“: unmöglich, wie die Verwirklichung jeglichen Ideals. Und in der That, in den Antinomieen, wie wir sie im Sinne haben, ist eben nur das Ideal unter der Form der auseinanderstrebenden Doppelheit angeschaut. Die Aufgaben der Erziehung in ihrer ganzen Größe und Schwierigkeit zu sehen, ist ja wohl immer wieder der Mühe wert. Mögen sie denn in einer neuen Form von neuem sich fühlbar machen.

Schon in der Erziehung der Einzelnen finden die Schwierigkeiten eigentlich nie ein Ende. In der gemeinsamen, öffentlichen Erziehung — und sie wird uns am meisten beschäftigen — vermehren sie sich zwar nicht in jedem Sinne, aber es kommen doch eigenartige Probleme neu hinzu. Unsere „Antinomieen" im ganzen werden nicht alle von gleicher Art sein oder von gleichem Gewicht, werden nicht gleiche Wirkung auf uns thun, werden zum Teil leicht lösbar scheinen, und nur zum Teil die ganze Schärfe des Gegensatzes fühlen lassen. Neben dem Auflösen giebt es übrigens auch ein bloßes Verwischen oder ein Verschleiern. Und oft ist die schönste Formulierung des Rechten nichts als ein wortmäßiges Verhüllen der thatsächlichen Schwierigkeit. Im Folgenden sollen weder solche Formulierungen versucht noch überhaupt Lösungen beigegeben werden. Man möge nicht klagen, daß damit ja eigentlich das Beste fehle, das Wesentliche versäumt werde. Die Lösung hätte das gesamte pädagogische Denken aller Zeiten und Lebenskreise aufzubieten, oder zu überbieten! Kurzgefaßte, wunderwirkende Rezepte oder Elixire werden hier nicht feilgehalten. Es gilt nur eine besondere neue „Umschrift" für alte Aufgaben, mit der Hoffnung allerdings auf schätzbare neue Klärung.

Beginnen wir mit ganz Allgemeinem. Die Erziehung soll den Willen beugen und doch den Willen stark werden lassen. Sie soll die Lebenstriebe mäßigen und dämpfen und doch dem Wesen Frische belassen. Sie soll die Natur schonen und doch in allseitige Zucht nehmen. Sie soll feste Gewöhnung erzielen und doch über bloße Gewöhnung erheben, vor der Herrschaft bloßer Gewöhnung bewahren. Sie soll der Autorität unterwerfen und doch zu innerer Unabhängigkeit heranbilden. Sie soll zum Glied der Gemeinschaft machen und doch gegen den Druck der Gemeinschaft (der Gesamtheit, der Masse) stärken. Sie soll vor der Macht der Versuchung behüten und doch gegen die Versuchungen des Lebens abhärten; vom gemeinen Leben der Wirklichkeit noch fern halten und doch dieses Leben allmählich verstehen lehren; für die Wirklichkeit des Lebens ausstatten und doch dieser Wirklichkeit gewissermaßen von vornherein entrücken, über sie emporheben.

Eine zweite Reihe ergiebt sich bei der Aufgabe der Lehre und Bildung. Es gilt, vielerlei neben einander zu lehren, und doch zu verhindern, daß die Eindrücke sich gegenseitig neutralisieren; ein vielseitiges Interesse zu wecken und doch zu sorgen, daß überhaupt Interesse

(wirkliches, lebendiges, persönliches Interesse) vorhanden bleibe, mit anderen Worten: vielseitig zu interessieren und doch fruchtbar zu interessieren. Es gilt, allgemeine Bildung zu geben und doch Oberflächlichkeit nicht großzuziehen; auch allgemeine Bildung zu geben und doch individuelle Anlage nicht zu erdrücken. Es gilt, die Reflexion zu entwickeln und doch die wertvollen instinktiven Kräfte darüber nicht absterben zu lassen; den Intellekt eindringlich in Anspruch zu nehmen und doch die Stärke des Willens darüber nicht verkümmern zu lassen; das Gedächtnis nicht zu belasten und doch auf die Grundlage des Gedächtnisses allen wertvollen Geistesbesitz zu bauen; immer Eins zu einer Zeit zu treiben und doch immer einer zusammenhängenden Geistesbildung nachzujagen; den Reiz des Wechsels zu gewähren und doch den Geist und Willen zur Stetigkeit zu führen; nur zu fordern, was die Kraft leisten kann, und doch die vorhandene Kraft über sich selbst zu erheben; die Arbeit dem Zögling leicht genug zu machen und doch auch zu sorgen, daß sie ihm schwer genug sei; die nötige Hilfe ihm nicht vorzuenthalten und doch ihn zu selbständigem Thun zu bringen; den Ernst zusammenhängender Arbeit und konstanter Pflicht ihm einzuflößen und ihm doch den freien, heiteren Jugendsinn zu bewahren.

Wenden wir uns zur gemeinsamen öffentlichen Schulerziehung. Sie soll das Gleiche den Verschiedenen bereiten und auferlegen, und doch nicht versäumen die Kräfte der Individuen zu bilden; soll alle auf allen Linien voranführen, und doch nicht die Mittelmäßigkeit befördern oder zum Ergebnis haben; soll der Rücksicht auf die Begabten nicht die Schwachen opfern und doch auch nicht derjenigen auf die Schwachen die Begabten; soll unter verschiedene erzieherische Autoritäten zugleich stellen und doch die Kraft der Autorität als solcher nicht schwächen; soll Wetteifer anregen und doch nicht Ehrgeiz großziehen.

Und was den Unterricht mehr im besonderen angeht, so heißt es da zum Beispiel an so vielen Stellen: die Form verstehen und würdigen lehren und doch die Empfänglichkeit für den Inhalt nicht schwächen; mit vielerlei bekannt machen, und doch im einzelnen recht fest machen, formale Übung und Schulung mit Ernst und Ausdauer treiben, und doch auch die Genugthuung befriedigender Produktion nicht vorenthalten; in das Innere der Schriftwerke eindringen lassen und doch zu formalem Sprachkönnen und Beherrschen führen; geschichtliche Gestalten

wahrheitsgemäß vorführen und doch sie der Auffassungsfähigkeit der Jugend anpassen; überhaupt das Geschichtliche auf einfache Linien bringen und doch nicht der Wahrheit und Wirklichkeit untreu werden; die eigene Nationalität vor allem lieben lehren und doch gegen alles Fremde gerecht bleiben.

Kommen wir dann schließlich zu rein persönlichen Anforderungen, so muß der öffentliche Erzieher allezeit lebendig und beweglich sein und doch allezeit ruhig und fest; die rechte Ferne den Zöglingen gegenüber nicht aufgeben und doch ihnen innerlich durchaus nahe kommen; sich fürchten machen (soweit es nötig ist) und doch auch sich lieben machen (soweit es den Herzen möglich ist); zur Liebe immer bereit bleiben und doch auf den Empfang von Liebe verzichten; durch persönliches Verhältnis wirken und doch nicht persönlich heischen; jung sein können mit der Jugend und doch der Jugend objektiv und meisternd gegenüberstehen; unabläßig beaufsichtigen und beobachten und doch weder wirklich noch scheinbar belauern; kein hervorgetretenes Symptom der Wesensart aus dem Gedächtnis verlieren und doch nichts Übles nachtragen; unparteiisch entscheiden und auch unparteiisch erscheinen und doch den Unterschieden der Individualität gerecht werden; sich als Mann fühlen lassen, ohne doch eigentlich handelnd vor der Jugend aufzutreten; immer Worte aussäen und doch nicht bloß Worte aufnehmen und wirken lassen; zusammenfassen und zusammendrängen und doch anschaulich bleiben, nicht abstrakt reden; zur Verständnisstufe der Zöglinge hinabsteigen und doch die Verständnisstufe durch die nötigen Zumutungen heben; seinen Stoff wissenschaftlich immer sicherer erfassen und doch immer treulicher der Jugend das Ihrige bieten.

Gewiß, die Reihe ließe sich weit fortspinnen; sie könnte ins Unendliche gehen, wenn man alles Einzelne hernehmen wollte; fast jede feinere Norm ließe sich auf diese antinomistische Form bringen. Die Antinomieen sind, noch einmal sei es gesagt, nur Ausdruck für die Unendlichkeit der Aufgaben. Hier sind ihrer gewissermaßen ein paar Hände voll hingestreut, von ungleichem Gewicht (auch dies sei wiederholt) und ungleicher Schärfe. Bei manchen wird man eine Vermittelung sofort in Wort oder Sinn zur Hand haben und vielleicht ihre Formulierung als Antinomie kaum gelten lassen; andere mögen wirklich eine Art von Ratlosigkeit wach rufen. Man erprobe sich nur

immer wieder an der Lösung, an der Vermittelung, der praktischen oder theoretischen. Zwischen beiden Extremen zu wechseln, ist die größte Untüchtigkeit; zwischen ihnen sich zu bewegen, mag Brauchbarkeit bedeuten; das scheinbar sich Ausschließende frei und sicher zu verbinden, wäre Vollkommenheit.

Und wenn die Einzelnen schwanken (schwanken werden sie ja auch nach Stimmung, Temperament, Erfahrung), so kann es nicht wunder nehmen, daß auch die Pädagogik als solche oder die thatsächliche Erziehung im Laufe der Zeiten zwischen den angedeuteten Einseitigkeiten vielfach sich hin und her bewegt hat. Sie vergißt von Zeit zu Zeit die eine Stelle ihrer Verpflichtung, und sie gewinnt ihr Ziel dann nicht durch bloßes Umwenden. Die pädagogische Kritik der Laien (deren wir gegenwärtig so viel haben) erfaßt meist mit voller Selbstzufriedenheit den einen der gegenüberstehenden Gesichtspunkte und urteilt von da aus leicht, sicher und kategorisch. Unsere Formulierung — mit der rückhaltlosen Zusammenstellung der gegensätzlichen Ziele — könnte jedem zeigen, daß es sich bei der ganzen Arbeit nicht um Kleinigkeiten handelt! Kein Wunder darum und kein Grund zu verwundertem Aufschreien, wenn sich Unvollkommenheit der Leistung so oftmals zeigt.

Übrigens noch ein Wort zum Troste. Es ist doch nicht bloß hoher Kunst, reifer Erfahrung, eindringender Überlegung möglich, sich vor dem Scheitern an den Doppelaufgaben zu bewahren, sondern wohl auch unbefangener, gesunder Natur. Es wäre übel und sehr bedrückend, wenn diese uns nicht schon ein gutes Stück weit auf dem rechten Wege führen oder auf ihm festhalten könnte. Nur darf sie nicht zu unbefangen sein und darf nicht unterlassen, sich immer wieder von Zeit zu Zeit im rechten Spiegel zu besehen. Als solcher Spiegel aber mag auch unsere Tafel der Antinomieen dienen.

9. Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung.

So eifrig die Erziehungswiſſenſchaft nach immer feſterem Zuſammenhang und zuverläſſigeren Grundlagen ihrer Erkenntniſſe ſtreben mag, ſie kann nicht hoffen, etwa neue Erziehungsmittel zu den allbekannten hinzuzufinden. Sie ſteht darin ſo ganz anders als die Heilkunde, mit der ſie im übrigen manche Ähnlichkeit beanſpruchen darf. Für die Erziehungswiſſenſchaft oder für die praktiſche Erziehung iſt auf eine derartige Entdeckung nicht *mehr* Ausſicht, als darauf, daß irgendwo auf dem Erdball noch ein neues Feſtland aufgefunden würde. Innerhalb der bekannten Kontinente hat nun die Menſchheit ſich für alle Zukunft einzurichten, übrigens doch auch innerhalb des einen oder anderen nicht ganz wenig feſtzuſtellen und namentlich voller zu kultivieren. Auch in der Pädagogik, wo kaum jemand von noch dunklen Kontinenten wird ſprechen wollen, kann doch wohl über anſcheinend allbekannte Gebiete „ein wenig mehr Licht“ immer wieder geſucht werden.

Die Bedeutung des Vorbildes in der Erziehung iſt dem Bewußtſein der ſchlichten Menſchen aus dem Volke ſo wenig fremd wie dem der denkenden Pädagogen; wenn irgendwo das Erziehungsergebnis ein handgreiflich verfehltes iſt, ſo weiſt man dort gerne auf das gegebene üble Vorbild als die vollgenügende Erklärung zurück, oder auf das ſchlechte „Beiſpiel“, denn dies iſt das volkstümliche Wort, und es hat den Vorzug einer gewiſſen Neutralität. Nicht bloß in dem Sinne, daß man an ein ſchlechtes ebenſowohl wie an ein gutes Beiſpiel denken kann und an alle Zwiſchenſtufen, ſondern auch inſofern, als dabei noch kaum ein bewußtes und abſichtliches Aufſtellen zur Nachahmung vorſchwebt, ſondern nur das thatſächliche Sichübertragen und Sichabbilden. Und

wir werden die Bedeutung dieſer mehr unbewußten Einwirkung nicht zu unterſchätzen haben.

Alſo das Beiſpiel oder das Vorbild gehört in die Reihe der allbekannten Erziehungsmittel, zuſammen mit Belehrung und Ermahnung, Gebot und Verbot, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe. So wenigſtens pflegt ja wohl dieſe Reihe zuſammengeſtellt zu werden, natürlich ohne daß die Ordnung etwa die Abfolge der thatſächlichen Verwendung andeuten ſollte. Die Strafe nennt man an letzter Stelle, ich glaube: nicht ganz ohne etwas Heuchelei oder Verſchämtheit, denn es iſt weit davon entfernt, daß ſie in der Erziehungspraxis bis zuletzt aufgeſpart werde, wie ſie ſollte. Die urwüchſige Erziehung geht ſogar ganz dreiſt von der Strafe aus, die Strafe iſt urſprünglich nichts anderes als eine Art von Rache, Vergeltung, Reaktion der überlegenen Kraft, und im wirklichen Leben hat ſie es über dieſe Natur nie ſo völlig hinausgebracht, obwohl ſie allmählich auf ein weit edleres Piedeſtal erhoben worden iſt und von da mit dem beſten Gewiſſen und einer faſt engelreinen Miene in die Welt ſchaut. Doch dies nebenbei. Natürlich iſt auch die genannte ganze Reihe von einer gewiſſen naiven Unvollſtändigkeit; aber das ſoll uns hier nicht beſchäftigen, ſondern ſchlechthin das einzelne Erziehungsmittel, das Vorbild.

Wenn dieſer Ausdruck anſtatt des verwandten „Beiſpiel“ doch gewählt worden iſt, ſo geſchah es, weil der letztere in der Überſchrift leicht mißverſtändlich ſein konnte. Gemeint aber iſt unſer Wort nicht in dem engeren Sinne, den man — im Unterſchied von Beiſpiel und von Muſter — damit verbinden kann, ſondern in einem möglichſt weiten. Und wenn wir ſeine Geltung und Bedeutung auf dem beſonderen Gebiet der öffentlichen Schulerziehung betrachten wollen, ſo muß doch füglich auf die allgemeinere Rolle von Vorbild und Nachahmung zunächſt die Rede kommen.

* * *

Vorbild und Nachahmung: ich habe ſie ſoeben zuſammen genannt, weil ſie von Natur zuſammengehören, weil der eine Begriff auf den andern hinweiſt. Auf der thatſächlichen Kraft der Nachahmung beruht Bedeutung und Wirkung des Vorbildes. Das iſt ſelbſtverſtändlich. Aber iſt damit ſchon alles klargeſtellt, iſt das Verhältnis von Vorbild und Nachahmung ſo einfach, daß es keiner weiteren Beleuchtung bedürfte?

Man spricht allgemein von dem Nachahmungstrieb, aber man gebraucht diesen Ausdruck vielleicht doch in einem freieren Sinne als der Begriff „Trieb", wenn streng genommen, einschlösse. In Wirklichkeit ist die Nachahmung überhaupt nicht von so gleichmäßiger, einheitlicher Beschaffenheit; sie erstreckt sich so zu sagen durch verschiedene psychologische Zonen. Auf ihrer niedersten Stufe wird sie kaum etwas anderes sein als Reflexbewegung. Sicher wird man das Gähnen desjenigen, der einem Gähnenden gegenübersitzt, nicht als Nachahmung gelten lassen; aber manches von dem, was uns als Nachahmung erscheint, hat kaum tiefere oder seelischere Grundlage. Wenn, wie man oft sehen kann, von Zwillingsgeschwistern das eine die Bewegungen des andern im nächsten oder fast in demselben Augenblick wiederholt, so ist das gewiß als eine Art Reflexbewegung anzusehen; mir scheint wenigstens, daß dabei nicht bloß nicht von irgend etwas wie Wille oder Begehren, sondern nicht einmal von Trieb die Rede sein kann. Und dergleichen ist offenbar nicht auf jenes engste physische Verhältnis von Individuen beschränkt. Wenn ferner das zweijährige Brüderchen dem „großen" vierjährigen Bruder alles Mögliche nachmacht und namentlich auch nachspricht, so ist auch hier der Vorgang eine Art von bloßem Echo; das Bedürfnis, sich überhaupt handelnd oder sprechend zu bethätigen, läßt die Gelegenheiten dazu ergreifen wie sie sich bieten. Dazu gesellt sich dann alsbald der Wunsch, auch etwas zu können und auch etwas zu gelten, dem größeren Geschwister ähnlich zu sein und ähnlich gerechnet zu werden. Und dieser Wunsch spielt innerhalb der gesamten jugendlichen Entwickelung eine immer mächtigere Rolle. Damit aber ist das Nachahmungsbedürfnis schon über den bloßen Trieb hinausgewachsen: das keimende und dann erstarkende Streben, die eigene Person auszugestalten, ist doch etwas anderes als Nachahmungstrieb, obwohl es durch die Wahrnehmung fremder Leistung, Bethätigung, Kraftäußerung angeregt wird. Auf dieser Linie entwickelt sich dann oder kann sich entwickeln die wirkliche und wertvolle Nacheiferung im Guten oder doch im Tüchtigen, im Selbständigen, in dem was in irgend einem Sinne kraftvoll ist. Aus Unbewußtem wird ein Bewußtes, aus dem Trieb ein Wollen; aber die Grenze zwischen beiden läßt sich nicht auffinden und aufzeigen.

Auch ist diese ganze Linie nicht die einzige, auf der die Entwickelung sich bewegt. Gewissermaßen setzt sich diejenige unterste Stufe

der Nachahmung, welche als Reflex gelten konnte, doch auch ihrerseits fort, und nicht bloß durch das ganze Jugendleben, sondern eigentlich durch das ganze Leben. Wir lernen immer wieder empfinden wie unsere Umgebung empfindet, sehen wie unsere Umgebung sieht, uns bewegen, uns ausdrücken, betonen wie unsere Umgebung es thut: wie viel von den allbekannten Erscheinungen der Mode, der Zeitrichtungen, der Kunststile, der Mundarten, der Klassensprachen oder Jargons beruht auf dieser Thatsache! Schwerlich hat man die Grundlage dieser Erscheinungen mit Nachahmungstrieb recht bezeichnet: es findet ein Übergehen statt, ein Sichübertragen, ein Gewandeltwerden, ein Fortgezogenwerden, ohne daß etwas wie ein Trieb zur Nachahmung bei dem Einzelnen wirksam wäre. Eher wird man hier von Suggestion zu reden haben. Die Einzelnen bilden diesem Prozeß gegenüber bald ein weicheres, bald ein spröderes Material, aber die ganz Ablehnenden stehen als abnorm da, als „Sonderlinge". Das weibliche Geschlecht unterliegt dem Gesetze mehr als das männliche, die Jugend mehr als das reife Alter. Für die ganze Kindheit und Jugend hat dieses Naturgesetz gewaltige Kraft. Zur Vererbung von Volksart und Kultur wirkt es mehr als alle bewußten Vorgänge oder Maßnahmen.

Mehr vereinzelte Naturen sind es, deren Nervenleben von wahrgenommenen fremden Eigentümlichkeiten, der Bewegung namentlich oder der Rede, so stark beeinflußt wird, daß das Bedürfnis wirklicher Nachahmung sie mehr oder weniger unbedingt beherrscht und fortreißt, daß sie nachsprechen, nachmachen, nachspotten müssen und nur durch energische erzieherische Gegenwirkung von der Hingabe an diesen Drang geheilt werden und von dem Mißbrauch ihres Könnens. Denn allerdings ein besonderes Können kommt dabei zur Entwickelung, und aus diesen Naturen ergänzen sich die familiären oder öffentlichen Komiker, die Schauspieler, auch die Nachahmer der verschiedenen Mundarten u. s. w. Hier also hängt der Nachahmungsdrang mit Nachahmungstalent zusammen. Das leichte Nachsingen oder Nachspielen eines gehörten Musikstückes und manches andere gehört ebenfalls hierher; das häßliche Nachspotten freilich, das Hinken hinter den Hinkenden, Stottern nach den Stotternden, Gestikulieren nach den Gestikulierenden nicht minder. Und diese empfänglichen Nachahmer finden dann leicht einen größeren Kreis, der sie ihrerseits nachahmt, in dem Wertlosen oder Nichtsnutzigen nachahmt, das ja jeder mitmachen kann.

Aber noch eine andere Linie giebt es, auf der die menſchliche oder ausdrücklich die jugendliche, die kindliche Nachahmung ſich bewegt. In allen den bisher beſprochenen Formen war es das Beiſpiel der weſentlich Gleichartigen, Gleichalterigen, welches wirkte; die etwas älteren Geſchwiſter, aber eben doch Geſchwiſter aus der gemeinſamen Kinderſtube, die etwas entwickelteren, ſelbſtändigeren, auch dreiſteren Spielgenoſſen oder Schulgenoſſen geben die Anregung, geben den Ton, oder die Geſamtheit, innerhalb deren man ſich bewegt und der man angehört, giebt dieſen Ton; und dies Letztere gilt ja eben auch bei den Erwachſenen. Aber die Kindheit wird außerdem noch angeregt von der ganz jenſeitigen Menſchenwelt der Erwachſenen, und ohne deren Sinn und Treiben noch eigentlich verſtehen und ermeſſen zu können, träumt ſich die Kinderſeele in ihre Natur und Lage hinein und fühlt ſich immer wieder getrieben nachzuahmen, den Vater am Schreibtiſch lange ehe das Schreiben gelernt iſt, den Mann in Amt und Beruf lange ehe die Tragweite der Bethätigungen geahnt wird, die Mutter in ihrem Haushalt und ihrer Fürſorge, den kommandierenden Offizier draußen auf dem Exerzierplatz, den Reiter auf ſeinem unruhigen Roß, den Fuhrmann bei ſeinem ſchweren Wagen, die beſuchmachenden Freundinnen der Mutter, die Käufer und Verkäufer im Laden, den Bahnwärter vor dem Eiſenbahnzug, den Lehrer in ſeiner Schule, oder was ſonſt in den Geſichtskreis tritt. Auf höherer Entwicklungsſtufe, im Jünglingsalter, ſetzt ſich dieſes Hinüberträumen in anderer Weiſe fort: man fühlt ſich da gern in die Seele der Heroen, der großen geſchichtlichen Menſchen hinein; aber da muß es denn beim Fühlen und Träumen bleiben, während die Kinderſtufe ſich in der Nachahmung des äußeren Gebarens der jenſeitigen Großen genug thun kann und auf der dazwiſchen liegenden Stufe man wenigſtens in wildem Balgen und Jagen das Streben und Leben ſeiner Vorbilder, der Räuber, Krieger und ſonſtigen Kraftmenſchen, mitzumachen ſucht. Indeſſen auch auf der Jünglingsſtufe iſt zugleich die Empfänglichkeit für das ſehr greifbare Vorbild der Altersgenoſſen lebendig, und von dieſen beiden Polen her, dem ideal-jenſeitig-erträumten und dem real-nahen, verſtändlichen und greifbaren empfängt dieſes Alter ſeine Anregungen. Das Hohe und Große zieht von ferne her an, aber das Wirkliche, das vielleicht bloß ſtark iſt und dabei roh oder gemein, imponiert ſo, daß man ſich ihm leicht unterordnet und unterwirft.

Dies ſind die natürlichen Bedingungen, welche die erzieheriſche Einwirkung vorfindet, die natürliche Empfänglichkeit für Vorbild und Nachahmung. Sie findet allerdings außerdem in den einzelnen Fällen noch etwas anderes vor, nämlich die phyſiſch übermittelte Anlage, in die Art der Eltern hineinzuſchlagen, die dann die Kraft des elterlichen Vorbildes (oder auch desjenigen der das gleiche Blut tragenden älteren Geſchwiſter) naturgemäß unterſtützt.

Indeſſen auf die Rolle des Vorbildes in der Familienerziehung müſſen wir wohl überhaupt zunächſt noch einen Blick werfen. Der natürliche Ablauf von Beiſpielgeben und Beiſpielnehmen iſt ſchon berührt worden. Ihm geht unter normalen oder befriedigenden Erziehungsverhältniſſen zur Seite die abſichtliche Aufſtellung von Beiſpiel oder Vorbild. Da wird das ſtille, ruhige Kind dem unruhigen, lärmenden als Muſter des Betragens vorgehalten, das ernſte und geſetzte dem läppiſchen und albernen, das fleißige dem lernſcheuen, das folgſame dem unbotmäßigen, das nachgiebige dem rechthaberiſchen, das ordnungliebende dem unordentlichen u. ſ. w. Auch der von draußen hereingekommene Spielkamerad, der ſich ſo wohlerzogen zeigt, dient wohl als willkommenes Anſchauungsmaterial für elterliche Tugendlehren. Wie viel oder wenig damit im allgemeinen erreicht wird, iſt eine Frage für ſich; überſchätzen darf man die Wirkung ſicher nicht, obwohl gewiſſe perſönliche Berührungen beruhigend, heilend, feſtigend zu wirken vermögen; ungleich leichter als das Gute ahmt ſich das Üble nach, und aus ſehr verſtändlichen Gründen.

Noch ſchwieriger iſt es, daß das Vorbild der Erwachſenen, alſo vor allem der Eltern, als ſolches erzieheriſche Wirkung thue. Wohlgemerkt: als ſolches. Denn daß z. B. die Ordnungsliebe der Eltern, ihr Wohlwollen gegen Menſchen, ihre ernſte Ehrlichkeit, die Billigkeit ihres Urteils, auch ihre Genügſamkeit oder Frömmigkeit oder Wahrheitsliebe, oder was ſonſt von ſolchen Tugenden wirklich ausgeprägt iſt, thatſächlich ähnlichen Sinn und ähnliches Verhalten bei den Kindern hervorrufen, wohl der Regel nach hervorrufen wird, kann ſicherlich angenommen werden; aber es iſt das dann wieder jene, daß ich ſo ſage, organiſche Übertragung, jenes natürliche Hinüberſpielen, jenes Echo der Herzen vielmehr als perſönliche Nachahmung. Immerhin wird es auch nie an ſolchen Fällen fehlen, wo z. B. der Hinweis und Hinblick auf die ſtrenge Ehrenhaftigkeit des Vaters, auf ſeine unan-

taſtbare Vertretung des Familiennamens, ſeine entſagungsvolle Arbeit für das Wohl der Seinen, oder auf die emſige Thätigkeit, die perſönliche Anſpruchsloſigkeit, die aufopfernde Fürſorge oder andere Tugenden der Mutter vorbildlich wirkt, für die Sittlichkeit der Kinder des Hauſes entſcheidend wird. Da erſt liegt dann mehr vor als jene natürliche Übertragung, da ſpricht die bereits entwickelte und eben mit durch ſolche Eindrücke ſich entwickelnde ſittliche Einſicht, die ja eins der großen Ziele aller Erziehung ein für allemal bildet.

So haben wir denn unterſcheiden müſſen zwiſchen Nachahmung als unmittelbarem und natürlichem Reflex, Nachahmung als Übertragung durch Eingewöhnung, ferner als Walten des eigentlichen Nachahmungstriebes oder auch -dranges, und als bewußter Nacheiferung, die ihrerſeits im günſtigen Falle von ſittlicher Einſicht geſtützt und getragen und im günſtigſten — das kann ſogleich noch hinzugefügt werden — von Begeiſterung, Verehrung, Liebe genährt wird.

* * *

Wie ſteht es mit alledem innerhalb der Schulerziehung? Haben auch da alle dieſe verſchiedenen Arten von Nachahmung ihre Stätte, ihre Gelegenheit? Oder iſt die Schule geradezu die Sphäre der planvoll ausgewählten und aufgeſtellten Vorbildlichkeit und der bewußten, zuſammenhängenden Nachahmung und Nacheiferung? Man wird geneigt ſein, dies anzunehmen, dies zu fordern. Hier ſoll nicht der Zufall der Eindrücke, der Neigungen, Berührungen walten, ſondern bewußte Zielſetzung und planvolle Einrichtung. Hier ſoll ſich nicht wildwüchſiges Leben abſpielen, ſondern geordnetes. In den heilſamen Bahnen feſter Ordnung und Pflicht ſoll ſich das jugendliche Leben bewegen, und feſte Leiter ſind ihm die Lehrer. Dieſe Lehrer aber ſollen — dadurch eben werden ſie erſt voll tauglich zur Leitung — — der Jugend zugleich Vorbilder ſein. Nicht, daß ſie bloß befehlen und verbieten, auferlegen und kontrollieren, beobachten und beurteilen, loben und ſtrafen, ſie ſollen zugleich perſönlich vorbildlich ſein: das wird jedem jungen Lehrer geſagt in Büchern, in Anſprachen, in Inſtruktionen, und er wird auch wohl meiſt nicht verfehlen es ſich ſelber zu ſagen. Neben dieſen, anſcheinend allernatürlichſten, Vorbildern beſitzt dann die Schule andere, ideale, in den edlen Geſtalten, welche ihr Unterricht vor dem Geiſte der Schüler heraufführt, aus

der Geschichte, aus der Dichtung oder aus den Gebieten, die sich zwischen beidem bewegen und beides verbinden. Und noch eine dritte Gelegenheit ist da: selbstverständlich wirken doch wohl die guten Schüler als Muster für die übrigen, in ihren Leistungen, ihrem Interesse, ihrem sittlichen Verhalten.

Aber so ausgemacht das alles zu sein scheint, so kann doch über den wirklichen Verlauf der Dinge ziemlich viel Täuschung stattfinden, und sie scheint nicht ungewöhnlich zu sein. Prüfen wir darum etwas genauer die drei angeführten Gebiete: das Vorbild des Lehrers, das Vorbild der Mitschüler und die vorbildliche Bedeutung der idealen Gestalten.

Noch einmal: keine Forderung scheint natürlicher, kein Satz selbstverständlicher, als daß der Lehrer dem Schüler ein Vorbild sei, der erziehende Lehrer nämlich, und nur von diesem haben wir ja zu reden. Worin denn kann er ihm Vorbild sein? Die Antwort wird etwa lauten: in der Pflichttreue, in der Wahrhaftigkeit, in der Gerechtigkeit seines Urteils, der Korrektheit seines Thuns, in der Selbstbeherrschung, dem Ernst der Lebensauffassung, der Wertschätzung des wahrhaft Wertvollen u. s. w. Indessen ganz so schätzbar wie man meinen mag ist all diese Vorbildlichkeit nicht. Zum Teil sind es Eigenschaften, die eben den Mann, den fertigen, ruhigen Mann von dem Kinde, dem Knaben, auch dem Jüngling unterscheiden, also Eigenschaften, die zwar für den Jüngling ein zukünftiges Entwickelungsziel bilden, aber ein fernliegendes. Er hat, bis er zu diesem gelangt, gewissermaßen noch breite Landstrecken zu durchreisen; er muß noch viel erfahren, erleben, noch vieles versuchen und leiden, noch viel gezogen und geschüttelt werden: nach alledem kann dann Ruhe, Maß, Gleichgewicht, Korrektheit, Sicherheit bei ihm einkehren, von ihm gewonnen werden. Aber Pflichttreue, Wahrhaftigkeit, auch Frömmigkeit, die wenigstens können und werden doch schon jetzt vorbildlich wirken? Was die Frömmigkeit betrifft, so kann sie nur an Mienen und symbolischen Handlungen ersehen, vielleicht aus Mienen und Ton *empfunden* werden; die Wahrnehmung bleibt eine unsichere: und die Frömmigkeit des Mannes, namentlich auch des durch Denken gereiften Mannes bleibt in jedem Fall eine andere, als die des Knaben sein kann. Gleichwohl wird, wo echtes religiöses Gefühl, echte Liebe auch zur kirchlichen Gemeinschaft sich fühlbar macht, dieser Eindruck von tiefem Wert für die

Bildung ähnlichen Fühlens sein, namentlich auch gegenüber all den Äußerungen mehr oder weniger frivoler Lebensanschauung, die den Zöglingen gleichzeitig und in den noch bevorstehenden Jahren von so mancher Seite her entgegendringen. Die Handlungen aber, wie treulicher Besuch der Kirche, pünktliche und volle Teilnahme an den Andachten der Schule, werden wohl dazu beitragen, die Bildung einer ähnlichen Gewöhnung zu fördern, aber eine tiefere Wirkung können sie ja unmittelbar nicht üben.

Was Pflichttreue und Wahrhaftigkeit angeht, so ist die Lage des Lehrers eine so ganz andere als die des Schülers! Daß auch dem Lehrer die Erfüllung seiner Pflicht irgend welche Schwierigkeit mache, sieht der Schüler nicht, kann er nicht ermessen, nicht empfinden; von dem Druck, mit welchem sie auf ihm, dem Schüler, selber lastet, kann drüben offenbar keine Rede sein. Ob der Lehrer sich auf seine Unterrichtsstunde vorbereitet hat, wird sich nicht so leicht fühlbar machen; daß er die Schülerarbeiten genau durchkorrigiert, muß ihm doch wohl bei seiner völligen Sachkenntnis leichte Mühe sein, und wenn er den einen oder andern Fehler stehen läßt, so ist eine Vorbildlichkeit hier überhaupt schon nicht vorhanden. Am ehesten wird es auf diesem Gebiete vorteilhafte Wirkung thun, wenn die Arbeiten recht pünktlich korrigiert und zurückgegeben werden: dies, nicht bloß weil darin Gewissenhaftigkeit gesehen wird, sondern mehr noch, weil Interesse sich verrät. Auch einen recht pünktlichen Anfang der Lektionen darf man als vorbildlich in Rechnung ziehen, und ein aller Bequemlichkeit sich entschlagendes, energisches, lebhaftes Auskaufen der Unterrichtszeit nicht minder. Ist diese eifrige Bethätigung nicht bloß Ausfluß der persönlichen Frische und Kraft, sondern wird sie vielleicht sogar geleistet in fühlbarem Kampfe mit Ermüdung, mit körperlicher Schwäche, Kränklichkeit (und das kommt doch thatsächlich durchaus nicht selten vor), dann mag um so mehr ein ethischer Eindruck jener Art davon ausgehen.

Noch weniger selbstverständlich ist die Vorbildlichkeit bei der Wahrhaftigkeit. Sie zu verletzen, treibt den Schüler die Not, wie sie aus kleinen Verschuldungen und Versäumnissen sich immer wieder ergiebt. Der Lehrer hat leicht die Wahrheit reden, er ist von solchem Drucke frei, er ist der Unabhängige, Gebietende, Richtende, braucht nichts zu vertuschen und zu verteidigen; er ergeht sich in den freien

Bahnen des Dürfens, wo der Schüler in den engen Steig des Müssens eingezwängt ist. Er mag die Schüler noch so oft daran erinnern, daß die Lüge ein Fehler der Sklaven sei: in einem gewissen Sinne *sind* sie eben Sklaven, und darum kommt ihnen die Lüge, die Notlüge. Oder täusche ich mich? giebt es auch für den Lehrer eine Versuchung zur Unwahrheit vor den Schülern? *Eine* solche kennt jedermann: es ist die, sich nicht geirrt haben zu wollen, seine wissenschaftliche Unfehlbarkeit aufrecht erhalten zu wollen, oder auch seine richterlich-erzieherische Unfehlbarkeit. Und noch eine andere Versuchung ist nicht ohne Kraft und nicht ohne sehr üble Wirkung: nämlich die Versuchung, in Gegenwart des Direktors oder Schulrats oder eines sonstigen Besuchers einen milderen, wohlwollenderen Ton anzuschlagen als sonst oder auch eine sorgfältigere Unterrichtsweise durchzuführen. Diese Art von Unwahrhaftigkeit, die in der That eine solche des Charakters ist, nicht der Handlung, nicht des Augenblicks, wird von den Schülern sehr empfunden und kann nur das Gegenteil von Hochschätzung bewirken. Nicht anders steht es, wenn etwa für entscheidende Prüfungen zum Zwecke eines vorteilhaften Eindrucks, eines günstigen „Abschneidens", weitergehende Vorbereitung und Hilfe eintritt als recht und erlaubt ist, obwohl darin ein Teil der Schüler und der Eltern nur Gutmütigkeit sehen und das Verfahren nebst dem Lehrer selbst „sehr nett" finden mag. Wirklich erzieherisch dagegen wirkt es, wenn der Lehrer auch vor der abhängigen, unmündigen jungen Schülerschaft einen begangenen Irrtum frei eingesteht, ohne viel verhüllendes und entschuldigendes Gerede: da ist er Vorbild, da gewinnt er die Seelen, für seine Person und für die Wahrhaftigkeit.

Überhaupt werden es nicht sowohl einzelne Eigenschaften, bestimmte Tugenden sein, die die Kraft vorbildlicher Einwirkung üben, als der Zusammenschluß von Eigenschaften in der Persönlichkeit. Einen Charakter sich gegenüber zu sehen, das wirkt immer erziehend, auch noch in viel späteren Zeiten des Lebens. Das flößt nicht notwendig den Wunsch ein, daß man auch für sich gerade diesen Charakter erwerbe, aber es regt die in dem eigenen Wesen liegenden Tendenzen zur Festigung an. Auch vollzieht sich die Charakterbildung zu einem wesentlichen Teile nicht unter dem Einfluß der *unmittelbaren* Anschauung von Vorbildern, sondern in einer späteren Nachwirkung früher erhaltener Eindrücke. Die später eintretende ähnliche Situation

kann der längſt vorübergegangenen Berührung nachträglich einen hohen Wert geben. Die Zahl der Schüler iſt nicht ganz gering, die hinterher, nach fünfzehn oder zwanzig Jahren, den perſönlichen Wert ihrer ehemaligen Lehrer zu ſchätzen vermögen, den ſie damals in jugendlicher Unreife nicht ermaßen, nicht ſo groß freilich als die Zahl derjenigen, denen die Lehrer auch in ihrer ſpäteren Erinnerung immer Menſchen von nicht recht verſtändlicher oder nicht eigentlich entwickelter Menſchlichkeit bleiben, vielleicht weil ſie ſelbſt immer etwas von der ethiſchen Schulbubenunreife behalten, ſich nicht ſeitdem wirklich über ſich ſelbſt erhoben haben, vielleicht auch bloß, weil die Lehrer ihnen nun einmal nicht als Menſchen durchſichtig geworden ſind, und vielleicht nur deshalb, weil dieſelben ſich in andern Formen darſtellten und bewegten als die Mehrzahl der mit ihnen in Berührung kommenden Menſchen.

In der That, dieſer letztere Punkt, ſo untergeordnet er ſcheinen mag, hat ſeine erhebliche Bedeutung, gerade auch der heranwachſenden Jugend gegenüber. Denn während bei ihr das Auge für den höchſten ethiſchen Wert ſich erſt bilden ſoll, entwickelt ſich ſchon kräftig der Sinn für das weltförmig Normale, jede Abweichung davon erregt Geringſchätzung oder Spott, und namentlich die doch ziemlich zahlreichen Sprößlinge von Familien der höheren und formſtrengen Geſellſchaftskreiſe bedürfen, wo ſie nicht Anſtoß nehmen und nicht Fremdheit fühlen ſollen, des Anblicks der feſten und guten Form in Haltung, Rede, Bewegung und auch Kleidung. Die Verbindung gerade von wohlthuender äußerer Form mit unverkennbar bedeutender Innerlichkeit wirkt ſo überaus befriedigend und gewinnend — nicht bloß auf die Jugend, aber auch auf dieſe!

Und was die damit berührte Innerlichkeit betrifft, ſo muß ſie, wenn ſie ihrerſeits eine anregende Wirkung thun ſoll, auch ſichtbar oder fühlbar werden. Nicht wenige Naturen wenden ſich dem höheren Lehrfach zu, die der Welt und ihren Lebenswellen gegenüber eine beſondere Kühle beſitzen oder zeigen, die faſt ausſchließlich in Büchern und abſtrakten Gedanken die Anregung ihres Inneren finden und die der Welt trocken erſcheinen müſſen, vielleicht auch nicht anders *ſind*, den Schülern aber zumal unverſtändlich und gleichgültig, ohne wirkliches Blut in den Adern, ohne allen Sturm und Drang in ihrem Herzen. Mit ihnen verglichen ſind diejenigen nicht bloß die der Jugend ſympathiſcheren, ſondern doch wohl auch erzieheriſch wertvolleren, die

ſich vom Affekt nicht frei halten, auch dann und wann davon fortgeriſſen werden, die Erregung, Ärger, Zorn, Stimmung verraten; denn was ſie vor jenen auszeichnet, iſt das hervortretende Intereſſe an der Thätigkeit, an Verlauf und Ergebnis der Arbeit, an den Perſonen, und ſolches Intereſſe iſt immerhin ſo viel wert, daß gelegentliche Irrungen es nicht entwerten, wie wenig dieſe auch ihrerſeits vorbildlich heißen dürfen.

Was aber freilich höher ſteht und wertvoller wirkt als ein derartiges impulſives Intereſſe an der Arbeit und ihrem Ablauf, iſt das Intereſſe an dem geiſtigen Inhalt des Unterrichts. Und hier liegt denn wohl das eigentlichſte und fruchtbarſte Gebiet einer vorbildlich anregenden Einwirkung der Lehrerperſönlichkeit. Das Intereſſe, von welchem der Lehrer für den Unterrichtsſtoff, für den wiſſenſchaftlichen Inhalt ſeiner Lehre erfüllt erſcheint, dieſes Intereſſe, das ſich nicht etwa durch pathetiſche Worte erweiſen läßt, ſondern das ſich auf die unſcheinbarſte Art, in Stimme und Auge, in einer gewiſſen ſteten Freudigkeit des Eingehens verrät, es wirkt, es überträgt ſich, es entzündet Intereſſe — nicht bei allen Beliebigen, nicht bei den Dumpfen und Stumpfen, nicht bei den mühſelig mit dem Stoff und ihrer eigenen beſchränkten Kraft Ringenden und ſich Durchquälenden, aber bei den geiſtig Freieren und Entwicklungsfähigen. Sie gedenken nach vielen Jahren, auf dem Höhepunkt ihrer eigenen Reife und Tüchtigkeit, der damals empfangenen Anregung, wenn dieſe auch nur gleich glimmenden Funken war, von denen ſie aber allmählich mit durchwärmt wurden.

Nun kann man vielleicht ſagen, daß dies nicht unter den Begriff des Vorbildes falle, da hier ja nicht die gewonnene perſönliche Geſtalt und auch nicht die planvolle Handlungsweiſe zu eigentlicher Nachahmung antreibe. Aber wer will verfechten, daß es ſich um Handlungen oder um Perſönlichkeit handeln müſſe, wo vom Vorbild die Rede ſein ſolle? Es giebt eben auch eine ſchöne Vorbildlichkeit des Fühlens, und ſie bleibt weniger jenſeitig als Handlungen und Charaktere; ihr tritt nicht Nachahmung *gegenüber*, verſuchte oder gelungene, ſchwächlich ſchattenhafte oder ſelbſtändig ſichere Nachahmung, ſondern ſie überträgt ſich, ſie fließt hinüber in die Seelen und wird da zur treibenden Kraft. Eine ſtille und treue Begeiſterung, die nicht bloß in großen Stunden vor den erhabenſten Gütern und Zielen wach wird, ſondern auch dem Unſcheinbaren um ſeines großes Zuſammenhangs willen gilt und unter

der Alltagsarbeit nicht erſtirbt, iſt das Beſte, was der geiſtige Erzieher dem Zögling zeigen und was er ihm übermitteln kann. Und neben ſolcher Begeiſterung iſt es Überzeugung und iſt es Geſinnung, echte und zuverläſſige und warme Geſinnung überhaupt. Auch da, wo nicht der Inhalt der Überzeugung oder der Inhalt der Geſinnung als ſolcher übernommen wird, wirkt die Anſchauung derſelben zur Bildung eigener Geſinnung (die Geſinnung der meiſten iſt gar keine recht eigene!) und zur Entwicklung und Vertretung einer eigenen Überzeugung. Am gewiſſeſten freilich und am ſchönſten, wenn die Geſinnung die eines großen, weiten, reichen Wohlwollens iſt, wenn Freudigkeit des inneren Lebens, wenn eine gewiſſe Großartigkeit des Standpunktes empfunden wird. So eng und dürr ſind die jugendlichen Herzen niemals, daß ſie nicht darüber ſich öffneten, wie Knoſpen vor der Sonne. Und dies iſt der beſte, höchſte „Anſchauungsunterricht“: das Anſchauen des Edlen mit den Augen des Herzens. Das geht unendlich weit über Lehre und Mahnung, ja über die beredteſte Anpreiſung, über hymniſche Schilderung. Dergleichen ſtrömt natürlich nicht in breiten Fluten durch die Lehrſtunden, es kommt ans Licht in gewiſſen einzelnen Augenblicken, gelegentlich viel beſſer als regelmäßig, unbeabſichtigt beſſer als planmäßig.

Draußen in der Welt freilich wird man ſo Gutes nur ſchwer von den Lehrern erwarten, die man mit Büchern und Heften bepackt ſehr ſchlicht und etwas bedrückt oder ermüdet über die Straße ſchreiten ſieht; von ihrem Auge geht nicht der glückliche Glanz aus wie von dem der begnadeten Künſtler oder auch der ſtolzen wiſſenſchaftlichen Forſcher oder der geweihten Prieſter. Aber oft genug entzündet ſich doch an dem Lichte, das ſie verborgen in ſich tragen, die Flamme der jugendlichen Herzen, die dann weiterhin in der freieren Luft des Lebens voller emporſchlägt. Allen iſt es ja nicht verliehen, derartige Wirkung zu thun, und man kann dem noch nicht Vorwürfe machen, der es nicht vermag. Es wird ganz erträglich und zuläſſig ſein, daß unter den verſchiedenen Lehrern einer Schule die einen mehr ſchulend wirken oder übermittelnd, andere mehr anregend und anfeuernd oder gewinnend, einige mehr durch Lehre, Mahnung, Forderung, Nachdruck, andere mehr durch Führung, Anziehung, Vorbild, und noch andere auch — die Wirklichkeit zeigt nun einmal allerorten kein vollkommenes Bild — durch nichts von alledem.

Das Vorbild in solchem höheren und persönlichen Sinn, wie wir es jetzt berührt haben, kann noch von recht verschiedener Art und dabei immer wertvoll sein. Es kann gegeben werden durch die lebendige Gewissenhaftigkeit gegenüber allen einzelnen und unscheinbaren Punkten in der behandelten Wissenschaft — eine Anregung zum höheren Wahrheitssinn und ein Vorgeschmack wissenschaftlichen Ernstes. Oder durch eine vielseitige Empfänglichkeit für Wissens- und Forschungsgebiete, namentlich auch die nicht unmittelbar bearbeiteten, z. B. für Naturwissenschaftliches beim Philologen, für Ästhetisches beim Mathematiker, für Kulturgeschichtliches beim Sprachlehrer, für Poesie beim Historiker, aber auch durch eine reiche Empfänglichkeit des Gemütes, Freude an der Natur, an der Kunst, Teilnahme an Not und Glück der Menschheit, namentlich auch Freudigkeit gegenüber dem Leben, Optimismus, und schließlich — nicht am wenigsten — Frische des Körpers und der Seele zu gesunden Übungen, zu fröhlichem Wandern, zu ritterlichen Künsten, zum turnerischen Spiel. Wir haber leider nicht die Überlieferung des englischen Schullebens, wo die Männer in Amt und Würden, mit vierzig und mehr Jahren, die Spiele der Jugend nicht aus pädagogisch planmäßiger Herablassung, sondern aus unmittelbarer und unverminderter Lust mitspielen. Aber die Zeiten sind doch auch für uns vorbei, wo der Lehrer sich für ganz entwürdigt und aus der Rolle gefallen angesehen hätte, wenn er von seinen Zöglingen laufend oder ringend oder turnend oder auch stürzend und hinpurzelnd gesehen worden wäre.

Diese ganze Art also von unmittelbar persönlicher Wesensanregung wird das höchste Gebiet der Vorbildlichkeit bedeuten, nicht einer gewollten, bewußten, planvollen Vorbildlichkeit, nicht einer solchen, die konkrete Nachahmung allerseits finden könnte, aber einer thatsächlichen und wirksamen. Wie viel man davon in Wirklichkeit an den Einzelnen vermissen mag, sie *fehlt* heute so wenig als ehedem und wie heute nicht wenige der besten Männer bezeugen, derartige Anregung einst von Lehrern ihrer Jugend empfangen zu haben, so werden auch künftige ein ähnliches Zeugnis ihren Lehrern von heute nicht versagen. Solche Wirkung läßt auch, wenigstens in der Entfernung, viel Menschliches oder Allzumenschliches zurücktreten, das in der fachlichen Amtsverwaltung jener Persönlichkeiten liegen mochte; solche persönliche Wesensleistung wird auch hier „bedecken die Menge der Sünden“ oder doch der Fehlgriffe.

Geichwohl müſſen wir dieſer vornehmſten Wirkung noch einige minder hochgehende Forderungen, und zwar mit um ſo größerer Beſtimmtheit, anreihen. Eine derſelben iſt gegenwärtig allbekannt, wird in allen Büchern und Verordnungen erhoben und überall als berechtigt zugegeben. Der Lehrer ſoll in der Form ſeiner Selbſtdarſtellung und alſo namentlich in ſeiner Rede vorbildlich ſein. Das iſt er aber nicht, wenn er nur korrekt ſpricht und dabei vielleicht pedantiſch, vielleicht geſucht, geſchraubt, oder wenigſtens rein buchmäßig. Dann bleibt ſein Vorbild zu ſehr jenſeits der natürlichen Sprachſphäre des Schülers, es reicht und wirkt nicht hinüber, und es iſt auch gar kein wirkliches Vorbild. Er muß es vermögen, zugleich ſorgfältig und natürlich zu ſprechen, zugleich gebildet und volkstümlich. Das iſt die höchſte Kunſt oder doch die ſchätzbarſte. Und die ſoll nicht bloß in Sprachſtunden geübt werden, ſondern überall. Geſchieht das wirklich, dann tritt wieder der Fall ein, daß das Vorbild nicht erſt eine beſondere Willensbewegung zur Nacheiferung erfordert, ſondern daß es ſich ein Echo im Schülermunde von ſelbſt ſchafft, daß es durch Ohr und Gewöhnung in dieſen übergeht, was immer, wenn auch keineswegs die ethiſch wertvollſte, doch die ſicherſte Art der Wirkung bleibt. Daß die Wirklichkeit an unſern höheren Schulen ſich bereits in befriedigender Übereinſtimmung mit der ſo anerkannten Verpflichtung befände, iſt nicht der Fall. Aber man bewegt ſich auf dieſer Linie aufwärts, das kann nicht beſtritten werden.

Dann noch ein Anderes, was nicht bereits überall ausgeſprochen zu werden pflegt. Es iſt ſehr hübſch, wenn der Lehrer bei den einzelnen Bethätigungen, die den Schülern auferlegt werden, ſich wenigſtens von Zeit zu Zeit an die Spitze oder gewiſſermaßen mit in Reih und Glied ſtellt, wenn er auch ſich ſelbſt „an die Reihe nimmt“ und, nachdem verſchiedene Schüler ihre Kraft verſucht haben, zwiſchendurch nun ſeinerſeits ein Stück vorlieſt oder überſetzt oder zuſammenfaßt oder eine ſchwierigere Entwickelung giebt oder eine Beſchreibung: er ſteht dann den Schülern der oberen Klaſſen (um dieſe handelt es ſich weſentlich) als eine Art Commilito gegenüber, und dieſes Gefühl verbindet innerlich, der Lehrer ſteht in ſolchen Minuten nicht da als der beobachtende und richtende, vielleicht auf Fehler lauernde, ſondern als der mitſtrebende oder doch zeigende, helfende. Das iſt alſo nicht gleichbedeutend mit den ſogenannten Muſterüberſetzungen, welche

der Lehrer zum Schluß den Schülern giebt und zugleich gewissermaßen übergiebt und auferlegt, auch nicht mit dem nachträglichen Abfassen eines Musteraufsatzes über das bearbeitete Thema zu Nutz und Frommen der Klasse', oder der bessernden und abschließenden Zusammenfassung und Formulierung auf allerlei Gebieten, obwohl alle diese Dinge auch ihren Wert haben und nötig sind und auch zur Vorbildlichkeit gehören. Namentlich sollten sich die Lehrer der Sprachen und Litteraturen ein schönes Vorlesen und Vortragen von Zeit zu Zeit nicht versagen oder erlassen, und wenn sie darin das Allerbeste leisten, was ihnen zu erreichen möglich ist, dann haben sie keineswegs zu viel geleistet, sind nicht zu hoch gegangen, auch dann nicht, wenn die Schüler ihnen nicht entfernt auf ihre Höhe folgen können. Denn hierin, im Schönen, darf das Vorbild sich beliebig hoch über die vorhandene Nachahmungskraft erheben: auf andern Gebieten freilich, in andern Fällen darf es, wenn es wertvoll sein will, nicht höher gehen als die Schüler ihrerseits unmittelbar gelangen können; so beim Formulieren von Gesetzen, Zusammenfassen von Gedankenstoffen, und eigentlich auch bei Musteraufsätzen, die häufig gerade den Fehler haben werden, daß sie nicht auf die wirkliche Stufe des Schülergeistes hinabgehen. Zu abstrakt zu sein in seiner Rede, bei Charakteristik, Schilderung u. s. w. ist eine der nächstliegenden Gefahren für unsere ganze höhere Lehrerwelt, und damit gerade wird das Gegenteil von Vorbildlichkeit geboten, denn dergleichen kann nur nachgesprochen, aber nicht nachgedacht, nachempfunden und nicht selbständig nachgestaltet werden. Wo aber kein Maß von Selbständigkeit bei der Nachahmung ist, da ist der Begriff Vorbild zu hoch, um mit Recht angewandt zu werden.

* * *

Verglichen mit dem, was die erziehenden Lehrer an Vorbildlichem leisten oder bedeuten können, wird man geneigt sein, das Vorbild der Mitschüler gering anzuschlagen. Aber man schätze es nicht zu gering; es spielt keine ganz kleine Rolle, es hat seine Bedeutung nach mehr als einer Seite. Es fehlt ihm auch ein großer Vorzug nicht vor dem, was die Lehrer geben können: die innere Entfernung zwischen Muster und Nachahmer ist in jedem Falle weit geringer, und wie die oben so bezeichnete Jenseitigkeit vielfach das Hindernis ist für eine wirklich

fruchtbare Vorbildlichkeit, ſo erleichtert die Nähe, der geringere Stufenunterſchied naturgemäß die wirkliche Nachahmung, macht größeren Mut und ermöglicht beſſeren Erfolg. Es fragt ſich aber zunächſt, ob nicht der Unterſchied überhaupt zu gering iſt, um hier von Vorbild reden zu können, und auch, ob nicht die vorhandenen Unterſchiede, da doch die äußeren Bedingungen von vornherein für die verſchiedenen Schüler die gleichen ſind, mit der Natur der Einzelnen gegeben und deshalb nicht zu überwinden ſeien. Was kann es dem mittelmäßigen Schüler helfen, daß der Erſte der Klaſſe alles ſo ſpiegelglatt erledigt? Seine Sache iſt nun eben die Fehlerloſigkeit nicht, wenn ſie zehnmal ſein Wille wäre. Auch wird der ſtille Ernſt des einen Klaſſengenoſſen die Lachluſt des andern nicht verſchwinden machen, die Ruhe nicht die unbändige Lebendigkeit, die geſammelte Aufmerkſamkeit nicht die fahrigen Gedanken, die Friſche nicht die Mattheit, die angenehme Manierlichkeit nicht die tapirartige Plumpheit. Und haben die Schüler — es wurde ſoeben der Ausdruck „Muſter“ gebraucht — überhaupt Freude an den Muſterknaben unter ihren Mitſchülern, ſind dieſe nicht den meiſten innerlich fremd und ein wenig unſympathiſch, wie ſie auch draußen in der Welt ſich keiner beſonders ſchmeichelhaften Beurteilung erfreuen? Oder hat vielleicht der ehrgeizige Wetteifer derjenigen, die mit einander um die erſten Plätze (Plätze jetzt nur noch in der Rangfolge, nicht in den Bänken) ringen, wenn dergleichen in der Klaſſe ſich findet, mit dem Verhältnis von Vorbild und Nachahmung etwas zu thun? Vielleicht indeſſen ſehen wir beſſer von der beſtimmten Wirkung Einzelner überhaupt ab und reden von dem erziehenden Einfluß einer im ganzen erzogenen Klaſſe auf die einzelnen Unerzogenen, der ja unleugbar iſt. Aber fällt das unter den Begriff des Vorbildes? Immerhin wird es nie an Beiſpielen fehlen, daß der Alters-, der Spiel- und Lerngenoſſe den Genoſſen zur Nachahmung ſeines Verhaltens und Weſens anregt und thatſächlich miterziehend auf ihn einwirkt, ſtärkend und bändigend, belebend und eindämmend oder wie ſonſt. Und wenn dies, obwohl unter Schulfreunden ſich abſpielend, nicht Wirkſamkeit der Schule als ſolcher und darum nicht hierhergehörig ſcheinen ſollte, ſo heißt es in unſerm Thema doch „in der Schulerziehung“ und es braucht dabei nicht bloß an die planmäßigen Veranſtaltungen der Schule gedacht zu werden, auch das ſich innerhalb des Schullebens mehr zufällig mit Ergebende darf in Betracht kommen.

Die eigentliche Rolle des Vorbildes unter Mitschülern liegt freilich anderswo, sie liegt weit weniger auf dem ethischen Gebiete als dem technisch-intellektuellen einerseits und dem rein natürlichen andrerseits. Was das erstere betrifft, so haben wir wesentlich an die ganz einfachen Fälle des Vormachens zu denken, wie dies an zahlreichen Punkten stattfindet, ja fast den ganzen Unterricht durchzieht und nicht nur zu dessen allgemeiner Belebung, sondern auch zum leichteren Erfolg bei der Schülermenge mitwirkt. Wenn Spielen und Lernen für den jugendlichen Sinn den größten Gegensatz bilden, so kann doch gerade der Klassenunterricht den Vorteil haben, das Lernen mitunter dem Spiele insofern anzunähern, als die Gemeinsamkeit, der vielfache Wechsel zwischen den Beteiligten, das lebhafte Tempo, das öftere Wiederholen des Nämlichen, der Wetteifer, die gegenseitige Überwachung und Verbesserung und eben die Nachahmung und Nacheiferung die jungen Seelen einigermaßen ähnlich wie das Spiel anregen. (Man vergleiche das alles nur in Gedanken mit dem stillen Privatunterricht.) Wie hätte sonst auch ludus im Lateinischen den beiderseitigen Sinn zugleich haben können? Das gilt natürlich wesentlich nur von unseren unteren und mittleren Klassen, aber von diesen gilt es eben. Nehmen wir etwas so Elementares wie die korrekte Aussprache fremdsprachlicher Laute, Worte, Sätze. Einzelne Schüler treffen dieselbe rasch und leicht, aber sie machen es nicht just wie der Lehrer, ihr Organ ist dem der Mitschüler gleichartiger, ihre natürliche Artikulation und Modulation ebenfalls, und so vermag thatsächlich der unbehilflichere von dem gewandteren Mitschüler weit leichter zu lernen als von dem allzu sicheren und schon in seiner Stimme fremdartigeren Lehrer. Deshalb habe ich auch die Einrichtung, zugleich zur Entlastung der Fachlehrer eine Art von Gefreiten oder Dekurionen oder Helfern aus den Schülern zu bilden, eben für dieses Gebiet und diese Aufgabe wiederholt empfohlen. Aber ebenso wie mit dem Aussprechen, Sprechen, Lesen in fremden Sprachen (hinsichtlich des Sprechens sei noch bemerkt, daß auch der Mut dazu viel leichter durch den Vorgang von Mitschülern gewonnen wird als durch die Aufmunterung oder Forderung des Lehrers), ebenso ist es dann auch mit dem Lesen, dem zusammenhängenden Sprechen und namentlich dem guten Vortrag in der Muttersprache. Die Stimmmodulation auch des viel begabteren und gewandteren Mitschülers ist dem Genossen doch viel verständlicher,

ähnlicher und erreichbarer als die des lehrenden Mannes; Verständnis und Ausdruck gehen nicht zu *sehr* in die Höhe oder Tiefe, bleiben immer, mehr durch die Natur gebunden, und die Leistung bleibt für die übrigen Schüler anschaulicher. Ähnlich ist das Verhältnis bei der Wahl des Ausdrucks, des mündlichen wie des schriftlichen. Wertvoller als der vorbildliche Aufsatz, den etwa der Lehrer ausgearbeitet hat und mit dem er hinlänglich auf die Stufe der Schüler hinabgestiegen zu sein meint, ist doch der gelungene Schüleraufsatz, der wirklich aus dem natürlichen Boden erwachsen ist und die Schülernatur nie ganz verleugnet.*) Überhaupt aber zeigt die gute Schülerleistung den Mitschülern das, was wirklich der vorhandenen Kraft erreichbar ist, nicht was der Wille und Wunsch des Lehrers gern hätte oder seine pädagogische Unbefangenheit voraussetzt. Und das wird dann noch bei manchem Größeren und Kleineren gelten: im freien deutschen Vortrag der Oberklassen, in der sauberen Haltung der Hefte auf unteren u. s. w., und wohl noch weit mehr als in allem wissenschaftlichen Unterricht — beim Turnen! Auch bei der freiwilligen, Beschäftigung außerhalb des Unterrichts. Daß z. B. dieses oder jenes Buch aus der Schülerbibliothek von diesem oder jenem Klassengenossen gelesen worden ist und gelobt wird, das treibt andere an, es auch ihrerseits zu lesen, um auch wie sie Bescheid zu wissen, oder auch wie sie große Eindrücke zu empfangen. Hier wäre auch der angelegten Sammlungen zu gedenken, und es wird ja die Freude an Herbarien, an Käfer- und Schmetterlingssammlungen noch nicht ganz aus der Schülerwelt verschwunden sein, obwohl man die letzteren jetzt so bequem fix und fertig von betriebsamen Lieferanten beziehen kann, und obwohl den Sammeleifer des gegenwärtigen Geschlechts das öde und tote Gebiet der Briefmarken fast ganz auf sich gezogen zu haben scheint — eine Art Nihilismus des Interesses nach dieser Seite!

Neben diesem ganzen Gebiete giebt es, wie schon gesagt, für die Wirkung von Vorbild und Nachahmung noch ein anderes, dem natür-

*) Weit weniger als vom *deutschen* Aufsatz, an welchen ausdrücklich gedacht ist, gilt das Gesagte für den *französischen* Aufsatz der Realanstalten, der nur im Anschluß an ein gutes Vorbild gedeihen kann. — Übrigens ist das ganze Gebiet des schriftstellerisch-stilistischen Vorbildes, eine so große Rolle dasselbe auch in den höheren Schulen namentlich früher gespielt hat, hier außer Betracht gelassen: mit dem *persönlichen* wollten wir es zu thun haben.

lichen freien Schulleben angehöriges. Jedermann weiß aus Erfahrung, wie mächtig unter den jugendlichen Menschen das Vorbild gewisser Genossen von stärker ausgeprägtem Willen, von bestimmterer Eigenart, von größerer Sicherheit, von entwickelteren Ansichten oder auch von dreisterer Ausdrucksweise wirkt. Der Einfluß dieser Art reicht noch weit über die Schulzeit und Schulsphäre hinaus. Bei dem männlichen Geschlecht (die Sache ist keineswegs auf dieses beschränkt) wird die Nachahmung oder Nacheiferung wesentlich dadurch angeregt, daß jene als die Stärkeren erscheinen, die der Männlichkeit Näheren, wenn das auch in Wirklichkeit eine große Täuschung ist. Das Starke oder als stark Empfundene, oft auch das nur Starre, das Trotzige, das Kühne, Dreiste, unbekümmert Aktive ist es, was diesem im ganzen noch haltlosen, aber von der kindlichen Weichheit hinwegstrebenden Alter imponiert. Und die in dieser Weise geübte Wirkung bildet — das darf uns nicht entgehen — eine Art Gegenerziehung gegen die von der Schule gewollte und geleitete. Nun muß aber Gegenerziehung noch nicht unbedingt bedeuten: Gegenteil von Erziehung, oder Erziehung zum Bösen, Verführung. Dergleichen waltet in Wirklichkeit in einem erheblichen Maße ob: trotzige Gleichgültigkeit gegen Schulgesetze und -bestimmungen, übermütige Geringschätzung der Persönlichkeiten der Lehrer, ein falsches inneres Unabhängigkeitsgefühl, eine Entfremdung von Liebe und Hingabe und Vertrauen: das sind Wirkungen, die sich wohl unter solchem Einfluß einstellen. Aber vielleicht bedeuten doch auch diese eine Art von — es wird freilich seltsam klingen — formaler Bildung, in dem Sinne nämlich, daß eine Erstarkung des Selbstgefühls und das Sichregen eines unbedingt eigenen Wollens zunächst freilich und in der geschilderten Form fern von ethischem Wert ist, aber doch ein Vorstadium oder Durchgangsstadium zu einer Stufe künftigen wertvollen Wollens bildet. Dies ist nicht der Entwicklungsgang bei allen, es ist nicht der schönste, nicht der erwartete und erhoffte Verlauf, es ist ein gefährlicher Umweg, aber oft doch ein Weg, der zum Ziele führt. Die gesamte Anregung des Willens, die die Schule giebt durch Einwirkung auf Gefühl und Einsicht einerseits und durch Gewöhnung oder Zucht andrerseits, bewirkt bei vielen oder vielleicht bei den meisten kein *starkes* Wollen, schließt die Gefahr einer gewissen Lahmheit und Mattheit ein, die wir ja bei unseren Zöglingen sehr wohl kennen, wenn wir dieselben überhaupt richtig

kennen. Jene unterirdiſche Gegenerziehung innerhalb der Kameradſchaft mit ihren roheren, aber ſo viel unmittelbareren, natürlicheren, kräftigeren Antrieben kann, wie angedeutet, ſchließlich doch die rechte Ergänzung für die feine, geiſtige und bedachte bilden. Auch die Verbindung der Klaſſengenoſſen, halb und halb gegen den Lehrer und die Autorität, iſt immerhin eine Schule des Gemeinſchaftsgeiſtes und kann als ſolche wertvoll werden.

Und darum betrachten wir ja auch die verhältnismäßige Freiheit unſerer deutſchen Schulerziehung, die durchaus nicht an den großen Vorzug der Internate und Alumnate glaubt, die nichts von der vollſtändigen Überwachung der Prieſterſchulen wiſſen will, die den ziemlich wilden Verkehr der Schüler untereinander in den Pauſen und ſonſt außerhalb der Lehrſtunden wohl kennt und nicht etwa geradezu verhütet, wir betrachten dieſe ganze Freiheit als *kein* Übel. Wir hoffen, daß die beiderſeitige Erziehung, die obere und die untere, die der geordneten und die der wilden Autoritäten, bei allen Gutgearteten in einem Centrum zuſammentrifft, nicht ganz ſo, aber doch einigermaßen ſo, wie der von zwei Seiten des Berges in Angriff genommene Tunnel, bei dem zuletzt der „Durchſchlag“ erfolgt und damit der Lichtweg für immer geöffnet iſt.

* * *

Hoch über dem Vorbild, das von der Perſon der Lehrer ausgeht, und von dem andern, das die ſtärkeren Altersgenoſſen geben, ſchwebt das Vorbild der Idealgeſtalten, welche der Unterricht und die Lektüre dem Geiſte vorführen. Aber auch hier vollzieht ſich in Wahrheit manches anders, als man es ſich vorzuſtellen gewohnt iſt. Zwar von der vagen Anſchauung, als ob man Geſchichte treibe, um daraus Moral zu lernen, um zur Nachahmung großer Thaten der vergangenen Menſchheit angeregt zu werden, iſt man wohl ſo ziemlich abgekommen, obwohl in ihren Aufſätzen die Schüler bei einem derartigen Gedanken nicht ſelten noch in ihrer linkiſchen Weiſe verweilen, weil ſie ſich vielleicht wirklich den Zweck ihres Geſchichtsunterrichts ſo vorgeſtellt oder beim Hören von großen Menſchen ſich als deren demnächſtige Nachfolger geträumt haben. Aber gerade dieſes Träumen, dieſes Sichhineinträumen in die Lage der Heroen, der Weltüberwinder, der Übermenſchen, das die Jugend unverkennbar liebt und das man ihr gönnen

muß, das wiederum für sie ein inneres Entwickelungs- und Durchgangsstadium bilden mag, es ist von wirklich erzieherischem Werte wohl kaum. Hier ist die Jenseitigkeit der Vorbilder, dieser vorwiegend doch nur gedachten, erdichteten oder zurechtgedichteten Vorbilder ja absolut; sie wird nur nicht so empfunden, weil das konkrete Leben noch nicht mit gedacht und gekannt wird. Daß Orest und Pylades sich „ihren Helden" unter den Heroen der Vorzeit wählen, erscheint völlig natürlich; will darum ein junger deutscher Gymnasiast sich zwischen Odysseus und Achill, Horatius Cocles und Mucius Scävola, Brutus und Cäsar, Alexander und Demosthenes sein Vorbild wählen, so ist das eine Spielerei des Gefühls, und so wenig der Sextaner, dessen Herz über Herakles' Arbeiten erglüht, einen nemeischen Löwen demnächst erlegen wird, fast ebensowenig ist Aussicht, daß der jetzige Primaner die Herzen seiner Landsleute mit Demosthenischer Beredsamkeit lenken wird, oder auch, wenn er realistisch gerichtet ist, daß er als ein neuer Stephenson eine neue Eisenbahn erfinden oder sonst etwas Weltumwälzendes leisten wird. Es sind Träume, Schäume.

Aber das schließt nicht aus, daß immerhin von den lichtvollen Gestalten der Volksgeschichte eine Wirkung ausgehe und sich hineinsenke und vielleicht in irgend einer Form Samen trage. So ist es auch gar kein zweifelloser Fortschritt, wenn in dem Geschichtsunterricht gegenwärtig mehr und mehr das Verständnis der natürlichen Bedingungen der Erscheinungen in den Vordergrund treten und das frei Menschliche darüber zurücktreten soll.*) Es wird aber wohl möglich

*) Nicht ohne Grund sprach sich Ostern 1897 O. Kaemmel vor der Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins (abgedruckt in den Teubnerschen Neuen Jahrbüchern 1898, 1) so aus: „Die Schule muß die naturwissenschaftliche, evolutionistische Geschichtsauffassung ablehnen. Denn diese schwächt gerade das wirksamste erziehliche Element des Geschichtsunterrichts, die Bedeutung der That, der freien, verantwortlichen Persönlichkeit, zu Gunsten unpersönlicher; sie drängt die Gebiete, auf denen diese am wirksamsten zur Geltung kommt, in den Hintergrund zu Gunsten solcher, die für die Schüler weniger anschaulich und begreiflich, daher auch weniger wertvoll sind . . . Sie birgt die Gefahr in sich, daß Lehrer wie Schüler die Kraft des sittlichen Willens theoretisch wie praktisch unterschätzen lernen, wenn sie sich gewöhnen, in der historischen Persönlichkeit nichts weiter zu sehen als das Ergebnis ihrer Zeit und Umgebung, und zu glauben, daß der Einzelne, also auch sie selbst eben so und nicht anders haben werden müssen wie sie sind."

ſein, jener edelſten Aufgabe des Geſchichtsunterrichts über der neueren und allerdings aus der Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Anſchauungen ſich ergebenden Richtung ihr Recht zu laſſen. Auch wird es nicht nötig ſein, die überlieferten Heldengeſtalten, die ja gegenüber der Wirklichkeit immer mehr oder weniger ſtiliſiert, in gewiſſe gerade Linien, einfache Züge gebracht, der natürlichen Verſchlungenheit ihrer Weſenszüge entrückt ſind, je nach dem Maße der volleren wiſſenſchaftlichen Erkenntnis auch ſchon der Jugend von vornherein verwickelter und menſchlich gebundener darzuſtellen; erſt ſpät ſoll dieſer Verſuch eintreten, um einen Ausblick zu geben und den Übergang von der naiven Vorſtellung zur wirklich haltbaren anzubahnen.

Noch weniger wird es nötig ſein, die fremden Helden aus allerlei Zeiten und Völkern mehr und mehr vom Schauplatz zurücktreten zu laſſen, um möglichſt nur nationalen Geſtalten den Raum zu überlaſſen, wie jetzt mitunter gefordert wird. Die Großthat eines aufopferungsfreudigen Patrioten belebt die Vaterlandsliebe des Knaben und Jünglings nicht minder, ob ſein Vaterland ein fremdes war oder unſer eigenes. Endlich iſt es ebenſowenig nötig, die Geſtalten ſo zurechtzurücken, daß an ihnen nur Licht erſcheint und der Schatten nicht zur Anſchauung kommt, wozu gegenwärtig, wenigſtens gewiſſen bedeutenden vaterländiſchen Geſtalten gegenüber, Neigung herrſcht. Selbſt im Religionsunterricht kann es recht wohl vermieden werden, daß Geſtalten aus der heiligen Geſchichte (des Alten Teſtaments) in ideale und vorbildliche Farben getaucht werden, denen gegenüber doch ſchon in den unbefangenen Herzen der Jugend die Zweifel reden. Andrerſeits verſäumt man es an mehr als einem Punkte, Perſonen in ihrer menſchlichen Vorbildlichkeit fühlbar und wirkſam zu machen, die man ſtatt deſſen vor allem nur als Träger von Lehren oder als Inhalt von Dogmen gelten läßt. Ich denke an die Geſtalt des Apoſtels Paulus, ich darf auch an das Bild Jeſu ſelbſt denken. Man hat noch zu viel Scheu vor dem doch überwundenen Rationalismus, um hier unbefangen den ſchönſten Weg zu gehen.

Im ganzen bleibt ſicherlich eine reiche Fülle von anregenden Erſcheinungen in der Litteratur, in der Dichtung, der Geſchichte, der Religionskunde. Wenn uns dabei übrigens die vorbildlichen Geſtalten aus allen Zeiten und von allen Zungen wert ſein ſollen, ſo iſt doch wohl eine Ergänzung oder auch Ablöſung des

Herkömmlichen an mehr als einem Punkte denkbar. Leonidas in allen Ehren, aber Thaten und Gesinnung wie die seinige hätte die Geschichte auch außerdem hundertfältig aufzuweisen, und unsere eigene nationale Kriegsgeschichte daraufhin auszunutzen, wäre, glaube ich, recht und billig. Selbst wenn die heldenhaften Personen sich in unserm allerletzten Kriege finden und durchaus nicht vom Duft einer 2000 jährigen Entfernung umkleidet sein und gar keine vollklingenden griechischen Namen haben, auch nichts dem Königstitel Ähnliches tragen sollten, wäre es doch der Mühe wert. Dagegen höre man auf, solche Persönlichkeiten unserer Jugend zu sehr unter dem Gesichtspunkt des persönlich Vorbildlichen nahe bringen zu wollen, bei denen das nicht ohne Künstelei geschehen kann, und die es auch aus ihrem Grabe heraus nicht prätendieren würden. Wird nicht die „vita“ des Horaz oder die Deutung seiner Person aus seinen Gedichten oft so gehalten, als ob man eigentlich nichts Schöneres thun könne als seine (immerhin doch recht südländisch-poetenhafte und auch etwas decadente) Lebensauffassung übernehmen? Seiner Zeit — und eine sehr lange Zeit — galt auch Cicero der Schule als ein Idealmensch, zwischen der Schönheit seiner Perioden und derjenigen seines Charakters wurde ein ordentlicher Unterschied kaum aufgespürt, bis er sich dann plötzlich als ein Jämmerling verdammen lassen mußte und über seine Charakterlosigkeit jeder unbewährte Büchermensch spottete. Auch die Schatten und Namen der Vergangenen müssen eben, wie es scheint, noch herauszahlen, was sie eines Tages zu viel bekommen haben: so gerecht ist die menschliche Nachwelt! Aber eigentlich ist es keine Gerechtigkeit, sondern ein Pendeln zwischen zwei Ungerechtigkeiten. Jetzt endlich scheint für Cicero das rechte Maß (und es darf ein recht ansehnliches sein) gefunden zu werden.

Was wir *hier* daraus entnehmen wollten, war nur, daß nicht *herkömmliche* Schätzung, nicht *vereinbarte* Größe gelten soll, sondern Echtes und Lebendiges, aus Nähe wie Ferne, aus Krieg wie Frieden, aus der Stille wie der großen Öffentlichkeit, aus Dichtung wie Wirklichkeit. Ich glaube, man könnte überhaupt vielseitiger sein als man jetzt ist, könnte der Jugend vielerlei Züge des Hochsinns, großartiger Selbstverleugnung, herrlicher Menschenliebe zeigen, ohne daß übrigens etwas von künstlicher Mache dabei fühlbar würde, denn das freilich wäre verderblich. Solche künstliche Mache oder ver-

ſchiebende Deutung fehlt übrigens auch gar nicht ſelten bei der Erläuterung der Dichtung. Obwohl man längſt darüber hinausgekommen iſt, in den Werken der Dichter immer eine ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit — im Sinne einer poetiſch wiedergeſpiegelten moraliſch-juriſtiſchen Gerechtigkeit — zu ſuchen oder zu fordern, und obwohl man in Schulen ſich gegenwärtig ſehr viel mit der rechten äſthetiſchen Erläuterung der Dichtungen zu ſchaffen macht, ſo taucht da doch immer wieder etwas von der Neigung auf, jedesmal das Laſter ſich erbrechen und die Tugend ſich zu Tiſche ſetzen zu laſſen, für jedes einer Perſon wiederfahrende Leid gründlich nach ihrer Verſchuldung zu ſuchen, dieſe Verſchuldung dann auch in irgend einem Winkel ihres Herzens oder in einer unſcheinbaren Unterlaſſung oder wo ſonſt zu finden, um recht viel abſchreckende Beiſpiele neben Vorbildern der Tugend aus den Dichtungen holen zu können. Das iſt nicht bloß unfruchtbar, es iſt ſchädlich. Der letzte Grund dafür iſt auch nur der, daß das Verſtändnis der Vorgänge damit logiſch bequemer iſt, weil alles mehr auf einer Linie liegt. Oder wäre es ein anderer Grund? Der müßte dann mit Pedanterie nahe verwandt ſein, wenn nicht gar mit Phariſäismus. Was man in ſittlicher Beziehung aus den Dichtungen vor allem gewinnen kann, iſt, daß man von den Dichtern lernt, Menſchen und Menſchliches recht voll zu verſtehen, denn das vollere Verſtehen und Schauen iſt ja eben die Gabe der Dichter. Damit können dieſe ſelbſt als Vorbilder genommen werden, mehr vielleicht als die Geſtalten ihrer Schöpfungen, deren freilich ſehr viele doch auch ihre ſchön anregende Kraft haben und fort und fort üben werden, nicht immer die im Mittelpunkt ſtehenden Helden, die vor allem mit ihrer Leidenſchaft kämpfen, ſondern mehr Perſonen an zweiter oder untergeordneter Stelle, die Treuen, die Standhaften, die Liebenden alle, deren reiche Schar ich hier nicht zählen und nicht zu benennen verſuchen will.

Auch von dem Leben, Fühlen und Handeln der großen Dichter ſelbſt könnte man vielfach lebendigere Bilder geben als üblich iſt. Die „Biographie“ mit Zahlen, Daten und Titeln mag nicht zu entbehren ſein, hat aber keinerlei Bedeutung in ſich ſelbſt; die wiſſenſchaftliche Ergründung der geiſtigen Entwicklung geht im ganzen über den Geſichtskreis der Schule hinaus, obwohl man ſie jetzt nicht ungern auch dort einführt. Es giebt aber im Leben dieſer Großen —

gerade unſerer großen Dichter oder auch Denker und ſonſtigen geiſtigen Vorkämpfer — ſo manche Züge menſchlicher Trefflichkeit, es ſind ihrer ſo viele, die noch eine andere Hoheit aufzuweiſen haben als die ihrer unſterblichen Leiſtungen, daß es ſchade iſt, das alles nicht fühlbar zu machen.

Überall wo Herzensverehrung und Liebe geweckt wird, da verſprechen auch die vorbildlichen Anregungen eine gewiſſere Wirkung, als wo nur Überlegenheit empfunden und Reſpekt oder Bewunderung gezollt wird. Das empfängliche Menſchenherz iſt da gleichſam bei erhöhter Wärme in einem flüſſigeren Zuſtande und damit beweglicher und bildſamer. Das gilt, wie für die vor das geiſtige Auge tretenden Idealgeſtalten, ſo für die Erzieher von Fleiſch und Blut. Freilich, abſichtlich erſtreben können dieſe ein ſolches Ziel nicht, das würde ihnen nichts helfen — wie es auch niemandem etwas helfen würde, durch viel Reden ſein eigenes oder irgend ein anderes Vorbild zu empfehlen. Breite Reden können nur, wie plumpe Waſſergüſſe, hinwegſchwemmen, was ohne ſie etwa keimen könnte.

Und auch meinerſeits will ich es nun des Redens genug ſein laſſen, damit es nicht ſcheint, als ſollten Betrachtungen das leiſten, was doch ganz weſentlich dem Takt des Herzens vorbehalten bleibt.

10. Einige Gedanken über die Zukunft unſeres höheren Schulweſens.

Die Zeit, wo alle Welt ſich den Kopf darüber zerbrach, wie unſere höheren Schulen eigentlich eingerichtet werden müßten, wenn ſie etwas taugen ſollten, ſcheint vorläufig vorüber. Die Broſchüren mit berühmten oder unberühmten Namen folgen ſich nicht mehr auf dem Fuße, die Zeitungen und die Verſammlungen regen ſich nicht mehr ſo gern darum auf, und in den Kreiſen der Pädagogen ſelbſt wird mehr über Einzelfragen verhandelt, als um große Prinzipienfragen gekämpft. Die „neuen Lehrpläne“ von 1892 haben vorläufig einen thatſächlich feſten Zuſtand geſchaffen, gegen den die trotzigſten Köpfe vergeblich anzurennen fürchten müßten. Da dieſe neuen Lehrpläne, abweichend von früheren, auch über Methode, Stoffauswahl, Abgrenzung der Aufgaben im einzelnen Vorſchriften geben, und da ſie in dieſer Hinſicht nicht wenig alte Gepflogenheiten ſtürzen, ſo haben die Lehrer reichlich zu thun, ſich in dieſelben einzuarbeiten. Die meiſten thun es mit gutem Willen, wenn auch mit ungleicher Elaſtizität, manche mit inneren Vorbehalten und Bedenken (denn die Lehrpläne ſind Kompromiß zwiſchen ſehr verſchiedenen Rückſichten und enthalten durchaus nicht lauter Gutes), etliche auch in unverhohlener Proteſtſtimmung, darunter Perſönlichkeiten von großem Anſehen. Im ganzen aber finden es die Menſchen ja nicht allzu ſchwer, angeſichts einer feſten Entſcheidung ſich zu beruhigen. Sie ergeben ſich namentlich dann in das Neue, wenn ſie Ausſicht haben, nun wenigſtens in Ruhe gelaſſen zu werden.

Aber ſehr groß iſt dieſe Ausſicht hier nicht, und die Ruhe iſt mehr an der Oberfläche. Die großen Fragen, in denen unſere Kultur mit ſich ſelbſt im Zwieſpalt iſt, die als Fragen des Schulweſens nur erſcheinen, während ſie viel allgemeineren Charakters ſind, ſie bleiben

ungelöst im tiefen Untergrund; ideale und reale Ansprüche werden weiter um das stärkere Recht ringen; die einen oder die andern abzuweisen, wäre gleich verhängnisvoll; Vermitteln bleibt immer die Losung, und Vermittelung richtet sich nicht auf für die Ewigkeit, sie bleibt fließend, sie muß erneut werden, sie unterliegt dem Wandel. Doch es sind nicht bloß die großen Prinzipienfragen, die eine unsichere und schwankende Lösung nach der Natur der menschlichen Dinge finden, auch die bestimmte Einrichtung des Einzelnen wird, da die Gesamtgestaltung des Unterrichtswesens eben etwas sehr Kompliziertes ist und nicht anders sein kann, immer wieder bessernde Versuche fordern, ohne daß leere Neuerungssucht im Spiele sein müßte. In der Vergangenheit hat allzu statarisches Leben den höheren Schulen oft zum Schaden gereicht; es bewirkt dann von Zeit zu Zeit die revolutionären Angriffe, die doch ihrerseits wieder nicht das Heil bringen. Das Tempo des Wandels scheint mit der Dauer der lebendigen Kultur überhaupt rascher zu werden; neben der lebendigen giebt es freilich auch erstarrende und erstarrte. Sehr unzutreffend war immer die Anschauung, unser Erziehungswesen müsse in seiner bestimmten Daseinsform erhalten werden, weil es sich in den großen nationalen Leistungen unserer letzten Kriege bewährt habe; das deutsche Heer selbst hat nach und seit 1871 seine Einrichtungen unablässig geprüft und geändert, sicher nicht aus zufälliger Unstetigkeit. Eine lebhafte Bewegung im Schul- und Erziehungswesen herrscht gegenwärtig im Ausland fast allerorten; wir haben nicht die mindeste Bürgschaft, nicht überholt zu werden. Durch ein in der Nation verbreitetes, sehr lebhaftes pädagogisches Interesse, verbunden mit Opferwilligkeit und Elastizität, beschämen uns z. B. schon die Amerikaner; bestimmte Vorzüge hat sich Österreich errungen, und auf Einzelgebieten ist man auch anderswo uns voraus. Es ist wohl der Mühe wert, die Augen wirklich offen zu halten.

Ein neues Moment der Unruhe oder doch der Bewegung ist übrigens mit dem Auftauchen der „Frankfurter Lehrpläne“ (oder der ähnlichen sonstigen) gegeben: die Frage, ob ein wesentlich späterer Beginn des Lateinischen sich bewähre, ob der Versuch sich allgemeiner empfehle, ob seine Begünstigung und allmähliche allgemeine Durchführung zu erwarten sei. Hier verbindet sich sehr greifbares praktisches Interesse mit der pädagogischen Bedeutung der Frage und ein um so weiterer Kreis nimmt an der Entwicklung der Sache Anteil. Vielleicht

ſcheint es, daß auch im ganzen die öffentliche Anteilnahme an den Fragen des Schulweſens in unſerer Zeit doch groß zu nennen ſei; und daß ſie es wäre, könnte nur natürlich heißen und erfreulich. Aber erfreulich iſt der wirkliche Stand der Dinge in dieſer Beziehung nicht. Es herrſcht weſentlich wildwüchſige Kritik, leichtherziges Abſprechen, kurzſichtiges Ermeſſen, einſeitige Beurteilung, ſubjektive Schätzung. Dem Laien pflegt es ja überhaupt leichter zu werden, ſich urteilend zu entſcheiden; der Glaube der Draußenſtehenden an den wohlgefügten Zuſammenhang eines beſtehenden Syſtems iſt eher erſchüttert als der der Fachleute; das Herz iſt dort leichter, wo nicht alle Konſequenzen ermeſſen werden und wo dieſelben nicht unmittelbar getragen oder ausgeglichen werden müſſen. Oft hat freilich der freiere Blick des weit Abſtehenden am richtigſten geſehen; aber man darf doch nicht ſogleich über Engherzigkeit, Dumpfheit und Schlendrian ſchelten, wenn man die Fachleute ſchwerer in Bewegung kommen ſieht, als man wünſcht. Alles in Allem wird doch von draußen her mehr Thörichtes behauptet, als drinnen Thörichtes gethan wird.

Dies iſt natürlich nicht bloß für das uns beſchäftigende Gebiet gemeint. Aber für dieſes Gebiet ſteht es vielleicht doch ungünſtiger als für andere. Man kann da drei Schichten der Kritik unterſcheiden: eine perſönlich-moraliſche, eine theoretiſch-radikale und eine idealiſtiſch-pädagogiſche. Die erſte gilt teils den einzelnen Lehrern, zu denen man durch ſeine Kinder in Beziehung (meiſt nur eine ſehr abſtrakte Beziehung) tritt, teils der Geſamtheit, dem Durchſchnitt, dem herrſchenden Verfahren, ja der Geſinnung. Die Urteile fallen leichthin; dieſem Stande gegenüber legt man ſich keine Zurückhaltung auf; es wäre faſt ſchlechter Ton, wollte man Gutes von ihm reden; Parteilichkeit leichthin anzunehmen, Rancune, Bosheit und Gehäſſigkeit, das deutet zwar im Grunde auf eigene niedrige Geſinnung, iſt aber trotzdem ſehr verbreitet. Man trifft da viel Rohheit an in feinem Munde; unſere Zeit iſt der ethiſchen Selbſtkultur nicht günſtig. Für den, der die Welt und die Gegenwart wirklich kennt, iſt die Gewiſſenhaftigkeit im höheren Lehrerſtande mindeſtens ſo groß wie in einem der bevorzugten Stände, und das Wohlwollen, das ja freilich nicht die leichtherzige Gemütlichkeit der Unverantwortlichen ſein darf, nicht gering. Nicht gering iſt auch das perſönliche Streben nach Vervollkommnung, und

über den in der letzten Zeit freilich stark in den Vordergrund getretenen Bemühungen um äußere Hebung des Standes hat es doch nicht fühlbar eingebüßt. Gerade auch das pädagogische Interesse neben oder gegenüber dem wissenschaftlichen ist immerhin im Steigen begriffen; Vereine und Konferenzen, Veröffentlichungen und Kongresse zeigen es, und praktisch thut sich die Besserung kund, z. B. in der durchschnittlich leichteren Handhabung der Disziplin, in der außerordentlichen Verminderung der Strafen, in der Vermehrung des persönlichen Verkehrs zwischen Lehrern und Schülern, dem nun gemeinsame Turnspiele, Ausflüge und Wanderungen dienen. In Beziehung auf die Unterrichtserteilung braucht nur an die so viel bessere Pflege der Muttersprache erinnert zu werden, oder an die weitgehende Beschränkung des Memorierstoffes, an die Verwendung anregender Anschauungsmittel auf so vielen Gebieten, um von zahlreichen andern Punkten zu schweigen.

Manchem aber, was man vermißt, stellen sich wirklich starke Hemmnisse entgegen. Ein Eingehen auf die Individualität, so wie es die Zärtlichkeit für die Verwöhnten wünscht, ist nicht wohl thunlich und wäre auch erzieherisch nicht das Heilsamste. Einordnung und Eingewöhnung in allgemeine Normen muß neben die Ansprüche der Individualität treten. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß der Blick der öffentlichen Berufserzieher nach dieser Seite weiter werden sollte, wie schon ihre ganze Vorbildung nach der rein pädagogischen Seite bis jetzt unzulänglich zu sein pflegte. Und was die sonstigen Hemmnisse betrifft, so ist die Gefahr, in Routine zu erstarren, naturgemäß da groß, wo ein sehr regelmäßig wiederkehrendes Thun nach peinlich festen Normen Berufspflicht ist. Die Last der regelmäßigen Gesamtarbeit ist für die Einzelnen vielfach eine drückende und gerade für die Tüchtigsten häufiger, weil ihnen das Verantwortlichste auferlegt wird. Sie wird übrigens fühlbarer durch die strenge Gebundenheit an Stunde und Minute. Auf eine ähnliche Probe wie bei dem Korrigieren der häuslichen Schülerarbeiten wird die geistige Frische in keinem andern höheren Berufe gestellt. Die Zahl der früh Zusammenbrechenden oder doch Erlahmenden ist denn auch groß. Eine gewisse Abgeschlossenheit von Welt und Gesellschaft ergiebt sich und macht sich leicht auch innerlich fühlbar. Mißtrauen in fremde Wertschätzung, Empfindlichkeit, Schwanken in der eigenen Selbsteinschätzung sind Folge;

Mangel an konziliatorischer Gewandtheit wird oft wahrgenommen. Die Verbindung liebenswürdiger Formen mit streng sittlichen Maßstäben ist nicht so leicht, um von der großen Mehrzahl geleistet zu werden; für die Theologen bestehen in dieser Hinsicht günstigere Bedingungen. Im ganzen ist in jedem Stande die Durchschnittsleistung eine mittelmäßige. Eine gute Lösung der Aufgabe des höheren Lehrers erfordert in Wirklichkeit eine Verbindung von sehr verschiedenen und nicht gemeinen Eigenschaften, und zwar zugleich natürlichen und erworbenen. Schließlich sind auch die allgemeinen Lebensverhältnisse der Gegenwart der regelmäßigen erzieherischen Einwirkung nicht günstig: auch die Zöglinge sind von der zerstreuenden, zugleich erregenden und abstumpfenden Wirkung unseres Kulturlebens selten unberührt. Eine feste Erziehungsweise in den Familien kommt im allgemeinen nicht zu Hilfe. Wäre sie und wäre die rechte Verbindung da, dann würden auch die herben, mißtrauenden, feindseligen, leichtherzigen Urteile nicht umherschwirren, wie sie es jetzt thun. Daß die Verbindung so unzulänglich ist, das ist freilich immerhin zu einem wesentlichen Teil doch Schuld der Schule aus der Vergangenheit; denn sie hat sich lange Zeit zu selbständig gefühlt, hat ihre Zöglinge mit sehr einseitigen Maßstäben gemessen, hat nur den dürftigsten Austausch mit den Eltern gesucht, und hat in aller Stille das Zutrauen eingebüßt, dessen sie doch auf die Dauer nicht entraten kann und dessen sie gegenwärtig auch im ganzen keineswegs unwürdig ist. Neue Generationen also müssen erobern, was frühere verscherzt haben.

Neben allen jenen mehr persönlichen Zweifeln stehen fortgesetzt die grundsätzlichen, oft in der vornehmen Form der Wissenschaftlichkeit erhobenen Angriffe. Noch sind die Behauptungen von unsinniger Überbürdung der jugendlichen Geister nicht verstummt; sie tauchen mitunter noch in ärztlichen Versammlungen oder in Broschüren auf, trotz aller Entlastungsmaßnahmen, die sich durch die letzten fünfzehn Jahre hinziehen. Behauptungen wie die von quälender Inanspruchnahme des Gedächtnisses oder von geistlosem Schreibwesen und dergl. stehen mit der Wirklichkeit in schreiendem Gegensatz. Die Verantwortung für die Leiden der Kurzsichtigkeit, für alle Formen der Nervenschwäche, ja der Geisteskrankheit oder des verhängnisvollsten Lebensüberdrusses wird noch immer, trotz aller auch medizinisch-statistischen Widerlegung, schlechtweg den Schulen zugeschoben. Auch die neuesten Versuche

zur Regulierung des Schullebens auf Grund der Ergebnisse physiologischer Messungen und Feststellungen, an sich schätzbar wie jede wissenschaftliche Forschungsarbeit, würden doch mit Unrecht den Anspruch erheben, tief umgestaltend einzuwirken, wie sie übrigens nur das genauer bestimmen, was die praktische Pädagogik ihrerseits längst erprobt und mit zur Richtschnur gemacht hat. Eine so vollständige Umkehr unseres Bildungswesens aber, daß auf körperliche Entwicklung aller Wert gelegt und der geistigen an Raum nur zugestanden würde, was von jener übrig bliebe, ist mit der Anerkennung und Weiterentwicklung unserer Kultur nicht vereinbar. Zu allgemeinerem Bewußtsein könnte auch die Thatsache kommen, daß energische geistige Zucht keineswegs schlechthin nervenzerrüttend wirkt, sondern auch nervenstärkend. Doch auch hier wieder sei nicht geleugnet, daß die höhere Schule fortgesetzt das Auge offen halten muß für alles, was vollere Harmonie nach dieser Seite herbeiführen oder verbürgen kann. Die ablehnende Haltung mancher Schulmänner z. B. gegen die Anstellung von Schulärzten zur volleren Sicherung möglichst guter hygienischer Verhältnisse läßt jedenfalls den Schein von Amtseifersucht, Bequemlichkeit oder Verständnislosigkeit aufkommen.

Auch von idealistisch-pädagogischer Kritik war oben die Rede. Zur pädagogischen schlechthin könnte man schon diejenige rechnen, die das Erziehungsziel wesentlich durch ganz praktische Gesichtspunkte bestimmt wissen will, und die Stimmen dieser Art werden immerhin in dem Maße lauter und häufiger, als die Schwierigkeit der Behauptung der äußeren Existenz im allgemeinen Wettkampf gestiegen ist. Die Frage, zu welcher Verwendung man etwas lerne, so nahe sie stets liegen mußte, wird doch nun in weiteren Kreisen erhoben als ehedem, und mit einem unbestimmten Hinweis auf idealen Wert giebt man sich nicht mehr leicht zufrieden. Es kann auch gar kein Zweifel sein, daß jede Bildung eine solche für das Leben sein muß, und ebenso, daß man nicht der Hinbildung zu idealen Zielen eine ganze Periode des Lebens ausschließlich widmen kann, um hinterher erst realen Rücksicht zu schenken. Es muß sich beides immer durchdringen, und das schließt viele feine Aufgaben im einzelnen ein; es genügt dazu auch keine Formulierung, kein Programm, und wie es geschieht, wird sich nicht jedermanns Blick offenbaren. Aber Verbindung und Durchdringung gilt es, nicht Scheidung und Ausschluß. Es ist keine von

den Aufgaben, die einmal ſchlechthin gelöſt werden, ſondern von denen, die immer wieder zu denken, zu prüfen, zu verſuchen geben.

Kommen wir indes auf die idealiſtiſchen Forderungen. Herzensbildung ſoll das Ziel ſein ſtatt Verſtandesbildung! Charaktere müſſen geſchaffen werden für den Kampf der Wirklichkeit! Individualität muß ausgebildet werden und die gleichmacheriſche Tendenz des gegenwärtigen Schulbetriebs muß weichen! Oder: in äſthetiſch-perſönliche Bildung muß alles einmünden! Oder: echte, treue, unerſchütterliche Idealiſten muß die Schule liefern, im tiefſten Sinne echte Chriſten, von Religioſität durchtränkte Seelen! So oder ähnlich. Und damit hätte die Schule nichts als ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan! Der Pädagog iſt darin übel dran, daß man von ihm Unendliches ſo leicht verlangen kann. Vom Arzte fordert niemand, daß er in ſeinem Bezirk der Krankheiten ſchlechtweg Herr werde und einen Zuſtand wundervoller allgemeiner Geſundheit ſchaffe; vom Prediger nicht, daß in ſeiner Pfarre die Sündhaftigkeit aufhöre und gottſeliger Lebenswandel geſichert ſei; vom Richter nur, daß er nach beſter Überzeugung Recht ſpreche, unparteiiſch und unbeſtechlich ſei, und das geht ja keineswegs über Menſchenkräfte. Aber hat nicht der Pädagog die jungen, bildſamen Seelen, und hat er ſie nicht dauernd in ſeinem Banne? Das Letztere iſt nicht wahr und das erſtere nur ſcheinbar ſo. Menſchliche Seelen, auch ganz jugendliche, ſind etwas ſehr Kompliziertes, Vielverſchlungenes, Geheimnisvolles, Schillerndes, Unfaßbares. Wie viel auf ſie eingewirkt werden kann, iſt unbeſtimmbar. Und die öffentliche Erziehung bedeutet nur einen einzigen Teil der einwirkenden Mächte. Sollten nicht Familie, Umgang, ſoziale Lebensſphäre, umgebende Verhältniſſe, Beiſpiele, Lektüre, Erlebniſſe, körperliche Ausſtattung, angeborene Eigenſchaften zuſammen ein ganz anderes Gewicht haben? Sie haben es in der That, und ihr Einfluß kommt wohl noch häufiger als Abzug hinzu denn als Ergänzung. In vielen Augen, die drüben Splitter ſehen, ließen derbe Balken ſich gewahren.

Alle jene ſchönen und hohen Ziele, oder wenigſtens die meiſten derſelben, müſſen in der That über dem Erziehungswerk ſchweben; ihnen kann im einzelnen gewiß noch viel mehr gedient werden, als zu geſchehen pflegt. Aber daß man auf dieſe Forderungen hin Weſen und Weiſe der Schulen einfach umzukehren habe, davon iſt es doch weit entfernt. Die Bildung des Willens wird an Schulen immer

ganz vorwiegend nur durch Vermittelung der Einſicht und durch Wirkung auf dieſe erfolgen können, außerdem durch Gewöhnung zur Stetigkeit. Die Entwicklung einer ſtarken individuellen Willensrichtung kann nicht in erſter Linie der Schule zufallen. Wenn an dem oft beklagten Ausſterben origineller Individualitäten wirklich das Schulleben erhebliche Schuld trägt, ſo wird durch dieſen Verluſt Gewinn nach anderer Seite erkauft. Übrigens hat zu viel Individualität bekanntlich in der Vergangenheit einem kraftvollen Gemeinſchaftsleben bei uns ſehr im Wege geſtanden. Die Entwicklung von Charakteren kann überhaupt nicht der Periode des Schulbeſuchs zufallen; ſie erfolgt erſt ſpäter „in dem Strom der Welt“. Aber auch die Keime dazu bilden ſich wohl mehr in denjenigen Beziehungen, die neben der Schulangehörigkeit für den Zögling bedeutend ſind. Und mit der Herzensbildung wird es kaum anders ſtehen: die Schule hat dafür wieder weſentlich nur das lehrende Wort, das im rechten Munde ſehr eindrucksvoll ſein mag; aber die eigentliche Grundlage bildet Innigkeit der wirklichen Herzensbeziehungen, und ſie iſt das ewige Vorrecht der Familie. Äſthetiſche Bildung endlich ſtelle man nicht zu ernſtlich als letztes Ziel auf; ſie iſt ja für gewiſſe Kreiſe die Bildung ſchlechthin; aber die Schule muß ſich ihrer größeren Verantwortung bewußt bleiben; ihr kann gegenüber dem Ethiſchen das Äſthetiſche nur eine dienende oder ergänzende oder verſchönende Bedeutung haben.

Doch das alles waren nur ſehr allgemeine Forderungen; hundertfache ergehen zwiſchendurch im einzelnen. Mitunter ſpricht der ganz naive Egoismus des wiſſenſchaftlichen Fachmanns, mitunter die noch naivere Schlußfolgerung aus einer zufälligen Erfahrung, oder die Stimme perſönlicher Liebhaberei. Niemals iſt man weniger geneigt geweſen, gemachte Fortſchritte anzuerkennen, niemals leichtherziger im Anklagen. Zu den vielen Beſchwerden über allzu ſtrenge Anforderungen kommen neuerdings auch häufig ſolche, die in entgegengeſetzter Richtung gehen. Findet hier und da einmal die größere Erleichterung, welche die gegenwärtige Unterrichtsweiſe der Jugend gewährt, oder finden die knapperen Lehrbücher, die reichlicheren Anſchauungsmittel Lob, ſo ertönt andrerſeits auch die Behauptung von einem kläglichen Rückgang der Leiſtungen bereits alle Tage.

Sie ruht in vielen Fällen auf ganz äußerlicher Grundlage. Man ſieht ſeine Sprößlinge nicht mehr „ſo weit kommen“, wie man ſelbſt

gekommen war, nicht ſo dicke Wörterbücher wälzen, nicht ſo viele grammatiſche Ausnahmen lernen, nicht ſo lange Aufſätze anfertigen, nicht ſo viele Einzeldaten des peloponneſiſchen Krieges oder der Diadochenkämpfe einprägen, nicht Schillers Abhandlungen ins Franzöſiſche übertragen. Das, worüber man ſelbſt geſeufzt oder geſcholten, wird nun vermißt und zurückgefordert. Oder man findet die jungen Menſchen im ganzen minder entwickelt, ſchwerfälliger, unſicherer, gedankenärmer, als man ſelbſt auf der gleichen Altersſtufe geweſen zu ſein — wähnt. Aber ermäßigt allerdings ſind die Ziele ja durchweg worden, nicht infolge von minderer Energie, minderer wiſſenſchaftlicher oder didaktiſcher Fähigkeit der Lehrenden, ſondern infolge der ſo allgemeinen und lauten Überbürdungsklagen. Ob nicht wirklich auch Notwendiges preisgegeben worden iſt? Denn neben jenen äußerlichen Kritikern giebt es doch auch andere, viel ernſtlicher zu nehmende. Ich halte es für unabweisbar, ihnen einmal das Ohr zu leihen.

Es ſind nicht bloß die Lehrer an den Univerſitäten (dieſe allerdings in großer Einmütigkeit), ſondern außer ihnen viele andere, an maßgebenden und günſtigen Stellen, von zuverläſſiger Unterſcheidung und weitem Blick, welche finden, daß die Fähigkeit zu ſelbſtändiger, zuſammenhängender, genauer geiſtiger Arbeit den jungen Männern von heute ſehr abhanden gekommen ſei. Oberflächlichkeit in alledem, was man als die formale Seite anſehen kann (alſo namentlich im Sprachlichen), iſt nur das Eine, das Geringere; Unſelbſtändigkeit und Mangel an Ausdauer im Denken, Abhängigkeit vom Wort, Mangel an Beſtimmtheit bilden die wichtigere Seite. Es ſind nicht die Philoſophen, die hier klagen, nicht die Humaniſten, oder philologiſche Gelehrte ſonſtiger Art, es ſind dieſe alle zuſammen, und es ſind Juriſten und Theologen nicht minder. Das alles als Selbſttäuſchung zu betrachten, geht nicht an.

Damit iſt aber die Frage, ob der höheren Schule die Schuld zufalle, ſo unbefangen dieſer Schluß gezogen zu werden pflegt, nicht erledigt. Es iſt nicht leere Ausrede, wenn man den Grund in erſter Linie in allgemeinen Zeitverhältniſſen findet, in der Unſtetigkeit, Haſt, Fahrigkeit unſeres gegenwärtigen Kulturlebens und ſeiner Wirkung auf die Geiſter, auch in dem ſchablonenhaften Charakter, den die Sprache in weitem Umkreis gewonnen hat und der ſeinerſeits eben eine der Wirkungen jenes Kulturlebens iſt. Gerade dem noch ſchwachen

jugendlichen Geiste wird es nun um so viel schwerer, etwas wie innere Einheit und Festigkeit zu gewinnen; jedenfalls müssen günstige sonstige Erziehungsverhältnisse zu der Schuleinwirkung hinzukommen. Außerdem aber erhalten jene üblen Wirkungen noch besondere Bedeutung in der Zeit der Loslösung von der Schulzucht; diese plötzliche volle Freiheit, das Fehlen jeder regelmäßigen Kontrolle des Denkens bei noch kaum gewonnenen Anfängen der Selbständigkeit läßt jene Einflüsse doppelt wirksam werden.

Doch auch so noch bleibt für den gewissenhaften Vertreter der vorbereitenden Schule die Frage, ob nicht dennoch auch ihr ein erheblicher Teil der Verantwortung zufalle. Es braucht noch nicht moralische Schuld zu sein, was in seiner Wirkung beklagt werden muß. Ja, es kann gewissermaßen aus der Tugend die Not erwachsen.

Damit will ich nicht auf eine Thatsache entscheidenden Wert legen, die aber doch auch im Vorbeigehen berührt werden muß: nämlich daß unsere höheren Lehranstalten nicht mehr schlechthin den Charakter von Vorbereitungsschulen für Hochschulstudien haben. Auch das humanistische Gymnasium nicht, das ehedem lediglich diesem Zwecke diente. Ohne daß eine Änderung je beabsichtigt wurde, haben die Verhältnisse diese Macht gehabt; es ist nach und nach allgemeine Bildungsanstalt geworden und muß erweiterten, d. h. zugleich unbestimmteren Zwecken dienen. Inwiefern dies auf die Gestaltung des Unterrichts im ganzen und einzelnen einwirkt, kann hier nicht verfolgt werden. Auf einen Punkt nur kommt es an: mindere Präzision der geistigen Arbeit, größere Bequemlichkeit, irgend etwas wie Lässigkeit in Ansprüchen oder Leistungen dürfte nicht Folge sein, könnte mit jener relativen Zielverschiebung nicht gerechtfertigt werden. Auf dieser Linie liegt auch nicht die Erklärung des mangelhafteren Ergebnisses. Diese Not wäre nicht aus Tugend erwachsen.

Aber es ist in den letzten Jahrzehnten immer allgemeiner als die unverantwortlichste Verfehlung im Unterricht bezeichnet worden, von den Schülern etwas zu fordern, was sie nicht mit unbedingter Sicherheit leisten könnten. Den Einzelnen vor eine Aufgabe, namentlich eine größere Aufgabe zu stellen, ohne ihm alle Hilfsquellen eröffnet, ohne alle Vorübungen mit ihm gemacht, ihn ganz planmäßig eingewöhnt zu haben, gilt als grober pädagogischer Fehler. Die Schmerzen, die wir selbst als Jünglinge gefühlt, wenn wir ein kaum

verſtändliches Aufſatzthema auf uns laſten fühlten, die Not vor einem neuen und ſo ganz fremdartigen Klaſſiker, von dem einige Kapitel bis zur nächſten Stunde verſtanden ſein mußten, die beſorgnisſchweren Stunden vor einem unberechenbaren Extemporale, vor einer vielumfaſſenden Repetition — ſie ſollten, nachdem wir den Fluch der rauhen Zeiten getragen, dem neuen Geſchlecht ſorgfältig erſpart werden, allerdings nicht bloß aus einer Art von großväterlichem Mitleid, ſondern auch, damit wirklich etwas Befriedigendes im Durchſchnitt erwartet und geleiſtet werden könne, und nebenbei, damit keine Verſuchung zur Benutzung unerlaubter Hilfe gegeben werde. So iſt denn jetzt Vorbeſprechung aller größeren Arbeiten, gemeinſames Entwerfen der Dispoſitionen, planmäßige Darbietung von Vorbildern vor der Zumutung eigener Leiſtung, alſo Herabſetzung derſelben auf halbe oder ganze Nachahmung, gemeinſames Präparieren des fremdſprachlichen Schriftſtellers in der Klaſſe, mindeſtens geraume Zeit hindurch, und Ähnliches auf den verſchiedenſten Gebieten das Übliche und das Vorgeſchriebene. Es iſt auch das Nötige, wenn man ganze Klaſſen ſicher zum Ziele führen will. Und in der That, während ehedem in den Klaſſen Einzelne weit hervorzuragen pflegten, nur ein Bruchteil vollbefriedigend mitkam und ein ſehr anſehnlicher Reſt unter der Linie blieb, werden jetzt die vollen Klaſſen verhältnismäßig ſehr gleichartig gefördert. Nur wenige bleiben zurück, das Gros marſchiert. Das iſt der Stolz des arbeitenden Lehrers, die Genugthuung des Direktors, die Erwartung der Schulbehörde, und die Eltern oder Kuratoren nehmen es als Zeichen eines befriedigenden Zuſtandes hin. Wer möchte es anders wünſchen?

Das Gros marſchiert in einer Front. Aber — es ſendet keine rechten Tirailleurs mehr voraus, was doch die empfehlenswerteſte Art des Vorrückens bleibt. Der Durchſchnitt ſoll befriedigen. Soll darum die Mittelmäßigkeit maßgebend ſein? Dem Durchſchnitt muß geholfen werden. Darum werden alle gegängelt! Und weil auch die guten Köpfe gewöhnt werden, am Gängelbande zu ſchreiten, fehlen nachher die ſo ſehr, die ſelbſtändig, zuſammenhängend, frei ausdauernd, irgendwie ſelbſtſchaffend zu arbeiten wüßten. Das pädagogiſche Wohlwollen hat gewirkt, aber nicht ſtählend. Stählend wirkt das Mühen und Ringen.

Von der erſchlaffenden Wirkung, welche gleichzeitig die ſo reichlich

gebotenen sachlichen Hilfsmittel ausüben, Hilfsmittel erlaubter und verbotener Art, pädagogisch wohlwollend oder industriell gewinnsüchtig erdacht, darf anhangsweise doch auch geredet werden; und von der großartigen Nachsicht, mit der Eltern und öffentliche Meinung jede solche Hilfe betrachten, braucht man nicht zu schweigen.

Die Richtung des bekannten Philanthropin und der ähnlichen Anstalten, welche im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts blühten, ist von der Pädagogik mit Bewußtsein längst verlassen, ist verpönt worden. Alles nur möglichst leicht machen, immer Spiel aus dem machen, was Anstrengung sein sollte, jede ernstliche Zumutung meiden und ersparen, darin hat man nur kurze Zeit das Heil gesehen. Aber ohne es zu wollen, sind wir nach hundert Jahren doch wieder philanthropinisch geworden, was sich also zu philanthropisch verhält wie sentimental zu gefühlvoll. Wenn es bei jungen Kindern nötig ist, daß der Unterricht keine Sprünge mache, nicht zwei Schritte in einem Akt thue, nicht Lücken lasse, die der unsichere Kindergeist seinerseits ausfüllen müßte, so wird es für höhere Stufen heilsam, daß dem Kopfe auch manches selbständig zu erarbeiten bleibe, daß er frei kombinieren lerne, daß die Thätigkeit der Intuition nicht verkümmere, daß versucht und geraten und gerungen werde. Was für den Augenblick bedrückt, erhebt hinterher; ohne Druck kein Emporschnellen; daß Armut empfunden wird, ist der Durchgang zu Sammeln von Reichtum.*)

Dürfen wir darum daran denken, einfach umzukehren zu alten Gepflogenheiten, Ansprüchen und Einrichtungen? So einfache Abhilfe

---

*) Zur Erschlaffung hat übrigens auch eins beigetragen, was man im Allgemeinen mit Vergnügen hat einführen sehen: die gegenwärtige Gestalt der Reifeprüfung. Daß Niemand, der als „genügend" bezeichnet ist, geprüft werden darf, ist ein mehr gutmütiges als weises Gebot gewesen. Die Nötigung, in gewissen Perioden der jugendlichen Geistesentwickelung energisch zusammenzufassen, was allmählich gelernt wurde, ist nicht bloß ethisch heilsam, sondern auch praktisch unabweisbar: man besitzt das Einzelne sonst nicht wirklich, nicht dauernd, nicht im Zusammenhang. Einige unbequeme Monate tragen hier Frucht für das Leben. Dergleichen gerade bildet auch den Charakter, was man ja jetzt vor Allem fordert. Da müssen sich freilich die Familien gewöhnen, das Ablegen einer Prüfung von Seiten eines ihrer Angehörigen nicht mehr als etwas anzusehen, das vom Gezwicktwerden mit glühenden Zangen nur durch eine leichte Schattierung sich unterscheide; sie müssen nicht eine Angst suggerieren, die der junge Mensch für sich nicht haben würde. War solche Weichlichkeit ehedem in der Welt?

erlaubt das Leben nirgendwo, und die Würde des Kulturmenſchen erlaubt ſie erſt recht nicht; nur die Beſchränkten können daran denken. Erſt aus Minus und Plus kann eine neue Größe gewonnen werden. Das gute Mittlere muß bleiben, aber den zu Tüchtigerem Befähigten ſollte die Gelegenheit gegeben werden, die ihnen gebührt. Ein allgemeines Hinaufſchrauben der Forderungen geht nicht an, die Welt würde es nicht hinnehmen, nicht ertragen. Die Nervenkraft, welche einſtmals den jungen Humaniſten vierzehn Stunden des Tages zu ſtudieren erlaubte, iſt von den ſich folgenden Generationen längſt verbraucht; es heißt jetzt haushalten; der Strang reißt zu leicht. Aber auf einzelnen Gebieten für einzelne Lernende, für ſolche mit höherem Fachintereſſe und vollerer Fachtüchtigkeit, bedeutendere und ſelbſtändigere Leiſtungen hervorzurufen, hätte doch wohl kaum Bedenken. Sollte es nicht die beſte Löſung ſein? Jetzt iſt es das Los ſo vieler, überall nur zu genügen. Wollte man ihnen vollere Leiſtungen durchaus abgewinnen durch Anregung des Ehrgeizes, ſo verließe man damit ein gutes Prinzip deutſcher Schulerziehung. Es gehört dazu alſo noch eine Ergänzung: Ermäßigung der Anſprüche auf andern Gebieten.

Dies iſt auf zweierlei Weiſe möglich: Das Einfachſte wäre, daß bei den letzten Verſetzungen und namentlich in der Reifeprüfung dem Prinzip der Kompenſationen eine weitere Ausdehnung zugeſtanden würde. Aber auch eine gewiſſe Gabelung des Lehrplans etwa für die beiden Jahrgänge der Prima wäre denkbar. Innerhalb des Gymnaſiallehrplans könnte eine beſondere altſprachliche Linie ſich von dem Gemeinunterricht abheben, um die auf dieſem Gebiete ſtrebſamſten Schüler unter Ermäßigung gewiſſer anderer Fachanforderungen auf jenem Hauptgebiet zu vollerer Entwicklung zu führen. Im Lehrplan der größeren Reallehranſtalten läge die Unterſcheidung einer mehr neuſprachlichen und einer mehr naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen Linie nahe. An der gleichmäßigen Verbindlichkeit der allgemeinſten Bildungsfächer würde man nirgendwo rütteln. Als Vorteil der Einrichtung müßte aber doch nicht in erſter Linie gelten, daß die Vorarbeit für höhere Studien weiter geführt würde, ſondern vor allem, daß eine ſtärkere Anregung erfolgen, das Intereſſe ſich mehr konzentrieren, freiere Bewegung und größere Selbſtthätigkeit, wenigſtens eben auf dem gewählten Gebiete, ſtattfinden könnte. Schon jetzt verſammeln wohl eifrige Lehrer der Phyſik oder Chemie und wohl auch des

Griechiſchen oder Lateiniſchen um ſich kleinere Kreiſe von Schülern, um ſie privatim zu zuſammenhängenderer, ſchwierigerer Studienarbeit anzuleiten. Das erweckte Intereſſe und die höheren Leiſtungen bilden dabei zugleich den Lohn des Lehrers. Und ein ſolcher Lohn, eine höhere Genugthuung, vollere Freude an ſeinem Fach und ſeiner Unterrichtsarbeit wäre jedem tüchtigen Lehrer zu gönnen und wäre eben von der vorgeſchlagenen Einrichtung zu erwarten.

Als Bedenken wird man dagegen wohl geltend machen: eine gewiſſe Verkürzung der Zeit bis zur fachlich-beruflichen Entſcheidung, eine Gefährdung unſeres Prinzips der Allgemeinen und Gleichmäßigen Ausbildung und auch eine Steigerung der Geldausgaben. Aber ob dieſe Nachteile wirklich ſo ſchwer empfunden werden oder ſo ſchwer wiegen wie der Vorteil der erhöhten Freudigkeit und Fruchtbarkeit der Bildungsarbeit? Am wenigſten käme die Gefährdung der gleichmäßigen allgemeinen Bildung in Betracht, denn das Allgemeine und Gleichmäßige iſt der Entwicklung echter Werte nicht günſtig, und der Kultus der „allgemeinen Bildung“ iſt bei den Beſten und Einſichtsvollſten längſt etwas in Mißkredit gekommen. Doch bis zum wirklichen Aufgeben der Vielſeitigkeit wollen wir ja gar nicht gehen, nur bis zu ungleicher Abtönung.

Und was das erſterwähnte Bedenken betrifft, ſo iſt Vorliebe nach der einen oder der anderen der angeführten Seiten in dieſem Alter doch gewöhnlich ſchon beſtimmt vorhanden; und übrigens könnte ja eben auch der gewöhnliche Lehrplan für die Leute des „gleichſchwebenden Intereſſes“ (ebenſo wie für die des gleichmäßigen Intereſſenmangels) ſeine Kraft behalten.

Freilich ſcheint eine Gabelung des höheren Unterrichts ungefähr in dieſem Sinn bereits jetzt gegeben mit der Nebeneinanderſtellung von Gymnaſien, Realgymnaſien und Oberrealſchulen. Indeſſen abgeſehen davon, daß der Fortbeſtand genau dieſer jetzigen Formen fraglich geworden iſt, daß insbeſondere auch die Strömung auf einheitlichere Organiſation wenigſtens des Unterbaus hin ziemlich ſtark geworden iſt, ſo iſt gerade jene Möglichkeit einer individuellen Entſcheidung innerhalb der einmal eingeſchlagenen Schulbahn *nicht* gewährt.

Die Gymnaſien in ihrer jetzigen Form fühlen ſich nicht als Pflegerinnen der alten Sprachen im Beſitz der wünſchenswerten freien Bewegung, der Bewegung in die Höhe namentlich; die Ziele ſind

ihnen zu ſehr beſchnitten und die Wege eingeengt; die Realgymnaſien haben immer den Mangel eines rechten Centralgebiets zu fühlen gehabt, ſie haben mit der Organiſation von 1892 eine überhaupt ſchwerlich auf die Dauer haltbare Verfaſſung bekommen, und auch für Oberrealſchulen dürfte das volle Gleichgewicht jener zwei Hauptgebiete ſelten für alle Zöglinge das Rechte ſein. Doch handelt es ſich uns freilich zumeiſt um die Möglichkeit, die altſprachlichen Studien der Gymnaſien zu heben, ohne der Mehrzahl der Schüler Unerreichbares zuzumuten.

Die ſchwebende Frage nach der Zukunft der alten Sprachen im nationalen Bildungsplan empfinge eben hiermit eine Löſung. Im tiefſten beſorgt ſehen die Freunde derſelben ihr Gebiet dahinſchwinden, ſeinen Boden unterwühlt, ſein Erdreich abbröckeln. Sie haben — oder ihre Vorgänger haben — zum Teil allzu unbefangen an die ewige Dauer geglaubt und an die unerſchütterliche Lebensfähigkeit ihres Stoffes ſelbſt, und haben nicht in den weiten Kreiſen der Lernenden das tiefgehende Intereſſe zu ſichern gewußt, das ihrem Lehrgut immerwährendes Anſehen verbürgen ſollte. Andere, auch ganz äußere Verhältniſſe der Gegenwart wirken mit ein, und nun ſcheint wirklich die Frage ſich aufzuthun, ob der Rolle der alten Sprachen in unſerem Bildungsweſen noch Bedeutung und Friſt zu vergönnen ſei und welche. Die tiefe Schädigung unſeres Bildungsſtandes, welche die Freunde derſelben von ihrem Schwinden erwarten, iſt nicht Einbildung; was von ihrer unerſetzlichen pädagogiſchen Bedeutung gerühmt wird, iſt nicht Gerede; die Verantwortung für das Aufhören oder auch das ſtarke Hinabſinken dieſer Studien zu übernehmen wäre mehr als Kühnheit. Aber ſie einer übergroßen Schar indifferenter Köpfe, unter mangelnder Anteilnahme und Wertſchätzung der weiten Kreiſe, aus denen ſie hervorgehen, immer wieder aufzunötigen, ſie zur Bedingung für faſt alle ſchätzbaren öffentlichen Berechtigungen zu machen, auch das iſt — freilich nicht Kühnheit, aber Irrung. Für dieſe übergroße Schar ſollte eine beſchränkte Beſchäftigung mit den Alten genügen, ein Maß von Schulung und Orientierung, wie es die Teilnahme an unſerer allgemeinen Kultur wünſchenswert macht; aber einer kleineren Zahl, einer Ausleſe von Berufenen, Gewillten, Anregbaren ſoll um ſo vollere Gelegenheit gegeben werden, das Altertum an ſeinen Quellen lebendig zu erkennen und dort die tiefe Unterlage zum Verſtändnis des ſeitdem gewordenen Geiſtes- und Kulturlebens zu holen.

Wenn übrigens durch Einrichtungen wie die vorgeschlagene der gegenwärtige schroffe Übergang von der höheren Schule zur Universität etwas abgestumpft würde, so wäre das sicherlich kein übler Nebengewinn. Daß von seiten der Universität zu diesem Ausgleich des Gegensatzes manches geschehen müsse und könne, dafür erheben sich immer mehr Stimmen, und hoffentlich kommt es auch noch zu Maßnahmen, zu weiterer Entwicklung dessen, was auf dieser Linie schon jetzt unternommen wird. Wenn also die Universität doch auf ihre Weise etwas mehr zur hohen Schule werden kann, so wird die höhere — die bloß „höhere" — Schule gewiß nicht ungern den einen oder den anderen Schritt thun, um ihre oberste Stufe ein wenig dem Universitätsbetrieb zu nähern. Die Aufgabe, den Schülern über die Region des Obligatorischen und Kontrollierbaren hinaus wissenschaftliche Anregung zu geben, bedeutet zugleich eine schöne Anregung für die Lehrer selbst, denen alles zu gönnen ist, was sie aus dem Bann der kleinen Alltagsarbeit erlösen kann.

Innere Befreiung, nicht als Lockerung der Pflicht, sondern zur Entfaltung der Kräfte, das ist es, was allen an dem Lehr- und Lerngeschäft Beteiligten, auch den Leitenden und Überwachenden, zu wünschen bleibt. Berücksichtigung der Individualität der Schüler kann, so bestimmt auch unverständige Ansprüche in dieser Richtung schon oben abgewiesen werden mußten, doch auf der einen oder andern Linie geschehen, und das Interesse der Lehrer nach dieser Seite müßte im ganzen steigen, wie überhaupt der eigentlich pädagogische Blick sich zu erweitern hat. So sind z. B. die kahl numerierenden oder prädizierenden Zeugnisse schwerlich geeignet, einer rechten Vermittelung mit den Eltern zu dienen; dieselben ließen sich ganz anders denken. Entlastung der Lehrer an Stundenzahl nebst dazu gehöriger Hausarbeit wäre eine äußerst wünschenswerte Maßnahme; die Klagen über die in neuerer Zeit thatsächlich eingetretene Erhöhung sind nicht bloß Äußerungen persönlichen Mißmuts, sie zielen auf das Beste des Ganzen hin. Daß die Direktoren bisjetzt, im Unterschied von allen anderen höheren Beamten, ihre eigenen Sekretäre und Kopisten haben sein müssen, auch wenn sie persönlich sich zum Range gefeierter Schriftsteller erhoben hatten, wird hoffentlich bald als kulturgeschichtliches Kuriosum in den Jahrbüchern der Vergangenheit verzeichnet. Auch

in den höheren Unterrichtsbehörden macht ſich lähmender Druck und Hemmung pädagogiſcher Regſamkeit fühlbar. Sollen ſie ewig unter der Herrſchaft fachfremder Leiter ſtehen? Kann dabei das volle Bewußtſein der Verantwortlichkeit — nicht bloß für die Pflichtarbeit von Tag zu Tag, ſondern auch für das Gedeihen und Fortſchreiten des großen Ganzen, kann die Freude an ſchöpferiſchem Denken und Thun ſich entwickeln? Wären nicht auch regelmäßige Beratungen der ſogenannten techniſchen, d. h. fachkundigen Mitglieder der provinzialen Unterrichtsbehörden am Sitz der Centralbehörde wünſchenswert und unſchwer ausführbar? An perſönlichem Austauſch unter ihnen fehlt es jetzt faſt ganz, und wir ſtehen doch unter dem Zeichen des Verkehrs. Die beſten Gedanken freilich erzeugen ſich nicht in Verſammlungen, ſondern beim Einzelnen in der Stille; aber lebendiger Austauſch iſt nicht zu entbehren, wo ſie praktiſch werden ſollen. Die Gefahr der Iſolierung und die Gefahr des grünen Tiſches ſind nahe verwandt. Es giebt neben der ſchlechten eine gute Art der Centraliſation; zu ihr gehört, daß gute Gedanken von allen Orten an einen Mittelpunkt getragen werden, um von dort aus für das Ganze fruchtbar zu werden. Beſſer geſchieht das durch lebendige Perſonen, als durch ſtilvoll abgeblaßte Berichte. Eine Art von pädagogiſchem Kolonialrat könnte nicht ſchaden, während die einzelnen, in beſonders zweifelvollen Zeiten zuſammengerufenen Konferenzen trotz aller geiſtigen Potenz ihrer Mitglieder nichts recht Ganzes zu ſchaffen vermocht haben.

Ein plan- und regelmäßiges Verfolgen der pädagogiſchen Entwicklung des Auslandes wäre damit wohl zu verbinden. Daß wir uns vor Wahn und Selbſttäuſchung auf dieſem Gebiete hüten müſſen, iſt ſchon oben angedeutet. Es müßten weit mehr deutſche Pädagogen ins Ausland geſandt werden, als bisjetzt geſchehen iſt. Das Ausland ſchickt recht häufig ſeine Fachleute zu uns. Glaubt man, daß ſie noch immer voll Bewunderung heimkehren? Sie gewahren nicht ſelten, wie manches ſie zu Hauſe beſſer haben. Selbſtzufriedenheit kommt vor dem Niedergang oder begleitet ihn auch noch ein Stück weit.

Die Verwirklichung alles hier Berührten wird nicht zur Vollkommenheit führen. Es bleiben Wünſche, es bleiben Fragen, es bleiben Schwierigkeiten und Nöte. Aber wer deshalb ſich nicht rühren, die Dinge gehen laſſen, nicht am nächſten Ende anfaſſen wollte, der wäre — zu weiſe geworden, um der wirklichen Welt etwas wert zu ſein.

II. Die neueren Sprachen im Lehrplan der preußischen Gymnasien.

Die Frage der rechten Lehrpläne gehört zu den Nöten der Zeit. Nicht zu den schweren Nöten, an denen ja allerwärts auch kein Mangel ist, nicht zu den beengenden und bedrückenden, auch nicht zu denen, die vor jedermanns Augen liegen, zu jedermanns Herzen reden, aber eben doch zu den Nöten der Zeit. Man fühlt, daß hier Kleines und Unscheinbares doch in festem Zusammenhang mit Großem und Gewichtigem steht. Man möchte die Sache gern vollkommen gut ordnen, aber man findet sich vor hundert Schwierigkeiten und Zweifeln, vor streitenden Anschauungen, sich überschreienden Forderungen, ungeklärten Strömungen und unüberwindlichen Schranken. Eine Sache des Kopfzerbrechens ist diese Frage hier und dort und überall, in dem einen Lande fast ebenso wie in dem andern, für die zur Entscheidung berufenen staatlichen Behörden so gut wie für die Fachmänner von der Schule; und auch außerhalb dieser beiden Sphären sind ihrer nicht wenige, die über die Frage mit zu denken bestrebt oder doch mit zu reden bereit sind.

Liegt es nun vielleicht an der Vielköpfigkeit und der Ungleichartigkeit und auch Ungleichwertigkeit der Verhandelnden, daß die Sache so wirr erscheint und so wenig zu einer rechten, guten, endgültigen Ruhe gelangen will? Es kann so scheinen, und es wird namentlich von manchen Schulmännern zeitweilig so behauptet. Wir sollten uns endlich, so etwa heißt es da, das Dreinreden in unser Gebiet von draußen her verbitten; die Fragen der Erziehung und des Unterrichts sind Sache der Pädagogen, wie die der Gesundheitspflege den Ärzten, die der Rechtspflege den Juristen zugehören, und so ähnlich weiter. Aber so schlechthin unabhängig von der umgebenden Außenwelt, von Stimmen und Strömungen jenseits der Fachgenossenschaft sind schon

jene Berufskreiſe nicht: die Hygiene z. B. iſt durchaus zugleich das Anliegen der Verwaltungsbehörden und der Mediziner, die Rechtspflege vollzieht ſich zu einem weſentlichen Teile im Zuſammenwirken von Laien und Rechtskundigen und das Rechtsbewußtſein der großen Geſamtheit kontrolliert die fachliche Anſchauung der Juriſten. Auch in der Kunſt wird Wandlung und Richtung, Würdigung und Förderung immer durch eine Wechſelwirkung zwiſchen den Künſtlern und den Kunſtfreunden bewirkt, und es ſind ſchließlich nur die weſentlich techniſchen Berufsarten, die ſich jener vollen Unabhängigkeit erfreuen.

Erfreuen? Ob es die größte Freude und Ehre iſt, ſo ganz für ſich zu ſtehen, ſo unabhängig und ſo beziehungslos? Es iſt doch gerade ihr menſchlicher Charakter, ihre allgemein menſchliche Bedeutung, was jenen andern Berufsarten und -aufgaben die Teilnahme (innere Teilnahme oder äußere Beteiligung) des weiteren Menſchenkreiſes verſchafft! Und in dieſer allgemeineren, menſchlicheren Beziehung liegt eine Würde, die denn, wie andere Würden, auch Laſt mit ſich führen und zu Zeiten ärgerlich unbequem werden mag. Zu Zeiten: in unſerer Zeit macht ſich in der That dieſe Beziehung mehr im Dreinreden, dem wirren und aufgeregten kritiſchen Dreinreden, fühlbar, als in erfreulicher Empfänglichkeit und beſonnenem Mitſuchen. Darum aber bleibt doch die öffentliche Erziehung und Bildung der Natur der Dinge nach wirklich eine eminent öffentliche Angelegenheit, die nicht in irgend einem Sinne „mit Ausſchluß der Öffentlichkeit“ geordnet werden könnte. Es iſt nicht ganz ſo, wie bei dem Einzellehrer der Familie, der doch ſchließlich das zu lehren hat, was die ihn berufende Familie ſich wünſcht, und auch das Bildungsziel anzuſtreben hat, das der Familie vorſchwebt; aber einigermaßen iſt es doch ſo. In der öffentlichen Erziehung iſt die Schule, ſind die Schulmänner doch nur die Beauftragten der Nation. Sie werden ja über Stoff und Ziele ſorgfältiger nachdenken, als die übrigen im allgemeinen das thun können, ſie werden immer durch ihre Erfahrungen und durch die Erfahrungen der Vorgänger zu kontrollieren haben, was die bloße Idee oder der Wunſch formen und auferlegen will; denn ſie leben eben in dem Raume, in dem ſich die Sachen hart ſtoßen. Aber die alleinige Entſcheidung haben ſie nicht zu geben, oder wenigſtens: nicht ſie in der alleinigen Eigenſchaft als Schulmänner!

Denn das freilich ist ja das Allerbeste und Wünschenswerteste, wenn die bekannte Forderung Platos in einem modernen Sinne sich verwirklicht, daß die Philosophierenden herrschen sollen oder die Herrschenden philosophieren. Für uns hieße das doch wohl am richtigsten: wenn die vom höchsten Sachverständnis Durchdrungenen entscheidenden Einfluß haben und wenn die Männer des entscheidenden Einflusses die tiefsten Gesichtspunkte zu fassen vermögen. Wenn also die Schulmänner sich gewissermaßen über sich selbst, über ihre technische Aufgabe und Gewöhnung erheben können zu freier Umschau von der Warte ihrer Nation, ihrer Zeit und Zeitkultur aus, dann haben und führen sie mit Recht das Wort; und ich hoffe, daß es an solchen nicht fehlt, von denen man dies rühmen darf. Aber wie man beim Steigen im Gebirge oft die endgültige Höhe, den erstrebten Gipfel erreicht zu haben glaubt, während doch noch eine weitere Höhe sich den Blicken aufthut oder auch den Blicken verbirgt, so ist's auch mit dem Erklimmen geistiger Höhen, der Höhen des Urteils. Ständen alle ganz droben, wo sie zu stehen meinen, wie wäre die mannigfache Verschiedenheit ihrer Anschauungen möglich, der Gegensatz und Kampf ihrer Überzeugungen?

Und so bleiben die Probleme, sie bleiben für die Schulwelt selbst, und es bleiben auch die Schulprobleme für die Welt draußen, für diese von Problemen aller Art durchzogene und durchwogte Welt der Gegenwart, die freilich zum Teil nur von der eigenen inneren Ruhelosigkeit in Bewegung gehalten wird und in Anspannung, zum andern Teil aber doch von wirklichen Schwierigkeiten ihres Lebens. Denn das alte *πάντα ῥεῖ* des Philosophen gilt für unsere Zeit noch in ganz anderm Maße wie sonst; überall kein bloßes Fließen, sondern starkes Strömen, Tosen und Stürzen! Auch ist der Zusammenhang der ehedem weit auseinander liegenden und kühl neben einander sich entwickelnden Dinge viel lebendiger und fühlbarer geworden, und in die große Wechselwirkung aller Dinge wird auch das scheinbar still abseits Gelegene hineingezogen.

Daß denn auch die Schule von dieser Unruhe mit berührt werde, wird von manchen Seiten als ein Unglück angesehen und als Verfehlung und Schuld. Und ohne Schaden für ihre Arbeit und ihren Erfolg geht es wahrlich nicht ab. Aber doch verlangt es die Zeit, daß das Überlieferte immer wieder mit hellem Auge geprüft werde.

Wir können unſere Einrichtungen nicht mehr für Jahrhunderte treffen, und ganz vergeblich würden wir hoffen über aller Zeit ſtehen zu können, obwohl dieſe Anſchauung da gehegt zu werden ſcheint, wo man ein Bildungsideal aufſtellen oder feſthalten will, das lediglich auf ſich ſelber ruht, das ſeine Normen aus dem reinen Begriff entnimmt. Ein ſolches Ideal müßte nicht bloß zu allgemein ſein, um rechten Wert zu gewinnen; es würde in Wirklichkeit trotz allem doch irgendwie einſeitig beſtimmt bleiben; ſo ſeltſam es klingen mag, die anſcheinende Allgemeinheit ſelbſt kann dieſe Einſeitigkeit bedeuten.

Noch immer waltet, namentlich bei älteren Pädagogen und pädagogiſch intereſſierten Idealiſten, der Unmut gegen das ſogenannte Utilitariſche im Gegenſatz zu dem an ſich Wertvollen, weil ideal Bildenden, die Unterſcheidung zwiſchen dem, was Vorteil einträgt, und dem, was Wert verleiht, was im Leben nützt und was über das Leben erhebt. Begrifflich iſt dieſe Scheidung ja ſo klar und rein wie möglich. Aber ſchiebt ſich nicht zwiſchen die Rückſicht auf den Nutzen, den der einzelne für ſich hat, und diejenige auf den Wert, den er in ſich hat, die Frage ein nach dem, was er für andere bedeuten wird, die Frage nach dem Gewinn, den er der Geſamtheit bringt, nach dem Werte, den er für die Gemeinſchaft und deren wirkliches Leben hat? Doch auch abgeſehen davon muß es als ein unvollkommener Zuſtand, als eine Art Durchgangsſtadium gelten, wenn dasjenige, was für das Leben gelernt wird, und das, was um ſeiner ſelbſt willen gelernt wird, auseinanderfällt oder fremd einander gegenüberſteht. Schließlich ſoll doch alles dazu dienen, uns in der Welt einen Halt zu geben und einen Wert, Halt und Wert alſo zugleich inmitten der Welt und gegenüber der Welt, und dieſes Ziel wird ſicherlich am wahrhafteſten erreicht, wenn das Eine und das Andere ſich recht lebendig mit einander verbindet. Aller Unterrichtsſtoff ſoll Kräfte bilden, und alle Kräfte ſollen dem Beſitzer oder der Geſamtheit wirklich zu ſtatten kommen. An jedem Unterrichtsgegenſtand ſoll — ſo muß die Auffaſſung und ſo muß vor allem die Behandlung ſein — zugleich das ſtofflich Utilitariſche, das formal Schulende und das ideal Bildende zur Geltung kommen.

Und das iſt nicht etwa unmöglich. Selbſt die höchſten Unterrichtsgebiete haben — wir dürfen nur den Ausdruck nicht zu eng und nicht zu ärmlich nehmen — doch auch ihre utilitariſche Beſtimmung, und

auch die unscheinbarsten ermöglichen eine ideal-bildende Behandlung. Nur sind es natürlich sehr verschiedene Seiten, nach denen diese Bedeutung sich bewährt: sehr verschiedene Aufgaben, für welche der übermittelte Besitz von Nutzen ist, und sehr verschiedene Kräfte, die gebildet werden. Dies aber ist (wenn es auch das Bedenken erregen mag, man müsse nicht zu vielerlei zugleich erstreben) doch schon darum schätzbar, weil die zusammen unterrichteten Zöglinge immer nach Anlagen, Interesse und künftiger Bestimmung reichlich auseinander gehen; Einseitigkeit der Bildungswege hat gegenüber der Mannigfaltigkeit der zu bildenden Persönlichkeiten immer mit der Schädigung eines Teiles derselben endigen müssen; viele sind als Schlacke ausgeworfen worden, aus denen durch den rechten Prozeß ganz gutes Metall zu gewinnen gewesen wäre. Eine öffentliche, gemeinsame Schule muß ihr Ziel weitherzig stecken — es sei denn, daß man die Schulen von Hause aus streng von einander scheiden und so viele Arten derselben einrichten wolle, als verschiedene Anlagen oder Bedürfnisse bei der Jugend vorhanden sein können. Einigermaßen strebt man diesem Ziele in der That in unserm, in dem gesamten europäischen Schulwesen der Gegenwart zu, doch ohne daß die Scheidung nach Wunsch gelänge. Es gehört zu den sehnsüchtigen Wünschen nicht weniger, daß man zur Einfachheit und Geradlinigkeit vergangener Jahrhunderte zurückkehren möge, auf ein einziges Hauptgebiet des Lernens sich beschränke und alles darüber hinaus oder zur Seite Liegende unberührt lasse, die Grenzen fest abstecke und die Wände nicht durchbreche. Allein solche Wünsche liegen ungefähr auf einer Linie mit denjenigen nach Festhaltung oder Wiederaufrichtung der alten Standesunterschiede, in denen man dann den einzig gesunden Zustand sieht. Die wirkliche Entwicklung der Dinge aber (die ja freilich immer Sonderungen und Scheidungen neu entstehen läßt) führt nun einmal von den überlieferten Scheidungen hinweg, der Drang und Druck des quellenden Lebens ist immer so stark, daß er durcheinander mischt, was sich von einander abhob und gegen einander stemmte, oder daß vermittelnde Zwischenformen entstehen, die vielleicht von keiner der beiden Seiten freundlich angesehen werden, aber nicht zu erdrücken sind. Ausgleich des sich Gegenüberstehenden und dann wieder Bildung neuer Unterschiede ist eins der ewigen Gesetze auch für das Leben der großen Menschengemeinschaft. Es gehen kräftige Winde über den Dünen-

strand hin, verwehen die vorhandenen Sandhügel und lassen neue entstehen.

So stehen denn alle die einzelnen Gestaltungen, die Schulkategorieen, naturgemäß und mit Recht nicht in ganz abgeschlossener Eigenart einander gegenüber, oder wo sie es heute thun, spielen sie morgen doch wieder in einander über. Mit der hübschen Scheidung von Gelehrtenschule und Bürgerschule ist längst nicht mehr auszukommen; allenthalben richten sich drei, vier Kategorieen allgemeiner Bildungsanstalten neben einander auf, jede will ideal bilden, keine kann unpraktisch sein wollen. Die Lehrstoffe, die angestrebten Ziele verhalten sich in den verschiedenen Fällen wie verschiedene musikalische Akkorde, in denen dieselben Töne zum Teil wenigstens enthalten sind, oder wie verschiedene Gruppierung musikalischer Instrumente zum Zusammenspiel, mit stärkerem Vorklingen einzelner, mit Zurücktreten oder Ausfall anderer, aber doch nicht mit ganz unähnlicher Gesamtwirkung.

Freilich, beim Orchester kann Menge und Mannigfaltigkeit der Instrumente schwerlich schaden: sie legt vielleicht die Gefahr kleiner Disharmonieen im einzelnen etwas näher oder macht das Dirigieren etwas schwieriger, aber sie lohnt dann auch durch reichere Klangwirkung. Sehr anders bei der Verbindung zahlreicher Unterrichtsfächer in einem und demselben Lehrplan. Zwar ist hier eine gewisse Mannigfaltigkeit schon nötig, um den Reiz des Wechsels zu gewähren, welcher der Jugend nicht ohne Grausamkeit vorenthalten wird. Aber immer wieder erhebt sich doch die Frage, ob es für den Geist nicht zu schwer sei, auf so vielen Linien zugleich voran zu schreiten; immer wieder taucht jener Wunsch auf nach Rückkehr zu größerer Einfachheit; und gleichzeitig pochen immer noch neue Lehrgebiete um Einlaß an die Thür der höheren Schulen. Was einerseits die künftige Teilnahme an dem so vielverzweigten Kulturleben von der Jugend fordert, und was andrerseits an und für sich das Erwünschte für diese Jugend wäre, das beides liegt nun einmal mit einander im Kampf, und darum habe ich die Gestaltung der Schullehrpläne zu den Nöten der Zeit gerechnet. Wenn man irgendwo an das Ausscheiden gehen will oder auch nur an das Beschneiden, wie laut wird da alsbald der Protest, wie verhängnisvolle Wirkung wird sogleich vorausgesagt! Soll vielleicht Geschichte, soll Religionslehre, soll die Muttersprache, sollen

Mathematik, Naturwiſſenſchaften, ſollen alte Sprachen, neuere Sprachen, ſollen die techniſchen Fächer Einbuße vertragen? Für jedes einzelne wird ja ſofort bewieſen, daß es vielmehr auf Erweiterung Anſpruch habe als auf Unterdrückung. Es geht mit den Lehrplänen nicht viel anders als mit Handelsverträgen und Zollgeſetzgebung, wobei hüben und drüben jeder Geſchäftszweig ſeinen Vorteil finden und keiner Schaden leiden möchte.

Inmitten dieſer Schwierigkeiten iſt ſo viel wohl ſicher: wenn die zahlreichen Fächer ſich weſentlich mit gleichartigen Anſprüchen an die Kräfte der Schüler wenden, ſo wird der Druck um ſo fühlbarer ſein und das Ergebnis um ſo weniger erfreulich. Wenn es ſich z. B. überall um die Aneignung gedächtnismäßigen Wiſſens vorwiegend handelte, oder vorwiegend um verſtandesmäßige Unterſcheidung, oder um Aufnahme und Anwendung von Regeln und Normen, um korrekte Bewegung auf feſt bezeichneten Linien, um formſichere Nachahmung, oder was ſonſt: dann könnten wir an der unerfreulichen Geſamtwirkung kaum zweifeln. Aber daß jedes Fach recht nach ſeiner Art und ſeinem Vermögen in anderer Weiſe Kräfte anregt, Kräfte in Anſpruch nimmt und ausbildet, das macht die Mannigfaltigkeit nicht bloß erträglich, ſondern wertvoll. Mit anderer Klangfarbe ſoll gleichſam jedes zu dem inneren Ohre ſprechen und andere Saiten des Geiſtes oder der Perſönlichkeit in Schwingung verſetzen. Iſt das vielleicht in der Wirklichkeit ſelbſtverſtändlich, iſt das von dem Weſen der Fächer unzertrennlich? Die Geſchichte des höheren Unterrichts würde das Gegenteil darthun. Man hat lange genug, oder doch zu Zeiten, deutſche Grammatik getrieben in der Weiſe wie lateiniſche, Geographie ungefähr wie Statiſtik, lebende Sprachen wie tote, auch wohl Religion wie Philologie, Dichter behandelt wie Grammatiker, Sprechen wie Leſen, um von der unzulänglichen Berückſichtigung der Altersſtufen, der kindlichen Stufe namentlich im Unterſchied von der ſpäteren, zu ſchweigen.

Zu den Fächern, die im Rahmen des Geſamtlehrplans nur eine beſcheidene Rolle ſpielen, gehören die neueren Sprachen an den Gymnaſien. Gleichwohl iſt ihre Schätzung an dieſen Schulen in Preußen im ganzen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geſtiegen. Die jetzt geltenden, vom 6. Januar 1892 ſtammenden Lehrpläne haben wenig-

ſtens den wahlfreien Betrieb des Engliſchen an allen Gymnaſien angeordnet, das früher auf wenige, namentlich nordweſtdeutſche, Gymnaſien beſchränkt war; und während bisjetzt freilich an manchen Orten die wirkliche Teilnahme ſich auf eine Minderzahl der Gymnaſialſchüler beſchränkt, nimmt anderswo an dieſem wahlfreien Unterricht bereits die große Mehrzahl teil. Dem Franzöſiſchen, das ſeit den dreißiger Jahren allgemein verbindlich iſt, haben die Lehrpläne eine etwas vollere Stundenzahl zuerkannt (derart, daß es im dritten Jahre mit vier wöchentlichen Lektionen einſetzt und drei weitere Jahre hindurch mit je drei Wochenſtunden getrieben wird, um dann in den drei oberſten Klaſſen noch mit je zwei Stunden fortgeſetzt zu werden), und kaum iſt irgendwo über dieſe Neuerung Klage geäußert worden (obwohl es an Klagen und Anklagen gegen die Lehrpläne im ganzen keineswegs gefehlt hat oder fehlt). Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer gewiſſen — und einer nicht ganz verächtlichen, nicht bloß äußerlich-ſcheinbaren — Ausbildung nach dieſer Seite iſt eben doch allgemein geworden; auch der weltfremde Büchermenſch hat nicht ſo weltfremd bleiben können, um ſich ihr zu verſchließen. Dazu hat aber, ebenſo wie das Bedürfnis dieſes Beſitzes gefühlt wird, unverkennbar die Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes gewirkt, wie ſehr auch die Meinungen über das allerbeſte Verfahren noch auseinandergehn und wie verſchieden die thatſächliche Übung im Lande überhaupt noch iſt. Dem Ernſte, mit welchem die neuſprachliche Lehrerſchaft die Fragen ihres Faches, die kleinen wie die großen, gegenwärtig nimmt, dem Eifer des Suchens und Verſuchens, der opferwilligen Bemühung und den doch auch immer deutlicher hervortretenden Ergebniſſen haben auch die außerhalb Stehenden ſich nicht auf die Dauer achſelzuckend gegenüber ſtellen können, wenn auch in vertrauter Berührung und in enger Bücherkammer noch etliches Naſerümpfen ſich vollziehen mag, wovon ja aber nichts in der Welt umgeworfen wird. „Artem non odit nisi ignarus“ lieſt der Beſucher unſerer deutſchen Reichshauptſtadt über dem der bildenden Kunſt gewidmeten Muſeum; es gilt nicht minder von allerlei andern Künſten.

Freilich kommt es darauf an, daß die neueren Sprachen innerhalb des Lehrplans die ihnen zukommende Stellung ſich ſelbſt ſichern und nicht etwa eine verkehrte für ſich ſuchen. Der Gedanke, daß ſie nunmehr berufen ſeien, mit den alten Sprachen vollſtändig in die

gleiche Reihe zu treten, daß sie durch Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit des Wesens und des Betriebs an den gymnasialen Anstalten jenen Sprachen einfach zur Seite treten müßten und an den realistischen sie schlechthin ersetzen, dieser Gedanke ist gegenüber einer sachgemäßen Beurteilung der Dinge nicht haltbar, und mit der Anschauung, daß die Ablösung der einen durch die andern überhaupt an der Zeit sei und keinerlei Verlust, ja nur Gewinn mit sich bringen werde, wollen wir gar nicht abrechnen. Wenn auch das Unterrichtsbedürfnis wirklich hüben und drüben (an Gymnasien und Realanstalten) das gleiche wäre und das Erziehungsziel den gleichen Betrieb forderte, so ist mit dem verschiedenen Wesen der beiden Sprachgruppen ein gleichartiges Verfahren nicht vereinbar. Immerhin fällt ja an Reallehranstalten den neueren Sprachen eine ähnliche Aufgabe zu wie den alten an gymnasialen Schulen; aber für die Gymnasien selbst würde jene Auffassung in jedem Sinne verkehrt sein: weil sie eben weder dem Wesen der Sprachen noch dem allgemein pädagogischen Gesichtspunkte noch auch dem thatsächlichen Bildungsbedürfnis der Zöglinge entspräche.

Die preußischen Lehrpläne bezeichnen das Gesamtziel für das Französische mit sicherlich maßvollen Worten: „Verständnis nicht zu schwieriger bedeutender Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und einige Geübtheit im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache.“ Sie fordern weiterhin unter den Aufgaben der einzelnen Klassen: Erwerbung einer richtigen Aussprache von Anfang an, Sprechübungen durch alle Klassen von der untersten bis zur obersten, in der Hauptsache immer auf Fragen und Antworten beschränkt, nicht bloß im Anschluß an Gelesenes, sondern auch über Erscheinungen des täglichen Lebens, Aneignung eines angemessenen Wort- und Phrasenschatzes, Lektüre vorzugsweise moderner Prosa. Sie verteilen den Stoff der Grammatik bestimmt auf die einzelnen Stufen, sie regeln die schriftlichen Arbeiten im großen und ganzen, sie fordern für die „Herüberſetzung“ gutes Deutsch, für die theoretische Belehrung bescheidenes Maß und Anschluß an die Lektüre, bei der Lektüre selbst ernstliche Würdigung der inhaltlichen Seite. Für das Englische lautet die amtliche Zielforderung: „Sicherheit der Aussprache und erste auf fester Aneignung der Formen, der notwendigsten syntaktischen Gesetze und eines ausreichenden Wortschatzes beruhende Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache, sowie Verständnis leichterer

Schriftsteller." Sorgfältige praktische Einübung der Aussprache wird nachher noch einmal betont, ein wesentlich empirischer Betrieb für den ganzen Unterricht dieser Sprache gefordert, induktive Behandlung der grammatischen Regeln, Anschluß möglichst aller Belehrung an die Lektüre.

Die hiermit gegebenen Normen sind zum Teil von pädagogischer Allgemeingültigkeit, zum Teil aber sind sie doch ausdrücklich für die Eigenart der in Betracht kommenden Sprachen, des naturgemäßen Ziels und der gesamten Entwicklungsstufe der Lernenden gewählt, und mit alledem auch in Übereinstimmung mit denjenigen Anschauungen, die sich innerhalb der letzten 15 bis 20 Jahre bei den lehrenden Fachmännern selbst entwickelt haben. Denn schwerlich wird eine gute Regierung ihre Aufgabe darin sehen, etwas nur ihr gut Scheinendes auch gegen die Stimmung und Strömung in den nächstbeteiligten Kreisen aufzuerlegen. Wie die französische Akademie nicht die Sprache bestimmen will, sondern nur die thatsächliche Entwicklung feststellen, Gesetze vielmehr entnehmen als Gesetze machen, so oder ähnlich wird eine höchste Unterrichtsbehörde (namentlich wenn sie nicht, wie Frankreich wiederholt diesen Vorzug genoß, einen bedeutenden Fachmann als die ausschlaggebende Potenz an ihrer Spitze sieht) wesentlich dem Gang der Dinge beobachtend folgen, um das sich als gesund Ergebende zu entnehmen und zu fördern. So ist denn auch der amtliche Ausdruck noch nicht das Mittel, um das Rechte und das Beste innerhalb des wirklichen Unterrichts hervorzurufen: selbst zur rechten Auffassung der aufgezeichneten Vorschriften bedarf es eines schon vorhandenen inneren Verständnisses der Aufgabe. Das paradoxe Wort, man könne eigentlich nur lesen, was man schon wisse, gilt für ein wertvolles Lesen solcher Bestimmungen erst recht. Immerhin wirkt auch die bestimmte Formulierung weiter klärend und anregend.

Und es ist durch beides zusammen, die amtliche Forderung und das fachliche Streben, die sichere Richtung — auch für die besondere Aufgabe an den humanistischen Gymnasien — im Grundsatz gewonnen. Wer noch in alten Gepflogenheiten feststeckt, von grammatischen Regeln vor allem ausgeht, in ihnen schwelgt und in alle Breite und Tiefe sich ergehen will, beständig nur hin und her übersetzen läßt, herkömmliche Schriftwerke von abstraktem und einseitigem Inhalt zur

Lektüre nimmt, allerlei lehrt und wenig Leben entzündet, allerlei Wissen schafft und wenig mattes, zaghaftes, schwerfälliges und fragwürdiges Können, der kann der ehrenwerteste Mensch und selbst ein sehr gewissenhafter Beamter sein, aber er zählt in seinem Fachkreise nicht eigentlich mehr mit. Auch der Druck, den hier und da wissenschaftlich-akademische Autorität — zu stolz, um sich die wirklichen Bedürfnisse des Schulunterrichts vor Augen zu stellen, und zugleich besorgt, daß der wissenschaftliche Sinn über den praktischen Bestrebungen zu Schanden werde — den solche Autorität in einem jener Richtung ungünstigen Sinne auf einen Teil der Lehrerkreise ausübt, behält doch auf die Dauer keine Wirkung. Das rechte Verhältnis zwischen dem wissenschaftlichen Fachvertreter und dem schulmäßigen Fachlehrer muß beiden Selbständigkeit des Denkens wie der Bewegung lassen, ungefähr so wie zwischen dem vornehmen Inhaber der Eisenschmelze und dem Eisenverarbeiter und -bildner, oder zwischen dem Diamantförderer und dem Juwelier, zwischen dem Hygieniker und dem Turnmeister, dem Maler und dem Kupferstecher ein Verhältnis friedlicher Scheidung im Äußeren und Inneren besteht. Das Neue also, das echt Lebendige setzt sich durch. Es mischt sich nun in den Gesamtakkord des gymnasialen Lehrplans der neusprachliche Unterricht mit eigenem Ton.

Man kann hier nicht den Wettbewerb mit den alten Sprachen suchen in grübelnder Geistesbethätigung, in ausdauerndem Entwirren schwieriger Texte, es gilt nicht eine derartige Fülle sprachlicher Formen unterscheidend aufzufassen und anwendend festzuhalten, gilt nicht das mühevolle Durchdringen fremdartig gestalteter Darstellungsform zum Gewinn der lapidaren Gedanken der Schriftsteller; es ist manche schätzbare Geistesanstrengung und auch eigenartige Klärung und Erhebung an den neueren Sprachen und Litteraturen nicht zu finden, wie sie die alten gewähren. Aber sie haben eben auch pädagogisch ihren eigenen Wert für sich oder lassen diesen Wert sich abgewinnen. Ist die Formenlehre im ganzen wesentlich einfacher, sind die Schriftstellertexte fast sämtlich formal leichter, ist die ganze Gedankenwelt samt der Darstellungsform uns näher und bequemer zu greifen, kommt ferner dem Lernen dieser Sprachen die bereits gewonnene sonstige sprachliche Bildung, die vorgeschrittene Reife, kommen ihm die gewonnenen Kategorieen, die reichlichen Apperzeptionshilfen zu statten, so bleibt doch darum des Schulenden und Bildenden nicht zu wenig.

Nicht bloß, daß die Syntax der lebenden Sprachen, namentlich wenn genau verfolgt und aufgestellt, so ziemlich das gleiche Maß von denkendem Unterscheiden und von unterscheidendem Merken erfordert, die französische im ganzen immerhin mehr auf den Linien der lateinischen, die englische in einem sehr schätzbaren Maße der griechischen parallel gehend, nicht bloß, daß jede Sprache der Natur der Dinge nach zu einer unendlichen Fülle geistiger Bemühung, Schulung und Erklärung Gelegenheit giebt, sondern es treten hier ganz andere Seiten in Kraft. Wie viel die Schulung der Sinne im Aufnehmen und Nachbilden, Überwinden und Beherrschen der fremdartigen Lautwelt überhaupt Schulung der Persönlichkeit bedeutet, das ist freilich noch nicht allen Philologen bekannt geworden, aber dem Kundigen darum doch unzweifelhaft; die Zumutung sicher unterscheidender Aneignung eines mannigfaltigen Wortschatzes, das breite Gebiet der idiomatischen Wendungen, das Erfordernis eines nicht sowohl auf konstruktiv logischem Wege als mit Hilfe des Sach- und Sprachgefühls zu gewinnenden Schriftstellerverständnisses, das Bestehenmüssen vor der strengen Kontrolle des Richtigen durch die mitlebende Fremdwelt, auch selbst die Rolle und Pflicht der aufmerksamen Nachahmung, das alles sind — teils ganz leichte und teils recht schwere Stücke, jedenfalls eigenartige Stücke bei der Erlernung der neueren Sprachen.

Es ist so viel Klage, daß auch die Besten unter unsern Zeitgenossen im gereiften Alter nicht mehr die edlen Schriftwerke der Alten zu lesen pflegen, nicht immer wieder lesen wollen, und man darf darum klagen: es wäre sehr schön, wäre heilsam als Gegengewicht gegen die geistige Unruhe und die Herrschaft des fertigen Wortes und der Phrase, wenn es noch reichlich geschähe. Aber nicht alles, was schön und gut und heilsam wäre, vermag sich zu behaupten. „Auch das Schöne muß sterben", muß sich — mindestens zeitweise — verscheuchen und ersetzen lassen. Gut, wenn hier ein Ersatz wenigstens insofern sich findet, daß Empfänglichkeit für die unserm heimischen Wesen doch auch eigenartig gegenüberstehende Geisteswelt der gleichzeitigen größten Kulturvölker gewonnen wird. Wie viele der Tüchtigsten und Redlichsten haben es doch auch beklagt, daß ihnen diese Pforte verschlossen blieb, daß sie ihnen wenigstens nicht weit genug geöffnet wurde! Oder ist das Gefährdung des nationalen Geistes? Ist es nicht vielmehr Spiegelung desselben in dem fremden und damit doch

auch Klärung vor sich selbst? Es ist nicht die tiefere Gründung der Begriffe, nicht die anschaulichere Gestaltung der Gedanken, wie sie an der Beschäftigung mit den Alten gewonnen wird. Ich halte es für ganz thöricht, diese schwerwiegenden Vorzüge der alten Sprachen leugnen oder vergessen zu wollen. Aber es ist Erweiterung der Denkformen und des Gesichtskreises.

Es ist das alles freilich in einem vollen, schönen Maße nur dann, wenn die Beschäftigung eine reichliche, andauernde sein kann. Und die Stellung des Faches im Gymnasiallehrplan, Zeit, Stundenzahl, Gewicht bleiben so bescheiden! Zum Troste hätte ich zweierlei zu sagen. Zunächst dies: wenn einmal die rechte Linie in der Beschäftigung mit den Sprachen eingeschlagen ist, dann ist es nicht zu schwer, weiterhin selbständig auf ihr fortzuschreiten, sei diese Linie eben auf der Schule auch nur bis zu einem sehr mäßigen Ziele hin verfolgt worden. Und zweitens dies: auch wenn nur eine gewisse Seite der geschilderten möglichen Ausnutzung verwirklicht worden ist, und wenn es auch nur die elementarste Seite war, so liegt doch schon darin ein positiver Wert. Die Sinnesschulung des Hörens, Unterscheidens, Aussprechens, Lesens, die kleinen, vielleicht ganz eng begrenzten, aber regelmäßigen mündlichen Übungen, sie würden allein genommen den neusprachlichen Unterricht an eine ganz andere Stelle rücken, als wo er zu stehen scheint oder schien, nämlich in die Mitte zwischen die geistbildenden Gebiete und die technischen Fertigkeiten; aber eben doch in die Mitte; es würde eine neue, eigene Nummer damit ausgefüllt, und ich würde mich selbst dieser Stellung für das Fach nicht schämen, weil ich die Fertigkeiten und das Technische überhaupt nicht gering achten kann. Gerade unserer deutschen Wesensanlage und Gewöhnung ist eine solche Nötigung zum Raschen, Lebendigen, Praktischen ganz heilsam: wir neigen hinlänglich zu dem bloß Innerlichen, Unverwendbaren, wir haben keinen natürlichen Zug zur festen Form, zum flotten Können. Wir sind ja mit unsern Eigenschaften zu etwas in der Welt gekommen; aber eine Nation kann sich nicht eines Tages wie ein ältlicher Geschäftsmann ausruhen wollen und von Renten leben; sie bleibt im Dienst, im Kampf, im Wettbewerb.

Ja, im Wettbewerb: diese praktische Seite der Frage kommt eben doch zu der pädagogischen sehr ernstlich hinzu. Man sagt zwar nichts

Neues mehr, wenn man auf die Wirklichkeitsbedürfniſſe hinweiſt, die neben allen idealen Erwägungen ihr Wort zu ſprechen haben, ſo gut wie der Körper ſein Recht nicht verlieren kann an den Geiſt, ſo gewiß nur auf leiblicher Grundlage geiſtiges Leben gedeihen kann. Es iſt dieſe ganze Seite der Frage mehr als einmal aus vollem Sachverſtändnis heraus dargelegt worden, ſo (insbeſondere für das Engliſche) noch 1893 auf der Wiener Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner durch Profeſſor Schipper. Aber es ſteht darum doch keineswegs ſo, daß es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man auf den Gegenſtand zurückkommt. Die Überzeugung davon, wie die Welt der Gegenwart und Zukunft alle Kräfte entwickelt ſehen will, die in dem immer großartiger ſich entwickelnden Kampfe um Beſtand und Sicherung der Einzelexiſtenzen und namentlich auch der Kulturnationen von Wert ſein können, die Überzeugung kann noch viel allgemeiner und lebendiger werden, als ſie bisjetzt iſt. Ich meinerſeits glaube, es wird in nicht ferner Zeit das Können einiger lebender Sprachen, wenigſtens ein techniſch-elementares Können derſelben, ſo ſehr Bedürfnis aller wirklich mitzählenden Glieder der Geſellſchaft ſein, daß es wie das Leſen, Schreiben und Rechnen zu den elementaren Bildungsgebieten gerechnet wird. Und ich beobachte mit Hochachtung zugleich und mit einer gewiſſen Sorge, in welchem Umfang, mit wie viel Ernſt und Erfolg das Erlernen fremder lebender Sprachen auch unter ſolchen Nationen ſich verbreitet, die ehedem von dieſem Beſtreben weit entfernt ſich an ihrer eigenen Kultur und gewohnten Bildung genügen ließen, auch unter ſolchen, die bei dieſem Erlernen die größten natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden haben. Was muten ſich Italiener in dieſer Hinſicht gegenwärtig zu, was auch viele Franzoſen, um von Skandinaviern oder Holländern, von Ungarn und den empfänglichen und beweglichen Slaven ganz zu ſchweigen! Doch, wie ſchon geſagt, wir wollen nicht an dieſe Seite allein denken. Wir dürfen ſehr wohl an ſie denken und ſehr laut und offen von ihr reden, denn es handelt ſich nicht um gemeinen Utilitarismus, nicht um kursfähige Münze für die Taſche des Einzelnen, um Ausſtattung der Gewinnſüchtigen für Handel und Wandel und zum Zweck perſönlichen Reüſſierens, ſondern um *nationalen* Utilitarismus, wenn es doch durchaus Utilitarismus ſein ſoll, d. h. um Stärkung der Kräfte der Nation für den immer andauernden, immer

ernstlicheren, wenn auch friedlich ausschauenden Wettkampf der Nationen, um einen dauernden Platz nicht bloß im Geistesreich, sondern auch auf dem nicht mehr allzu geräumigen, dem gewissermaßen sichtlich zusammenschrumpfenden Erdball. Übrigens möchte ich ein Höheres doch sogleich wieder mit erwähnen: die Befähigung zum Verkehr mit fremdnationalen Menschen hat nicht bloß den Wert praktischen Vorteils, sondern auch den einer Erweiterung und Klärung des rein menschlichen Gesichtskreises und damit einer ethischen Förderung.

Und auch eines fürchte ich nicht, was man wohl hier und da als Bedenken äußert: daß neue Zumutungen an unsere lernende Jugend derselben zu neuer Pein, zu weiterer Überbürdung gereichen würden. Überbürdung oder was als solche empfunden wird kann hervorgebracht werden durch allzu große Mannigfaltigkeit der Ansprüche an den Geist, aber auch durch allzu große Einseitigkeit der in Anspruch genommenen Kräfte. Ein Wechsel in gesunden Maßen und Grenzen vermag eher befreiend zu wirken als bedrückend. Das erfahren wir Erwachsenen so an uns selber; es gilt (in andern Proportionen) natürlich auch für die Jugend. Der Ernst der jugendlichen Studien soll nicht durch Spiel abgelöst werden; aber der Betrieb der neueren Sprachen darf neben dem strengen der alten ein wenig vom Charakter des geistigen Spiels an sich haben.

So halte ich es auch nicht für eine ganz richtige Erwägung, daß die französische Sprache nicht schon nach Jahresfrist der lateinischen folgen dürfe, obwohl diese Erwägung, nachdem sie öffentlich vielfach laut geworden war, bei den letzten preußischen Lehrplänen gesiegt hat. Die ganz andersartige Natur dieser Sprache und namentlich auch des ihr gebührenden Unterrichtsbetriebs machte die daran geknüpfte Besorgnis gegenstandslos; mit jedem späteren Lebensjahre aber ist für die lebende Sprache etwas Fühlbares verloren.

Auch nach anderer Seite ist die amtliche Regelung des neusprachlichen Unterrichts noch nicht zu konsequenter Durchbildung vorgeschritten. Die Prüfungsziele sind zum Teil noch in einer Weise formuliert, die sowohl mit den natürlichen Zielen als auch mit der angeordneten Unterrichtsweise nicht eigentlich zusammenstimmt, und die Überwindung dieses Widerspruchs bildet unverkennbar eine Aufgabe der nächsten Zeit. Falsche Bedenklichkeit stellt sich ferner der

freien Entwicklung dieses Unterrichts im folgenden Punkte entgegen. Wenn es zu einem schönen Lehrsatz der Pädagogik geworden ist, daß jede Unterrichtsstunde zugleich eine deutsche Stunde sein müsse, so darf man sich doch nicht davon als von einem unantastbaren Dogma gegen seine gesunde Einsicht beherrschen lassen. Daß jede Stunde, sofern in ihr deutsch gesprochen wird, durch die Sorgfalt der Anwendung und Kontrolle der Sprache mit zu einer wertvollen Sprachstunde werden soll, das ist selbstverständlich, und das ist der gute Sinn des Satzes. Wo es gilt, eine fremde Sprache zu erlernen, da hat, sofern dieses Erlernen am erfolgreichsten durch Vermeidung der Sprachvermischung geschehen kann, jene Norm keine Geltung zu beanspruchen. Ein Gewinn erwächst der Muttersprache doch, durch jeglichen exakten Sprachbetrieb, auf mittelbare Weise, wie ich in diesem Augenblicke nicht weiter ausführen kann. Und ebenso ruht das Mißtrauen gegen die verächtlich so bezeichnete „méthode du perroquet“ auf Nichtwürdigung des thatsächlichen psychologischen Prozesses bei der nachahmenden Sprechübung. Auch wo das Moment der physischen Nachahmung und der Übung und Eingewöhnung sehr stark ins Spiel kommt, ist von dem gehirnlosen Wortemachen des perroquet durchaus nicht die Rede. Weil lange Zeit lebende Sprachen bei uns nur noch von untergeordneten oder oberflächlichen Personen gesprochen zu werden pflegten, schließt man in gewissen Kreisen gerne, daß sie zu sprechen Inferiorität oder Leerheit verrate, womit man sich weder weitblickend noch logisch erweist.

Im übrigen mögen der offenen Fragen noch genug bestehen bleiben, mag noch manche Meinungsverschiedenheit unter den strebsamen Fachlehrern herrschen (was viel besser ist, als das selbstzufriedene und gleichmäßige Marschieren auf breit geebnetem Wege). Es wird auch diesem Unterricht ein Maß von Freiheit je nach der Persönlichkeit des Lehrers zu gestatten, zu gönnen, zu wünschen sein; immerhin mag das litterarische Verständnis dem Einen in einem volleren Sinne Hauptsache bleiben (und wie schön wäre es auch, recht voll in einige der edelsten Klassiker der großen englischen Litteratur einzuführen, ebenso wie in die feine Geisteswelt der französischen Stilmeister!), dem Andern mag als Ziel die Vorschulung für den unmittelbaren Verkehr mit den fremdnationalen Menschen mehr im Vordergrund stehen, die mündliche Vorschulung oder auch vielleicht

die schriftliche, einem Dritten vor allem Einblick in die Eigenart des fremden Kulturlebens vorschweben: die allgemeine Richtung braucht über all dieser Verschiedenheit nicht verlassen zu werden, und eifriger Wille verdient allenthalben Anerkennung.

Man wundert sich in manchen Kreisen darüber, oder man lächelt auch und spottet ein wenig, daß wir so große Worte machen um eine so kleine Sache, wie sie französischer und englischer Unterricht, wenigstens für Gymnasien, doch immer bedeute. Es äußert sich wohl ein bißchen Mitleid mit den Armen, die ihr schwaches Gebiet ansehnlich machen wollen durch einen fiebernden Eifer um seine Ausgestaltung oder sich wichtig machen wollen mit ihrer doch nun einmal unwichtigen Sache, die immer vollere Wassermengen in ein enges Gefäß schöpfen wollen, das sie doch nur überlaufen und nicht über sein Maß voll machen können. Wir dürfen das alles zurückweisen. Daß jedem sein Gebiet wichtig sei, ist wünschenswert; daß seine Aufgabe ihm groß erscheine, weil er sein ganzes Können daran setzen will, ist kein Schade. Bringen wir auf unserm Instrument — welches es nun einmal sei — die rechte Tonreihe gut hervor, so haben wir zum Wohlklang des musizierenden Ganzen beigetragen, haben damit nichts gethan als unsere Schuldigkeit, aber diese haben wir gethan.

12. Lehren und Lernen in ihrer Wechſelwirkung.

(Mit beſonderer Rückſicht auf das Fach der neueren Sprachen.)

Wie klar ſtehen ſie doch einander gegenüber, wie gänzlich fallen ſie begreiflich auseinander: Lehren und Lernen! Iſt das Verhältnis ein anderes als zwiſchen den Begriffen Herrſchen und Dienen, Gebieten und Gehorchen, Geben und Empfangen? Wie iſt es denkbar, daß das eine in das andere übergehe, das eine mit dem andern vertauſcht werde? Und doch weiſt die volkstümliche Sprache vielfach gar keine Ausprägung des Unterſchiedes auf. Sie wählt das eine Wort oder das andere für beides, verwendet in oberdeutſchen Gegenden *lernen* auch für *lehren*, in niederdeutſchen *lehren* zugleich für *lernen*, und vergangene Entwicklungsſtufen zeigen auch innerhalb der litterariſchen Sprache ſolche Vermiſchung. Wenn ſo die Sprache verſtändiger Menſchen ſich an *einem* Worte für beide Vorgänge genügen laſſen kann, und wenn auch eine im allgemeinen ſo ſcharf unterſcheidende Kulturſprache wie die franzöſiſche in dem einen **apprendre** das begrifflich Gegenüberſtehende vereinigt, ſo muß das Verwandte oder Parallele, welches in den Begriffen liegt, ſich dem Gefühle ſo lebendig darſtellen können, daß darüber das Verſchiedene oder gar Entgegengeſetzte verdunkelt wird. Es ſchwebt dann in unbeſtimmterer Weiſe der Übergang vor von dem Nichtkönnen, Nichtverſtehen, Nichtwiſſen, zum Können, Verſtehen, Wiſſen (denn das iſt die kulturgeſchichtliche Reihenfolge), der Gedanke an die Wandlung des **rudis** zum **eruditus**, an die Übertragung des Könnens oder Verſtehens von Perſon an Perſon, an den Rapport zwiſchen den an dem Lehr- und Lerngeſchäfte Beteiligten. Es müſſen der Lehrende und der Lernende ſo verbunden, ſo aufeinander angewieſen gedacht werden können, daß

man bei der Vorſtellung des Prozeſſes ſie oder ihr Thun nicht unbedingt voneinander zu löſen hat.

Unſere Sache natürlich kann es nicht ſein, uns in halbdunklen Vorſtellungen zu gefallen. Aber daß zwiſchen Lehren und Lernen innigere Beziehungen beſtehen, als ſie dem nüchternen Sinne ſich darbieten mögen, das wird doch gerade eine ſorgfältigere Überlegung um ſo beſtimmter ergeben. Auch der nüchterne Sinn findet ja eine Reihe ſehr beſtimmter Wechſelbeziehungen. In kurze Sätze gefaßt, mögen ſie wie Gemeinplätze klingen. Man muß gelernt haben, um lehren zu können. Man muß darum noch nicht mit Erfolg lehren, weil man gelernt hat. Man lernt durch das Lehren. Man braucht noch nicht völlig ausgelernt zu haben, um mit dem Lehren beginnen zu können. Aber man darf auch nie ganz ausgelernt haben, wenn man lebendig weiter lehren will. Alles, wie geſagt, ſehr gewöhnliche Weisheit, namentlich, wenn man darunter nicht mehr verſteht, nicht mehr dahinter fühlt, als die trockenen Worte beſagen. Aber es können dergleichen Gedanken auch aus lebendiger Erfahrung immer neu ſich bilden und je nach dem Umfang und der Beſtimmtheit, der Friſche und Wärme dieſer Erfahrung immer wieder Wert gewinnen. Und dann: es iſt mit jenen Sätzen doch keineswegs alle Beziehung, alle Wechſelwirkung zwiſchen Lehren und Lernen berührt.

Reichere oder doch deutlichere Ergebniſſe werden ſich ſchon einſtellen, ſobald der Blick auf ein beſtimmtes Lerngebiet ſich richtet. Das Gebiet unſerer gegenwärtigen Betrachtung ſoll nach mehr als einer Seite abgegrenzt ſein. Daß weſentlich nur von Lehren und Lernen an öffentlichen Schulen die Rede ſei, wird kaum anders erwartet werden. Und zu der ſchon ausgedrückten weſentlichen Beſchränkung auf den Unterricht in lebenden Sprachen ſei noch hinzugefügt, daß an die franzöſiſche zumeiſt gedacht iſt.

Möge uns noch einmal der Gemeinplatz zum Ausgang dienen: man muß gelernt haben, um lehren zu können. Er gewinnt in Anwendung auf das beſtimmte Gebiet ſogleich einen lebendigeren Inhalt, er verbindet ſich mit allerlei Fragen, Zweifeln, Schwierigkeiten, er hört auf an übergroßer Selbſtverſtändlichkeit zu leiden. Wie viel denn und *was* im einzelnen muß man gelernt haben, um lehren zu können, gelernt haben, um Franzöſiſch oder Engliſch an

unſern höheren Schulen lehren zu können? Die Zeit liegt nicht ſehr fern hinter uns, wo das Maß ganz beſcheiden war und die Wege zu ſeiner Erwerbung geradlinig und kurz. Ja, der Fall war keineswegs unerhört (oder iſt er es auch jetzt noch nicht?), wo man an das Lehren gehen durfte, ohne eigentlich gelernt zu haben, wo das Fach gewiſſermaßen dem Wenigſtnehmenden überantwortet wurde, dem der ſich am wenigſten ſträubte, oder der am wenigſten zu Wichtigerem tauglich war, und wo der Lehrende nur ſo viel des nötigſten Stoffes an ſich raffte, um durch die einzelnen Unterrichtstage hindurchzukommen, um grammatiſche Schnitzer abwehren oder brandmarken zu können und keine Vokabel vermiſſen zu laſſen. Es iſt auch damals zum Teil doch etwas Poſitives geleiſtet worden, nämlich eben in den Regeln der Grammatik ein feſtes Wiſſen, die Fähigkeit korrekte Sätze aufzubauen, die Schulſchriftſteller zu verſtehen und ohne Oberflächlichkeit zu überſetzen. Das iſt für Viele die ſehr ſchätzenswerte Grundlage zu weiterer und befriedigender Aneignung der Sprache geworden, während freilich viele Andere das Ergebnis nur mit Kopfſchütteln an den Forderungen der Wirklichkeit maßen. Jedenfalls ſind jene übermäßig beſcheidenen Anforderungen an den Lehrenden durch außerordentlich viel vollſtändigere abgelöſt; ja, es hat ſich eine Flutwelle von Anſprüchen nach der andern über die zum Lehren Berufenen ergoſſen. Wenn die amtlichen Anforderungen immer noch einen beſcheidenen Rahmen und einen maßvollen Ausdruck nicht überſchreiten, ſo iſt der Eifer und Wetteifer der emporſtrebenden und führenden Fachgenoſſen ſelbſt ſehr über ſolche Grenzen hinausgeſchäumt. Und wenn man heute alles zuſammenfügt, was der neuſprachliche Lehrer eigentlich gelernt haben und beherrſchen ſoll, ſo iſt das — la mer à boire. Nur daß die Unmöglichkeit, ein Meer in ſich hineinzuſchlürfen, jedermann leichter einleuchtet.

Soll die Lautlehre nicht bloß nach ihrem elementaren Beſtand, ſondern nach den Auffaſſungen der ſtrengen (und immer exakter werdenden) Wiſſenſchaft, nach der phyſiologiſchen Begründung, der experimentellen Feſtſtellung Gegenſtand des Wiſſens ſein und ſoll ihr fortgeſetzte, vielſeitige, emſige eigene Beobachtung gewidmet werden, ſoll die Fähigkeit des mündlichen Gebrauchs der Sprache bis zu täuſchender Ähnlichkeit mit derjenigen der Ausländer gehen, und zwar der beſten, maßgebendſten Vertreter der nationalen Ausſprache, der

anmutigsten Sprecher, der leichtesten Plauderer, soll auch der Unterschied der Schichten, von der akademischen bis zur familiären oder ein bißchen vulgären, mit beherrscht werden, soll im Schreiben volle Sicherheit der Phraseologie und des Stilgefühls erzielt sein, soll der gesamte Bestand an Gesetzlichem in der Sprache nicht bloß nach seiner nun geltenden Gestaltung, sondern nach seinem allmählichen geschichtlichen Werden klar vor den Augen liegen, soll der breite, mächtige Strom des Wortschatzes einer lebenden Sprache, dessen Umfang sich schon aller Zahlenberechnung entzieht, der sozusagen täglich durch Neubildung und Neuaufnahme — vom Volkstümlichen, Landschaftlichen, Technischen her — anschwillt, soll auch dieser Strom in einer solchen Vollständigkeit beherrscht werden, daß man das Fehlende nicht merkt, daß Verlegenheit nicht eintreten kann, soll die Litteratur, wie all der vergangenen Jahrhunderte, so der ruhelos fruchtbaren Gegenwart in schönem Gesamtumfang durchdrungen sein, sollen die litterarischen Kunstformen wohl verstanden und empfunden sein, soll dazu eine reiche Kenntnis der nationalen Kulturgeschichte (ihrerseits und für sich schon wieder ein Gebiet ohne Ende), Landeskunde und Volkskunde und Verwaltungskunde kommen, so — meine Periode, ich fühle es, wird unübersehbar, aber sie spiegelt nur die Überfülle der Sachen — so bildet das alles zusammen ein solches Ganze, daß den Schultern einige Ähnlichkeit mit denen des Atlas sehr zu gönnen oder dem Geiste eine Kraft und Vielseitigkeit, dem Willen eine Ausdauer, dem Studium ein Maß von Zeit und dem ganzen Bemühen eine solche Gunst der Verhältnisse zu wünschen wäre, wie sich das wohl nie zusammenfinden wird. Und diese Fähigkeit soll sich womöglich auf zwei gleich ausgestaltete und selbständig nebeneinander stehende oder auseinander tretende Sprachen ausdehnen, und zu ihr sollen Studien auf noch ganz andern Gebieten kommen und Entfaltung noch anderer Kräfte; neben wissenschaftlich Benachbartem auch gänzlich Fremdes, neben den verallgemeinernden und vertiefenden Studien auch ganz ungleichartige!

Denn es wirken im Grunde drei verschiedene Mächte zusammen, um die Grenzen der Studien so weit hinauszustecken: die Entwicklung der Wissenschaft, das Anwachsen des Erkenntnisstoffes, die Spaltung und die selbständige Fortentwicklung der Zweige, die zunehmende Sicherheit und damit auch Strenge der Methode, die sich vervoll-

kommende Verknüpfung der Wissenschaften untereinander, dies alles bildet das eine der Schwergewichte; der Fachseifer führender Vertreter und ihre Hoffnung auf siegreiche Beschämung aller Gegner und Gleichgültigen das zweite (und von diesem gerade war schon vorhin die Rede); die auf breiten Umfang des Wissens und Könnens gerichteten, durch praktische Bedürfnisse bestimmten Forderungen der Behörden das dritte. Und dieser dritte Anspruch, mag er auch nur von außen kommen, ist im Grunde der oberste, denn er entscheidet über das Lebensschicksal des einzelnen Lehrers. Nun wird ja allerdings öfter die Hoffnung ausgesprochen, daß mehr und mehr auch für die amtliche Verwendung und Schätzung nicht sowohl der Umfang der Studien maßgebend sein solle als die Gründlichkeit, und daß ein beschränktes, aber wohlangebautes Studienfeld so viel gelten solle wie ein breites und mit Notwendigkeit mehr oberflächlich gepflegtes; und in Wirklichkeit haben schon seither nur engherzige oder ängstliche Vorgesetzte in dieser Hinsicht sich von dem Buchstaben allzu abhängig gemacht und zu wenig Vertrauen in die Kräfte der Persönlichkeiten gesetzt. Aber einer künftigen entschiedeneren Beschränkung auf engbegrenzte Studiengebiete, wie sie die akademischen Vertreter dieser Gebiete oft so natürlich finden, stehen die Anforderungen der erzieherisch-organisatorischen Aufgabe entgegen, und in den Dienst der Erziehung, nicht in den der Wissenschaft, treten ja die Mitglieder des höheren Lehrerstandes. Ermäßigung der Breite ist also schwerlich zu erhoffen. Und in Gründlichkeit und Vollständigkeit im einzelnen unter dem bleiben zu müssen, was man selbst als das Rechte empfindet, das ist doch wohl bedrückend, beschämend. Ja, dieses Gefühl werden nicht wenige in sich tragen, das Bewußtsein eines beschämenden Unterschieds zwischen dem, was die Theorie oder das Ideal oder auch die Erwartung der Welt von ihnen heischen, und dem, was zu erwerben ihnen gelungen ist. Ich muß da den Trost entgegenhalten: gerade die Unendlichkeit des Zieles rechtfertigt die Beschränkung auf ein umgrenztes Stück. Man wird im allgemeinen *nicht* dahin gelangen, die französische Sprache, die englische Sprache zu *beherrschen*, wissend und könnend darin Meister zu sein. Es gilt, eine Sprache aus der Sprache, einen viel engern Sprachkreis sich wirklich angeeignet zu haben, sich darin sicher zu fühlen, ein *Maß* von wirklichem Wissen zu besitzen und ein Maß von wirklichem

Können, und die Grenzen nicht ängstlich zu verbergen, mit jenem Maße sich brauchbar zu erweisen, Frucht zu schaffen, das Pfund auch wohl für sich selber etwas weiter wuchern zu lassen, so daß es durch Zins und Zinsen im Laufe der Zeit um etliches anwächst.

Freilich, „ein Maß" ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; einen gewissen Umfang desselben macht doch die Wirklichkeit zum Bedürfnis; das Maß kann selbstverständlich auch zu gering sein, um Wert zu gewinnen. Aber diese Gefahr ist nicht entfernt so groß als die andere: nämlich daß sich nicht ein Maß wirklichen *Wissens und* ein Maß wirklichen *Könnens* miteinander verbinden. Und freilich auch die, daß es nicht just das für den Unterricht fruchtbare Wissen und Können sei. Damit soll keineswegs angedeutet werden, es sei ein in größere Tiefe und Breite verfolgtes, geschichtlich weitergeführtes Sprachstudium zwecklos, weil sein Inhalt nicht in die Schule zu übernehmen sei. Der neusprachliche Lehrer würde sich innerlich unwürdig fühlen dürfen, der nicht der Wissenschaft um ihrer selbst willen nachgegangen wäre, der nicht die gesetzlichen Zusammenhänge und Untergründe kennte für das, was er im Unterricht als thatsächliches Lehrmaterial zu behandeln hat, nicht eine umfassende Anschauung besäße von dem, was er dort nur in knappen Lehren und Beispielen darbieten kann. Aber untauglich ist er, wenn sich sein Wissen und Können nicht aus der Tiefe an die Oberfläche des wirklichen Bedarfs, nicht von der Erforschung des Vergangenen zu der lebendigen Anschauung des Gegenwärtigen bewegt hat, und wenn über der Vertiefung die Frische, über der Gründlichkeit die Lebendigkeit, über der Versenkung der freie Umblick und Überblick verloren gegangen ist und über der Buchfreudigkeit die Freudigkeit zum Verkehr mit Menschen und zur Einwirkung auf sie. Es hat unter den deutschen Lehrern viele Leute gegeben, die nur an dem reich waren, was über die Schule hinauslag, und den lebendigen Anforderungen der Schule selbst und der hinter ihr stehenden Kulturwelt nichts Rechtes entgegenbrachten. Solche Fachleute sind wie vermögenslose Barone, die im Bewußtsein ihres vornehmeren Blutes und ihrer nobleren Sinnesweise nicht in das arbeitende Bürgertum hineintauchen wollen, aber doch nicht für ewige Zeiten sich auf Respekt um ihrer bloßen Vergangenheit willen Rechnung machen dürfen.

Gebiete, die nicht erlassen werden können, die die Bildungsaufgabe der Schule in der Gegenwart einzuschließen fordert, sind die Lautkunde, der praktische Wort- und Phrasenschatz, Sprechgewöhnung, Stilgefühl und Kenntnis neuerer Schriftwerke. Für die Kenntnis des Sprachgesetzlichen und Sprachgeschichtlichen besteht bei deutschen Lehrern kaum irgend welche Gefahr. Was aber jene Gebiete betrifft, so ist die zuerst berührte Phonetik ja in kurzer Zeit eine so vielverzweigte, an scharf umrissenen Ergebnissen wie an kleinen und großen Problemen reiche Wissenschaft geworden und das Tempo ihrer Fortentwickelung ist ein so schnelles, daß ganz zu folgen schon wieder eine ganze Menschenkraft erfordert und Bescheidung dem zur Notwendigkeit wird, der sich doch gleichzeitig noch vielen anderen Gebieten widmen muß. Er soll nun freilich auch hier nicht damit zufrieden sein, das für seine Person zu wissen, was er im Unterricht verwenden muß (das ist wenig) oder mitteilen darf (auch das ist nicht viel). Aber daß er das wirklich kennt und versteht, ist doch schon etwas positiv Wertvolles, das namentlich dann nicht als unbefriedigend angesehen werden darf, wenn es erst in einem späteren Zeitpunkte der eigenen Entwicklung erworben werden mußte, und namentlich auch dann nicht, wenn es in lebendiger Weise verwendet wird und wenn auf die beste Art der Verwendung und Übermittelung immer von neuem Bedacht genommen wird. Lautkunde sollte deshalb auch unsere einfache Bezeichnung sein, um nicht mit Lautwissenschaft zu viel zu fordern oder mit Lautlehre auf die bloße theoretische Seite hinzudeuten. Gemeint aber ist freilich nicht bloß das Verständnis der einzelnen Laute, sondern des Lautlichen oder physisch-Klanglichen überhaupt, auch in dem großen Zusammenhang der lebendigen Rede! Also Satzphonetik neben Wortphonetik. Nicht selten hört man, wie der Richtigkeit, ja der peinlich-richtigen Herausarbeitung der Einzellaute ein so großer Eifer und eine so scharfe Aufmerksamkeit gewidmet wird, daß darüber nichts übrig bleibt für die Beobachtung des Gesamtklanges, der Verbindung, des Flusses, der Satzmelodie.

Dies alles freilich (und namentlich der letzterwähnte Punkt) läßt sich nur dann mit Erfolg im Unterricht pflegen, wenn es dem Lehrer selbst in Fleisch und Blut übergegangen ist, wenn es bei ihm so fest sitzt, daß es ihm nicht mehr abhanden kommen kann, wenn er nicht mehr aus dem Geleise zu bringen ist. Und dazu ist die Gefahr in

unserm Unterricht sehr groß. Namentlich dann groß, wenn man mit den beiden Sprachen, der fremden und der eigenen, immer hin und her wechselt, wie es ja nach dem bisjetzt vorherrschenden Betriebe geschieht. Die den Schülern aus ihrer Muttersprache gewohnte Betonung wird sich immer wieder in die fremde Wortreihe hineinstehlen, und man wird darüber nachsichtig urteilen dürfen oder müssen; haben sie doch nur diesen einzigen Menschen, den Lehrer, sich gegenüber, dessen Rede sich auf den fremden Tonlinien bewegt, während sonst die Wellen der muttersprachlichen Betonung sie beständig umtönen, und ist doch die Zumutung an das Ohr, diese feineren, nicht wohl meßbaren Kurven aufzufassen, und an das Sprachorgan, sie wiederzuspiegeln, viel größer, als wenn es sich um musikalische Melodieen handelte. Und die Rede der Schüler wirkt dann leicht auf den Lehrer zurück, bringt auch ihn aus seinem Kurse, auf eine rein physische Weise, durch Reflexwirkung, zumal wenn der Lehrer, wie dies ja doch fast immer der Fall ist, auch außerhalb des Unterrichts nur die deutsche Tonbewegung zu hören pflegt, nicht die fremde. Auch wirkt dazu mit, daß der Lehrer „in der Hitze des Gefechts", um ein ganz triviales Bild zu gebrauchen, in der Erregung, in die ihn seine Thätigkeit, seine Aufgabe, sein Eifer, die Widerstände und Hemmnisse versetzen, nicht die spiegelklare Geistesverfassung bewahrt, die ihm die sichere Innehaltung der Linie ermöglichen würde. Jede anerzogene Form kommt ins Wanken, sobald Aufregung, Hast, Affekt sich geltend macht. Wie die Menschen in großer Erregung, in Angst z. B., plötzlich den Sprung zur Sprache ihrer Kindheit zurück zu machen pflegen, ist oft beobachtet worden: es streift sich da gewissermaßen die ganze gewordene Natur wieder ab gleich einem angelegten Kleide. In einem bescheidenen Grade also waltet dieses Gesetz auch in der lebendigen Unterrichtsbethätigung und bedroht gerade die Eifrigsten am meisten. Darum empfinden eben die gewissenhaftesten Fachlehrer am lebhaftesten immer wieder das Bedürfnis, sich körperlich in die Welt der fremdsprachlichen Tonwellen zu tauchen, um nicht bloß korrekter, sondern widerstandsfähiger zurückzukehren.

Von den beiden neueren Sprachen, die für uns in Betracht kommen, gilt dies ja vorwiegend für das Französische, wo die Verfehlung des „Accents" als grobe Abweichung von der wirklichen Sprachrichtigkeit empfunden wird, aber auch für das Englische darf

dieſe Forderung nicht unterſchätzt werden; laufen hier die Linien der beiden gegenüberſtehenden Sprachen minder weit auseinander, ſo fallen ſie doch keineswegs zuſammen. Indeſſen wiederum mache ich ausdrücklich das Zugeſtändnis: vollkommenes Gelingen, eine Satzbetonung von voller Echtheit, auch ohne leiſe Fremdheit für den Nationalen, muß nicht als unbedingte Forderung gelten. Solche unbedingte Forderung erhebt ſehr leicht, wer das Maß der thatſächlichen Schwierigkeit nicht kennen gelernt hat. Wenn unſere *Richtung* die rechte iſt, wird ein ſchwerer Tadel uns nicht treffen dürfen.

Da iſt nun freilich ſcheinbar von etwas ganz anderm die Rede geweſen, als was in unſerm Thema ausgeſprochen iſt: nämlich vom Lehren in ſeinem Verhältnis zum *Verlernen*. Aber das gehört doch auch zum Gegenſtande! Wir müſſen es uns nur klar machen, nur ausdrücklich vor Augen ſtellen, wie über dem Lehren das Gegenteil vom Lernen leicht eintreten kann, wenigſtens an dieſem Punkte, auf dieſem erſten Gebiete. Es wird nicht das einzige ſein, aber dasjenige, wo die Gefahr am ſtärkſten iſt. Blicken wir jedoch ſogleich auch auf eine andere Seite.

Jene Gefahr des Zurückſinkens in die mutterſprachliche Laut- und Betonungsſphäre, die übrigens doch nicht etwa bloß für den Satzaccent, ſondern namentlich auch für die Färbung mancher Vokale vorliegt, ſie iſt weit weniger vorhanden für das *Leſen* oder auch den zuſammenhängenden *Vortrag* des Lehrers. Hier wirken weder die Haſt, innere Bewegung und Erregung ähnlich ein wie beim Sprechen, noch findet die ſtete Unterbrechung ſtatt, das ſtete Hin- und Herſpringen von Idiom zu Idiom. Hier giebt im Gegenteil dem Lehrer die Unterrichtsaufgabe eine ſchätzenswerte Gelegenheit, ſich ſelbſt immer wieder zu üben; indem er es ſo gut wie möglich machen *ſoll*, wird er es auch ſo gut wie *ihm* möglich iſt machen *können*. Er kann ſich darauf einüben und zu dieſem Behufe dasſelbe Textſtück öfter leſen (was er ſonſt ſchwerlich zu thun aufgelegt ſein wird), und er wird nicht beirrt durch eine zu reife Zuhörerſchaft, die doch immer (ſelbſt auf ſehr Entwickelte) einen etwas lähmenden und verwirrenden Einfluß ausübt — ein rein phyſiſches Geſetz. Auch mag ihn die Verpflichtung und Gewöhnung, alle die Einzellaute bei den Schülern genau zu überwachen, in dieſer Hinſicht zu weit ſtrengerer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt führen, als er ſie ſonſt ſich zumuten würde.

Und was von dem Lesen fremdsprachlicher Texte gilt, wird dann auch vom freien zusammenhängenden Vortrag in der fremden Sprache gelten. Ein solcher Vortrag (wobei man nicht an Kunstvortrag, sondern nur an zusammenhängendes freies Sprechen zu denken hat) soll ja im Munde der Schüler keine große Rolle spielen, soll da namentlich nicht etwa zu früh, vor der Übung des Dialogs eintreten; aber für den Lehrer bildet er eine angenehme und sozusagen ehrenvolle Aufgabe; er muß ihn anwenden können, um schriftstellerischen Gedankeninhalt zusammenzufassen, um breitere Sacherläuterung zu geben, um manches vorzuerzählen, was dann weiter besprochen und nachgeahmt werden soll, auf der obersten Stufe namentlich auch um litteraturgeschichtliche Einblicke zu geben. Hat diese Übung vor den deutschen Schülern keineswegs die Bedeutung einer rednerischen Leistung oder eines Versuchs vor einer urteilsfähigen Zuhörerschaft, so bildet sie doch — abgesehen von dem Nutzen für die Schüler — eine schätzbare Gelegenheit zur Selbstschulung und Gewöhnung des Lehrers.

Ähnlich steht es mit den Sprechübungen. Was der Lehrer hier von Können in seinen Unterricht mitbringen muß, ist nicht so wenig wie man ehedem dort vorzufinden gewöhnt war; die Wahrheit zu sagen, war dieses „wenig" vielfach gleich nichts; vom Lehrer war es nie ernstlich verlangt worden und er hatte nie Gelegenheit gesucht oder gar gefunden, es zu treiben. Aber es ist andrerseits auch nicht so viel, wie wohl der Eifer oder auch der Fachehrgeiz und mitunter auch der Fachunverstand leichthin fordert, nämlich gegenüber jenem wenig, das so gut wie nichts ist, ein viel, das so gut ist wie alles. Sehr schön, wer es hier zu einem rechten Stück von Vollkommenheit bringt, wer ohne Mühe reden kann von der Ceder auf Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, wem die Worte und Wendungen und die Variationen aus dem Munde strömen; und hoffentlich wird bei uns die Zahl der in so vollem Sinne Könnenden immer größer, wie ja die Mittel und Gelegenheiten hoffentlich immer reichlicher werden. Aber noch muß auch derjenige, der sich nur in ruhigem Tempo und nur korrekt in der fremden Sprache ausdrücken kann, dem keineswegs die verschiedensten Themata und Stoffgebiete von nah und fern, aus Gesellschaft und Wissenschaft, aus Praxis und Theorie gleich gut „liegen", der nicht jeden Ton anzuschlagen,

auf jeden Ton einzugehen verſteht, familiär ſo gut reden kann wie akademiſch, der nur richtig zu ſprechen vermag über das, was in dem Unterricht und in dem Schulleben eben vorliegt und vorgeht, der auch einer gewiſſen Vorbereitung darauf bedarf, noch muß auch er gelten und anerkannt werden. Und auch ihm wiederum giebt die Schule, giebt die Verpflichtung des Tages regelmäßige Gelegenheit zum Lernen, zu häufiger Übung und zur Steigerung der Sicherheit. Daß er ſich auf einem begrenzten Gebiete bewegt, iſt dabei kein Schade: denn gerade durch die andauernde Übung innerhalb eines beſchränkten Stoffgebietes wird formale Schulung erzielt und ein Gefühl der Sicherheit gebildet, welches dann weitergehender Bethätigung zur Unterlage dient.

Auch kann ich eins hier nicht unerwähnt laſſen: für manche Lehrer, die in der mündlichen Beherrſchung der Sprache ſehr weit gelangt ſind, beſteht ſichtlich die Gefahr, daß ſie ſich nun mit Behagen in ihrer eigenen Beredſamkeit, in Fülle und Fluß ihrer Rede ergehen und dem Schüler keineswegs ſo viel Handreichung thun, als derſelbe ſeinerſeits braucht, um auf eine gewiſſe, beſcheidene Höhe zu kommen. Die große Diſtanz des Könnens wirkt leicht abſchreckend, entmutigend, oder macht gleichgültig, und wenn der Lehrer nicht Geduld genug entwickelt, um wirklich an ſich zu halten und ſich ſo viel Stufen hinabzulaſſen, um den Zögling nach und nach ſtufenweiſe emporzuheben, wenn er in ſeinem Redeeifer und -behagen kaum merkt, wie viel *er* ſpricht und wie wenig der Schüler (das alles kommt ſo vor): dann iſt jene Vollkommenheit ein ſehr zweifelhafter Vorzug. Damit ſoll natürlich nicht geſagt werden, daß es beſſer ſei wenig zu können als viel, aber daß auch die viel Könnenden fehlgehen können und dann die weniger Vermögenden ihnen an Leiſtung und Erfolg überlegen ſein können. Es kommt eben auch hier darauf an, wie man mit ſeinen zehn Pfunden oder ſeinen fünf oder mit ſeinem einen Pfunde zu wuchern weiß; es bewährt ſich auch hier, daß viel gelernt haben nicht gleich iſt gutem Lehren.

Auch macht es, um das noch hinzuzufügen, einen Unterſchied, *wie* man das eigene Können erworben hat. Derjenige, dem es infolge frühzeitiger Gelegenheit und günſtiger Umſtände gleichſam angeflogen iſt, pflegt weit weniger die Ausdauer, die Geduld, die unterſcheidende Genauigkeit gegenüber dem einzelnen zu haben, als der-

jenige, der die Stufen nicht ohne ernstliche Mühe selbst hat durchlaufen oder ersteigen müssen. Das nun gilt wohl noch mehr, als für das Sprechen, für die Aussprache, auf die wir ja noch einen Augenblick zurückkommen dürfen. Es ist auch der Grund dafür, daß die Nationalen selten so gute, daß sie meist auch nicht entfernt so erfolgreiche Lehrer ihrer Sprache abgeben wie gut ausgebildete Deutsche, auch wenn deren Ausbildung in Wirklichkeit noch lange nicht an die Sicherheit der Ausländer reicht. Für das Gefühl der letzteren ist die Distanz zu groß, um eigentlich durchmessen zu werden, um auch nur den Versuch ernstlich machen zu lassen; ihr Ohr gewöhnt sich alsbald an das Surrogat des Richtigen — wenn es überhaupt jemals scharf genug unterscheiden gelernt hatte.

Öfter hört man neuerdings beim Unterricht der alten Sprachen es beklagen und betonen, daß der Wortschatz nicht ausreichend gepflegt werde, daß er sich in bedauerlicher Weise vermissen lasse, daß planvolle Beschaffung desselben eine unabweisbare Aufgabe bleibe. Auch die gegenwärtigen preußischen Lehrpläne deuten auf dieses Bedürfnis und diese Aufgabe hin. Beim Griechischen sprechen wohl auch große Kenner gelegentlich von der Schwierigkeit, sich des gewaltigen Wortschatzes zu bemächtigen. Der Wortschatz lebender Sprachen ist noch umfassender, als der auch der reicheren unter den alten Sprachen, nämlich der so reichen griechischen. Und der Reichtum der lebenden Sprachen liegt nicht sowohl in der Fülle der Bildungen, die im Zusammenhang steht mit einer naiven Freude am schönen Wort, einer üppigen Kraft der Wortgestaltung, einer großen Beweglichkeit der die Worte eingebenden Empfindung, sondern in der Menge der ausgeprägten Begriffe im Zusammenhang mit der Weiterentwicklung der äußeren Kultur, der wissenschaftlichen Durchdringung der Welt, auch der gegenseitigen Durchdringung verschiedener Sprachen, und endlich im Zusammenhang mit der Thatsache, daß wir diese Sprachen nicht bloß als Schriftsprachen besitzen, in dem Rahmen einer bestimmten Anzahl litterarischer Aufzeichnungen aus einem Zeitraum, der, wenn auch sehr umfassend, doch einen Abschluß gefunden hat. Die lebenden Sprachen sind auch hinsichtlich ihres Wortschatzes immer im Fluß, und als Schriftsprachen sind sie jederzeit bereit und in der Lage, sich aus dem bunteren Vorrat der mündlichen Rede zu ergänzen, wie

ihnen zugleich andere Quellen der materialen und formalen Ergänzung der Weiterbildung offen stehen. Den Wortschatz einer neueren Sprache wirklich kennen, heißt — oder hieße — etwas Ungeheures. Die Verschämtheit, mit der man dann und wann oder auch ziemlich oft nach dem Wörterbuch greift, als ob man, namentlich nach Ablegung einer fachlichen Staatsprüfung, eigentlich doch die Wörter der Sprache wissen müßte, diese Verschämtheit rührt eben doch von dem Betrieb der alten Sprachen oder genauer des Lateinischen her: in dieser Sprache war es und ist es möglich, die sämtlichen Autoren der in Betracht kommenden litterarischen Zeit ohne lexikalische Verlegenheit lesen zu können. Im Griechischen durfte die Grenze des Wissens immer schon freier hervortreten, da dort des Poetischen, Seltenen, frei Gebildeten so viel ist. Beim Französischen oder Englischen schien es noch viel leichter, den ganzen nötigen Wortschatz zu besitzen, weil man ihn zu einem überwiegenden Teil aus schon bekannten Sprachen, dem Lateinischen oder im zweiten Falle dem Deutschen und Französischen bereits mitbrachte. Und es war ja auch namentlich beim Französischen so leicht, so lange die Lektüre sich innerhalb der akademischen Sprache bewegte, dabei vorwiegend allgemein geschichtlichen Stoffen galt, Schriften aus etwas älterer Zeit bevorzugte und von Poesie wesentlich nur die „klassische Tragödie" umfaßte, deren Wortschatz der allerärmste ist, den eine Poesie oder Prosa in der Weltlitteratur aufweist — freilich eine gewollte Armut, eine Selbstbeschränkung auf einen geweihten Kreis.

Das ist alles so ganz anders geworden. Jetzt heißt es auch in der Schule: Wortschatz aus dem konkreten Leben der Gegenwart, Lektüre von mannigfachem, auch beschreibendem und schilderndem oder doch schildernd erzählendem Inhalt, und aus der Gegenwart mit ihrem wenigstens für das Französische so außerordentlich bereicherten, ja in einem gewissen leidenschaftlichen Drange vermehrten und gehäuften Wortschatz. Hier wird es für den Lehrer, der nicht etwa schon seine akademischen Studien in der neuen Periode und in der Erkenntnis dieses Bedürfnisses erledigt hat, vielfach gelten, nun erst seinerseits zu lernen, um lehren zu können. Was schadet das? Den Vorrat an diesem äußeren Wissensbestand ergänzen zu müssen, ist in meinen Augen gar keine Schande; die Bildung, auch die sprachliche oder wissenschaftliche, hängt an ganz anderen Dingen. Am allerwenigsten kann ein

solches Bedürfnis auf dem mehr technischen Gebiete ehrenrührig sein. Der Unterricht aber bringt hier dem Lehrenden den Vorteil, daß er den Zuwachs sich um so viel fester aneignen wird durch die lebendige Verwendung, durch den lauten Klang, durch die Wiederholung. Indessen auch abgesehen von solchem Zuwachs giebt der Unterricht den Vorteil, einen erheblichen Wortschatz präsent zu erhalten, während dem etwa nur in stiller Lektüre mit der Sprache Beschäftigten gerade diese Präsenz leicht verloren geht; es sinkt ein großer Teil des Besitzes allmählich in die Tiefe, hört nicht auf Besitz zu sein, wird aber latent statt präsent und muß seiner Zeit erst mit mehr oder weniger Mühe wieder hervorgesucht werden, womit er dann von seinem Werte vielleicht den größeren Teil verliert.

Auch von dem Besitz an Phrasen, an idiomatischen Wendungen, von denen ja eine lebendige Sprache ganz und gar durchdrungen und erfüllt ist, wird Ähnliches gelten. Manches führt die Schullektüre neu entgegen (es ist wiederum keine Schande, wenn man es sich oder auch der Welt gestehen muß), vieles wird durch den Unterricht präsent erhalten, vieles muß auch, indem es nicht aus dem behandelten zusammenhängenden Unterrichtsstoff sich von selbst ergiebt, durch die Sprechübungen in den Unterricht hineingetragen werden. Ich möchte mich nicht länger bei diesem Gebiete aufhalten. Doch führt dasselbe ja zugleich hinüber zu der Frage des Stils.

Der Stil einer Sprache ruht — namentlich wenn man ihn von außen her, von einer andern Sprache her ins Auge faßt — einmal auf festen, idiomatischen Wortverbindungen (die aber nur den roheren oder doch materielleren Faktor ausmachen, dasjenige nämlich, was man mit Sicherheit übernehmen und reproduzieren kann), und dann auf etwas Feinerem, Wichtigerem, Höherem, aber auch weit minder Greifbarem, nämlich der Gruppierung aller Bestandteile der Rede, der Wahl der Ausdrucksformen, dazu einem rhythmischen und musikalischen Elemente. Einige Naturen haben für die gesamte letztere Seite einer fremden Sprache ein besonderes Auffassungstalent, während es anderen ganz daran gebricht. Auch trägt der Gang der persönlichen Ausbildung viel dazu bei, diese Fähigkeit zu entwickeln oder (leider wohl häufiger!) absterben zu lassen. Es ist allenthalben so: viel reflektierende Geistesbethätigung schwächt die instinktiven Kräfte. Wer ge-

wohnt ist, wer sich hat gewöhnen müssen, immer über logischen Zusammenhang und Untergrund sich Rechenschaft zu geben, möglichst alles in seinem eigenen Innern in Zusammenhang zu bringen, dem geht die Fähigkeit der unmittelbaren Aufnahme und Bewegung verloren. Das ist denn auch die große Gefahr innerhalb der philologischen Berufsvorbereitung. Und während des Unterrichts selbst gesellt sich als zweite Gefahr hinzu — nicht etwa bloß die dennoch ganz vorwiegende Bewegung in der eigenen Sprache oder das sich Hin- und Herbewegen zwischen verschiedenen fremden Sprachen, sondern namentlich die beständige stilistische Stümperei der Schüler, deren ganzes Denken und Fühlen mit den Ausdrucksformen der Muttersprache verwachsen ist und die von diesen Banden sich nur gezwungen, äußerlich, linkisch los zu machen suchen, aber immer wieder gelähmt erscheinen.

Hier muß der Lehrer sich mit Gewalt oder vielmehr mit Energie oben erhalten, um nicht mit herabgezogen zu werden, und er wird dem letzteren Schicksal nie ganz entgehen. Die Korrektur und Beurteilung namentlich der schriftlichen fremdsprachlichen Stilübungen gehört zu dem Schwersten, was der Unterricht überhaupt fordert. Wenn der Lehrer sich den vielen Einzelheiten gegenüber hilf- oder doch ratlos fühlt, ratlos wie er eingreifen soll und wie weit, so ist das kein Wunder. Die Aufgabe, die ihm diesen Stümpereien gegenüber obliegt, erfordert von seiner Seite (daß ich dieses Bild aus einer andern Lebenssphäre gebrauche) eine beständige „Selbstversicherung“ oder „Rückversicherung“ durch eigenes stilistisches Studium. Aber einen Vorteil bringt ihm doch auch der Unterricht selbst. Es war soeben von der Gruppierung und Verbindung, von dem künstlerischen Aufbau des Materials, auch von der musikalisch-rhythmischen Natur des Stils die Rede. Auch dergleichen kann verstandesmäßig verfolgt und bis zu einem gewissen Grade verstandesmäßig abgelernt werden: aber an die Stelle kann auch treten und sicherlich hinzukommen muß sinnliche Empfänglichkeit. Ein häufiges lautes Lesen, ein lebendiges Betonen, ein Hören des zusammenhängend Gelesenen — das ist ein schätzbares, ja unentbehrliches Mittel. Und wenn dasselbe Stück öfter gelesen und gehört wird, so ist das doch noch viel wertvoller, als wenn immer anderes vor den Sinnen und dem Geiste vorüberzieht. Wir Menschen der Gegenwart sind nun einmal so geistig geworden, daß wir unsere Sinne gar nicht mehr leicht in

Thätigkeit treten lassen, wo eine unmittelbare Aufnahme geistigen Inhalts möglich ist; vielfach macht erst der wiederholte Anprall an die Sinne auf diese als solche Eindruck.

Um übrigens doch auf die mehr substantielle Seite des Stils, das Phraseologische, noch einen Augenblick zurückzukommen, so darf der Lehrer über die Möglichkeit und Zulässigkeit mancher ihm in den Schülerversuchen entgegentretenden Wendungen im Zweifel sein: er muß aber in der Lage sein, sicher Mögliches und Richtiges an die Stelle des Zweifelhaften setzen zu können, es mindestens zu empfehlen, wo er es nicht auferlegt. Noch eins zur Stilistik: nicht künstlich und äußerlich ein opus operatum zustande zu bringen, sondern wirklich schreiben zu lehren, ist die große Aufgabe, und auch diese Beziehung zwischen Lehren und Lernen muß hier ausdrücklich gefordert werden, nämlich, daß das Lehren ein wirkliches Anleiten, ein Entwickeln von Kräften sei, nicht ein Abrichten, und das Lernen nicht ein Abgerichtetwerden. Beim Sprechen ist diese Gefahr unwesentlich, denn ein gutes Teil Abrichtung oder doch bloßer Gewöhnung ist dabei unter allen Umständen im Spiele; beim Schreiben ist das Verhältnis ein ganz anderes.

Über die nun folgenden Gebiete will ich mich kürzer fassen. Bei der Grammatik ist die Gefahr, daß ausgebildete deutsche Lehrer etwas von den notwendigen Kenntnissen vermissen lassen, geringer als für irgend ein anderes Gebiet, es müßte denn sein, daß sie während ihrer Studienzeit so tief in der Sprachgeschichte mit allen ihren Wandlungen untergetaucht wären, um für die Kenntnis des gegenwärtig Gültigen keine Hochschätzung übrig behalten zu haben, was allerdings ein in deutschen Landen nicht unerhörter Fall sein soll. Jedenfalls ist es nicht im geringsten eine Hexerei, sich die Sicherheit in der regelmäßigen Grammatik der Sprachen zu verschaffen; es ist auf dem ganzen neusprachlichen Studiengebiet moralisch das Leichteste. Und wer unsicher werden wollte, die beständige Wiederauffrischung der grammatischen Normen innerhalb des Unterrichts muß ihn dagegen schützen.

Gut wäre es nur, wenn man aus dem Unterricht (und für denselben) eins lernen wollte, was nach meinen Beobachtungen keineswegs allgemein daraus gelernt zu werden pflegt: nämlich das Bedürfnis, gewisse Hauptgesetze (deren Verletzung immer wieder vorkommt, immer

wieder wehe thut, immer wieder beschämend ist für Lehrer und Lernende) durch besonders energische Behandlung, Übung, Wiederholung zum unbedingten Eigentum zu machen, damit wenigstens gegen diese weder mündlich noch schriftlich gefehlt würde; es dürften dann manche Fehler von anderer Qualität und aus andern Gebieten mit verhältnismäßiger Nachsicht hingenommen werden. Man erreicht das aber nicht, wenn man aus Gewissenhaftigkeit oder auch aus bloßer Gewohnheit oder aus Unfähigkeit zum Unterscheiden alles in gleicher Breite behandelt und so, weil man das Kleine groß macht, das Große in dem Kleinen verschwinden läßt. An diesem Fehler, wie gesagt, krankt unser Unterrichtsbetrieb noch in weitem Umfang.

Die Freude am grammatischen Studium, die uns Deutschen anscheinend im Blute liegt, läßt es manchem Lehrer als willkommene Forderung erscheinen, daß wenigstens auf der obersten Stufe der höheren Schulen die Grammatik auch „vertieft“ werden soll. So gewiß es eines höheren Unterrichts unwürdig wäre, sich endgültig auf das Übermitteln von grammatischen Normen zu beschränken, ohne jemals den Blick auf die logischen Grundlagen oder psychologischen Untergründe zu lenken, so vorsichtig muß der Lehrer hier doch sich selbst gegenüber sein, daß er sich nicht zu sehr in Betrachtungen gehen läßt, wie sie der Raum und der eigentliche Zweck des Unterrichts nicht gestatten. Auf Anregung der Einsicht oder des Interesses wird man sich doch wesentlich beschränken müssen, wie eine ähnliche oder vielmehr eine noch weitergehende Beschränkung auch gegenüber der Sprachgeschichte gilt, bei der es dem wohlausgebildeten Philologen eine Zeit lang gewiß schmerzlich ist, all sein schönes Wissen und Verstehen in der Brust verschließen zu müssen, dem Gelernthaben nicht ein Lehrendürfen folgen zu sehen — vielleicht fast so schmerzlich wie dem jungen Mädchen, das sich mit allen Künsten und Reizen für den Ball geschmückt hat, ein plötzlich auferlegtes Zuhausebleiben. Soweit aber — um das doch nicht zu vergessen — überhaupt wissenschaftliche Belehrung aus dem Gebiete der Grammatik oder auch der Sprachgeschichte oder der Verslehre im Unterricht Raum findet (und je nach der allgemeinen Gewandtheit und Klarheit und der anregenden Kraft der Lehrer wird dieser Raum verschieden sein, wird er doch auch breiter sein dürfen), soll womöglich nie etwas gelehrt werden, was wissenschaftlich überholt ist, auch selbst wenn es in gebräuchlichen Schul-

büchern noch säuberlich gedruckt von Auflage zu Auflage gehen sollte. Auch hier also muß dem Lehren ein Weiterlernen, dem zu übermittelnden Stoffe eine wissenschaftliche Kontrolle, der unterrichtlichen Gewöhnung eine geistige Selbstkontrolle zur Seite gehen. Von den neueren wissenschaftlichen Anschauungen über alles, was man das Leben der Sprache nennen kann, ist in die Schulbücher noch wenig eingedrungen und wird auch das meiste nicht in die Schule gehören; es wird vielfach formale Anpassung an das Schülerverständnis und an den praktischen Unterrichtszweck nötig sein, aber Verkehrtes zu schützen berechtigt das nicht. Auf einzelnes hier einzugehen muß ich mir versagen.

Wenden wir uns nun zur Lektüre, so wird es sich auch hier vielfach darum handeln, bei der unmittelbaren oder mittelbaren, näheren oder entfernteren Vorbereitung recht viel für sich zu lernen und nur wenig davon alsobald zu lehren. Die Neigung, sich durch den Text des Schriftstellers mit dem schweren Kettengewicht von Erläuterungsweisheit hindurchzuschleppen, liegt zwar den älteren Philologen tiefer im Blute als dem neuen Geschlecht der neuen Sprachlehrer; aber wenn sie drüben mehr und mehr überwunden wird, so darf sie nicht etwa hier unter dem Einfluß eines löblichen Strebens nach wissenschaftlichem Charakter großgezogen werden. Vielleicht ist bisjetzt doch im ganzen die Besorgnis begründeter, daß man mit dem Verständnis seines Textes zu leicht fertig werde, weil sich eben — wenn wir gewisse Heroen der Litteratur ausnehmen — noch nicht die Gedanken vieler aus allerlei Jahrhunderten daran gehängt haben. „Die Neuen glaubt man blank zu verstehen," sagte schon Goethe in bekanntem Zusammenhang. Was aber dem Lehrer bei der Schriftstellerlektüre vor allem not thut, ist — nicht, daß er sich in seine Stelle, seinen Abschnitt suchend und grübelnd und nachschlagend vertieft habe, sondern daß er den Autor im ganzen recht reichlich gelesen hat, um seine Eigenart zu kennen und alles Einzelne in rechtem Zusammenhang mit dem Ganzen zu sehen. Im Unterricht können leider, alles zusammengerechnet, immer nur sehr bescheidene Ganze oder auch Bruchstücke bewältigt werden. Aus den bescheidenen Stücken aber und aus der Beschränkung kann der Lehrer für sich den Gewinn ziehen, daß diese Stücke ihm besonders gegenständlich werden, nach Gehalt und Form einschließlich der physisch-klanglichen Seite, wie das ähnlich schon vorhin berührt wurde.

Oder muß das zum öfteren Behandelte dem Lehrer langweilig werden? Diese Befürchtung hegt mancher, während er vor der Schwelle des Lehramtes steht, und im ganzen denkt sich das verehrliche Publikum draußen dies als eine der großen Nöte des Lehrerlebens. Ich habe gefunden, daß sie nicht in Erfüllung zu gehen pflegt, wofern man nicht in seiner eigenen Natur eine starke Befähigung, sich gelangweilt zu fühlen, mitbringt, was ja allerdings bei manchen Menschen aus allerlei Berufsarten der Fall ist. Was gut geschrieben, bedeutend gedacht ist, was zum Ruhme eines Menschen beigetragen hat, in irgend einem Sinne klassischen oder doch künstlerischen Wert erlangt hat, das kann man getrost oftmals betrachten, es wird durch die wiederholte Betrachtung nicht weniger lebendig, sondern lebendiger; man sieht immer neue Seiten daran, oder man sieht es in andern Stimmungen und es bewährt sich da immer von neuem. Man muß sich natürlich damit immer wieder und wirklich beschäftigen, und die Beschäftigung besteht nicht etwa notwendig im Aufsuchen neuer Erläuterungsmittel, sondern vor allem auch in selbständig sinnendem Anschauen. Schließlich verleiht es doch eine wertvollere Beziehung zu einer Litteratur, daß man eine beschränkte Anzahl guter Werke aus ihr — ich will nicht sagen: recht gründlich studiert, aber recht lebendig aufgefaßt hat, als daß man ihre Erzeugnisse massenweise hat an sich vorüberziehen lassen. Am unrichtigsten wäre es übrigens zu denken, das Wiederholen des Nämlichen, *wenn* es eine Last werden kann, sei just eine Last des Lehrerstandes. Was ist diese Wiederholung, die etwa nach ein paar Jahren eintritt und doch jedesmal einen weiter entwickelten Menschen im Lehrer vorfindet, gegen die der gefeierten und beneideten Schauspieler, oder auch, um auf andere Lebensbahnen zu blicken, gegen die der immer neue Rekruten drillenden Offiziere, oder auch gegen die der Verwaltungsbeamten mit den ewig gleichartigen Berichten und Verfügungen, und der Richter mit den endlosen und reizlosen Bagatellsachen und den gleichen umständlichen Formen! Die doppelte Beziehung des Lehrenden zu geistigen Objekten und geistigen Subjekten ergiebt fast von selbst stets neue Reize des Wechsels. Der verbindende Strom des Interesses, der sich zwischen dem geistigen Kunstwerke, dem Erklärer oder Vermittler und der aufnehmenden Jugend hin und her ergießt, wird sich immer wieder mit belebender Kraft fühlbar machen.

Damit möchte ich aber den Standpunkt nicht vertreten, als ob

der Wunsch des Lehrers, einen gewissen Wechsel der Lektüre sich gestattet zu sehen, überhaupt schweigen müsse. Soll offenbar Wertloseres an die Stelle des Wertvollen treten, nach zufälliger Geschmacksrichtung, nach unzulänglicher pädagogischer Abschätzung, so muß dem widerstanden werden; aber daß man das Auge offen halte auch für den Wert und für die didaktische Schätzbarkeit dessen, was nicht bereits oder vielleicht nicht mehr oder nicht hinlänglich sein Bürgerrecht im herrschenden Kanon gefunden hat, ist sicher nicht zu mißbilligen. Im ganzen ist hier freilich die Unruhe des Suchens und Neuerns gegenwärtig viel zu groß und schwerlich sind es vorwiegend didaktische Interessen, die sie lebendig halten, ein Thema, welches weiter zu verfolgen ich jetzt keine Ursache oder doch kein Recht habe.

Daß doch nicht ganz selten die unterrichtliche Beschäftigung mit den litterarischen Werken und daß ebenso die sonstige lehrende Behandlung des Sprachstoffs an einzelnen Punkten auch Anlaß wird zur Aufnahme und Verfolgung wirklich wissenschaftlicher Fragen, darf ich zum Schlusse dieses Abschnitts nicht unerwähnt lassen. Wenn dann gewissermaßen die oberste Region der unterrichtlichen Arbeit in die der darüber liegenden wissenschaftlichen einmündet, so ist wohl die erfreulichste Beziehung zwischen Lehren und Lernen hergestellt. Und daß ein so erhöhtes Geistesinteresse auch wieder in der gehobenen Freudigkeit des Lehrers fühlbar wird und den Schülern Eindruck macht, kann nur wiederholt werden, nachdem es oben gesagt worden ist.

Es giebt noch einen, allgemeineren Gewinn, welchen unsere Lehrthätigkeit gewährt; daß nämlich von der immanenten Kraft des Lehrstoffes, die diesen geeignet macht, die jugendlichen Geister zu bilden, eine sich vertiefende Wirkung auch auf den Geist des Lehrers ausgeht. Oder sollte man sich mit englischer Sprache und Litteratur viele Jahre beschäftigen können, ohne von den Vorzügen dieser Sprache, der Verbindung von schlichter, unmittelbarer Kraft mit außerordentlicher Fülle und Biegsamkeit, von zugleich bewahrter Volkstümlichkeit und hochentwickeltem rhetorischem Kulturcharakter,*) ohne von diesen Vorzügen etwas für seine eigene Sprache oder Geistesbildung aufzunehmen? und ebenso mit der französischen Sprache und Litteratur, ohne von der

*) Man vergleiche die eingehendere Ausführung in dem folgenden Aufsatz „Zur Charakteristik der englischen Sprache".

Bestimmtheit und Klarheit, der Schärfe und Sicherheit, der in den mannigfaltigsten Gestalten doch nie sich verleugnenden Grazie für sich einen gewissen Gewinn zu ziehen? Wer ohne solchen Gewinn bliebe, der hätte eine besonders spröde Eigenart, um nicht zu sagen eine unerfreuliche Stumpfheit zu dem Studium dieser Sprachen und Litteraturen mitgebracht. Wie viel unsere ganze nationale Geisteskultur oder doch Ausdrucksweise in der Vergangenheit von Griechen und Römern und doch auch von den Romanen übernommen und verarbeitet hat, weiß jeder Kundige: aber die Gesamtheit erwirbt doch nur durch den Erwerb der Einzelnen, der auch jetzt nicht aufzuhören braucht, wo wir selbständig genug geworden sind, und von dem ein Schade unserer Eigenart schwerlich mehr droht. Denn im Grunde bleibt jede Nation darauf angewiesen, sich immer wieder von den Anregungen der geistigen Nachbarn durchdringen zu lassen, und unsere deutsche Gedankenwelt, die übrigens dem Ausland schon mehr gegeben hat, als an der Oberfläche liegt, wird ihre eigentlichen und großen Siege erst in der Zukunft feiern, wenn alle Kulturvölker reif geworden sein werden, Goethe zu verstehen und aus ihm als einem Schatz von unerschöpflicher Tiefe und Echtheit zu schöpfen.

So oft man zusammenfassend überblickt, was eigentlich dem Fachlehrer in der Sphäre unserer höheren Schule an Aufgaben obliegt, kommt man in Gefahr von dem Umfang des Ganzen oder der Mannigfaltigkeit etwas bedrückt zu werden, und es wäre doch beschämend, immer hohe und schöne Ziele hinzuzeichnen, von denen die Wirklichkeit in weitem Abstand entfernt bliebe. Darum noch eins zum Schlusse. Es ist meiner Überzeugung nach nicht notwendig, daß alle Lehrer desselbigen Faches nach allen Seiten zu leisten vermögen, was im ganzen als wünschenswertes Ziel gelten muß. Es ist nicht notwendig, weil es nicht möglich ist, aber nicht bloß deshalb. Wer nach irgend einer Seite wirklich förderlich arbeitet, wirklich bildend einwirkt, der hat damit sein Verdienst, und die Verschiedenen, die neben und nacheinander arbeiten, mögen sich ablösen und ergänzen. Die Jugend zugleich nach allen wünschenswerten oder denkbaren Seiten zu entwickeln, gelingt doch nicht, auch bei den besten Lehrern nicht; und es würde, wenn es dennoch durchgesetzt würde, vielleicht mit einem bedenklichen Opfer erkauft: eine gewisse Indifferenz dürfte von jener Gleichmäßigkeit meist unzertrennlich sein. Nach dieser Seite sollte den

Schulen ein Maß von Freiheit nicht verwehrt oder verübelt werden. Dieser Freiheit aber und jenem Zugeständnis möchte ich eins gegenüberstellen: den Rat an jeden einzelnen, sich darum doch nicht zu sehr auf sich selbst, seine eigene Natur und ihre Kräfte und Wege zu verlassen, sondern gern Gelegenheit zu nehmen, bei Fachgenossen als zuhörender Besucher einzukehren, sich an andern zu messen und durch Austausch sich und seine Sache zu fördern. Man würdigt sich nicht herab zum Lehrling, wenn man fort und fort Lehre annehmen will und Lehre suchen. Es wird wohl ein gutes Mittel sein, der Meisterschaft näher zu kommen.

13. Zur Charakteristik der englischen Sprache.

Das Bedürfnis, über die Sprachen, die man lernt oder von denen man etwas lernt, zusammenfassende Urteile auszusprechen, hat man auf der naivsten Anfängerstufe bekanntlich sehr leicht. Halbgebildete, die allerlei Sprachen einigermaßen kennen, sind mit kurzen Vergleichungen rasch bei der Hand, sei es über den allgemeinen Klangcharakter oder die innere Natur der Sprachen. So fallen denn leichthin die Epitheta wie schön und häßlich, wohlklingend, sonor, melodisch, weich oder auch weichlich, hart, rauh u. s. w. Sie bedeuten nicht viel, es spricht da nicht bloß viel Subjektivität, viel Abhängigkeit von Gewöhnung, von landläufigen Maßstäben, sondern auch viel sachliche Täuschung, unzulänglicher Gesichtskreis. Man muß ja die lebendige Handhabung einer Sprache durch ihre nationalen Vertreter in vielen Formen und Sphären haben beobachten können, um überhaupt Zusammenfassendes über sie aussprechen zu dürfen. Wie wichtig ist z. B. auch schon die Natur der Stimmen, von welchen ein Idiom gesprochen wird, wie verändert sie das schematische Bild, das man von dem Klanggehalt der fremden Worte in sich trägt!

Dennoch, ganz nichtig sind die Eindrücke der ersten Berührung nicht, wie viel Korrektur sie auch später sich gefallen lassen müssen. Für den Klangcharakter des Englischen bringen Nieder- und Oberdeutsche ganz ungleichen Maßstab mit. Für jene steht es den eigenen Mundarten nahe genug; und ihre Mundarten sind den Niederdeutschen, denen am Meer vor allem, nicht bloß lieb und behaglich, sondern gewissermaßen ehrwürdig; sie spotten nicht leicht darüber, wie in Mitteldeutschland und auch im Süden viel eher geschieht — ein Unterschied, der in seinem ethnologischen und germanistischen Zusammenhang hier nicht verfolgt werden soll. Die Oberdeutschen sehen sich der Regel nach von Hause aus außer stande, der englischen Sprache irgend etwas ästhetisch Wohlgefälliges

abzugewinnen. Sie werden abgestoßen von dem Vorherrschen der Übergangs- und Mischlaute unter den Vokalen, die sie ihrerseits nur in vulgärer Dialektrede kennen, von den Vokalen in all, in not, in but, in first, auch in man, und nicht zum wenigsten von der Diphthongierung des ō zu ōu, des ē zu ēi, die man dort sonst nur spottend und scherzend in den Mund zu nehmen pflegt. Für die Vorzüge des fest und sauber unterscheidenden englischen Konsonantensystems hat man dort meist kein Ohr. Zur Geringschätzung führt aber uns Deutsche überhaupt auch wohl die Abgeschliffenheit der germanischen Wörter im Englischen, die einer feineren körperlichen Organisation damit verlustig gegangen scheinen, und ebenso die auf kümmerliche Rudimente zurückgegangene Flexion, die als eine Art von Verrohung erscheinen will, wie man ja andrerseits in dem Reichtum der griechischen Flexion, so sauer ihre Aneignung dem jungen Gedächtnis zu werden pflegt, eine höhere Organisation dieser Sprache sieht. Dem entsprechend werden denn Ersatzmittel wie die Umschreibung der Komparative durch more und most, des Kasus durch of und to, der Konjugation (wenigstens teilweise) durch to do, als bloßer Notbehelf, als schwerfällig, ungeistig, ja als vulgär oder kindlich empfunden. Denn bei uns enthält eben die Sprache des ungebildeten Volkes und die der unentwickelten Kinder derartige Umschreibungen, derartige äußere Ausdrucksmittel anstatt der uns vertrauten organischen Biegungen. Auch in der außerordentlichen Entfernung der thatsächlichen Aussprache von dem durch die Schrift fixierten Bestand fühlt man wohl den steten und entscheidenden Sieg der Bequemlichkeit des Mundes, und diese Bequemlichkeit oder Lässigkeit ist ja auch das, was an den Mundarten als das Rohe, das Inferiore erscheint. In den englischen Wörtern erblickt man vielfach geradezu etwas wie Karikatur der deutschen — oder auch der französischen — Wortformen.

So sind die Eindrücke. Eine reife Erwägung, eine wissenschaftliche Abschätzung führt über diesen naiven Maßstab weit hinweg. Die Ausdrucksmittel müssen darum nicht geringwertiger, nicht ärmer, nicht wirkungsloser sein, weil sie andere geworden sind; die analytische Darstellung des Gedankeninhalts ist so berechtigt wie die synthetische, und möglichst vollen Ernst mit jener zu machen ist am Ende besser als in der Mitte zwischen der einen und der andern stecken zu bleiben, was unser Fall im Deutschen ist. Wenn alle jene Vereinfachung — denn auch so können wir es doch bezeichnen — zugleich den Vorteil hat,

daß der Lernende rasch in die Sprache hineinkommt, so ist das freilich nur nebensächlich; aber es ist doch, als ob die Engländer den ersten Zugang zu ihrer Sprache aller Welt hätten recht weit öffnen wollen, wovon sie dann selbst den Vorteil haben, daß mehr und mehr alle Welt ihre Sprache lernt und sie selber nicht viel sich um die fremden zu mühen haben. Jenes weitgeöffnete äußere Eingangsthor bewirkt aber auch, daß man verhältnismäßig rasch in die innere Sphäre eindringen kann, die Reize des inneren Organismus oder der feineren Sprachbewegung erfährt; und so fällt es ja niemandem, der Englisch wirklich kennen gelernt hat, ein, von dieser Sprache anders als groß zu denken.

Gerühmt sind ihre Vorzüge ja auch oft genug. Ich glaube, es geschah damals zum fassungslosen Erstaunen vieler Deutschen, als Jakob Grimm ihr plötzlich jenes Lob spendete, mit dem er sie allen andern Kultursprachen voranstellte. Seitdem haben es Tausende auf ihre Art empfunden, deutlich oder dunkel, wie viel Kraft und Reichtum in ihr ruht. Daß man etwa in den Ländern romanischer Zunge sie herabzusetzen dächte, weil sie von dem heimischen Wohlklang weit entfernt sei, davon verlautet meines Wissens nichts oder nichts mehr. Freilich giebt es gerade in deutschen Landen noch Spießbürger genug, die, wenn sie auch akademische Bildungshöhe erreicht haben, doch vom Platz hinter ihrem Ofen oder hinter gedruckten Büchern aus an der englischen Sprache nur formlose Lässigkeit gewahren. Aber diese Leute, wie groß ihre Zahl auch sein mag, zählen nicht. Die Vorzüge des Englischen liegen nicht an der Oberfläche. Sie bestehen nicht in einer überall hin verständlichen Anmut des Wortklangs, nicht in Symmetrie der Flexion, nicht in Regelmäßigkeit der syntaktischen Normen und Konstruktionen, nicht in homogenen Prinzipien der Wortbildung, nicht in Konsequenz auf bestimmten Linien, Vorzüge, die man z. B. der spanischen Sprache nachrühmen kann. Die Vorzüge liegen tiefer, wie das übrigens germanischem Wesen überhaupt natürlich ist. Und eine immer tiefere Perspektive eröffnet sich denn auch dem, der seine Beschäftigung mit dieser Sprache lange fortsetzt; der Reiz nimmt zu mit der Vertrautheit. Das mag allerdings auch von andern Sprachen gelten, und noch von vielen Gegenständen (Gegenständen! Menschen gegenüber ist es nicht eben häufig); aber doch auch dort nicht in gleichem Maße.

Einen Zug aus dem Charakterbild der englischen Sprache möchte ich

meinerseits verfolgen, allerdings einen solchen, der durchgeht, der an vielen Punkten wirkt und nach manchen Seiten hin Licht wirft. Jene unzulängliche Beurteilung aus dem ersten, stümpernden Stadium, daß in dieser germanischen Sprache ein vulgäres Element zum Siege gelangt sei, hat doch zum Richtigen eine gewisse Beziehung. Kennzeichnend für die gesamte Wirklichkeit derselben ist meines Erachtens die Kraft, mit der sich das Volkstümliche oder das Unmittelbare, das Naturwüchsige immer wieder durchgesetzt hat gegenüber dem Schulmäßigen, der rein verständigen Regelung, dem abstrakt Kulturellen, und zwar bei aller Macht, die doch auch das Kulturgeborne in derselben Sprache gewonnen hat und fort und fort übt. Das Verhältnis dieser beiden sich gegenübertretenden Elemente, nicht das bloße Gleichgewicht, auch nicht die Unterjochung des einen durch das andere, sondern die kräftige und reiche Entwicklung des einen und des andern, aber doch mit immer wieder neu sich erhebender Lebenskraft des ersteren, des volkstümlichen, ist es, worin ich die Stärke, die Gewalt, die Größe dieser Sprache finde.

Nicht als ob ein solches Nebeneinander und Gegenüber der beiden Ströme an sich eine Eigentümlichkeit des Englischen sei. Diese Doppelheit findet sich eigentlich überall, selbst in den alten Sprachen ließe sie sich sehr wohl verfolgen und aufzeigen; in allen neueren noch viel leichter. Aber in jeder derselben in anderer — Mischung nicht nur, sondern in anderer Art. Gemeinsam ist nur, daß gegenüber einer unmittelbaren, naiven, naturwüchsigen sprachbildenden Kraft eine von Reflexion durchzogene und bestimmte, sich selbst kontrollierende wirkt. Die erstere strebt nur nach vollem, lebendigem, kräftigem Ausdruck, die andere nach Bestimmtheit, Deutlichkeit, Maß, auch nach Reichtum, Wechsel, auch nach Schönheit, Harmonie. Sie, die letztere, ist denn auch der Schulung und Beeinflussung von außen her zugänglich (so, wie die höhere Schicht der Gesellschaft überall mehr internationale Fühlung besitzt). Aber noch eins: die eine und die andere Strömung kann für die Sprache schlechthin wertvoll sich erweisen, aber die eine wie die andere kann auch hemmend auftreten, durchkreuzend, gefährdend, je nachdem die eine und die andere sich selbst entwickelt. Die — daß ich kurz so sage — Kulturströmung der Sprache kann die Natur zu sehr hofmeistern, einengen, beschneiden, erdrücken, wie sie andrerseits sie läutern, klären, mäßigen kann. Und die andere, die naturwüchsige, kann die Sprache beleben, kräftigen, sie auch gesunden machen, wo sie kranken will, doch

sie kann auch ihre höhere Entwicklung hemmen, kann sie eng und spröde machen. Dem Naiven dicht zur Seite geht eben das Simple, dem Unmittelbaren das Formlose, dem Volkstümlichen das Derbe, Gemeine. Und Gefahren der andern Seite sind das Nüchterne, Breite, Unlebendige, das Gekünstelte, das Pedantische. So bewegt sich das Spiel und Gegenspiel bei allen in lebendiger Fortentwicklung begriffenen Sprachen, mit vielen kleinen Siegen und Niederlagen, Gefährdungen und Erfolgen im einzelnen. Und selbst der Fall fehlt nicht, daß beide Strömungen in gleicher Richtung sich wirksam zeigen, obwohl er naturgemäß nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme sein kann.*)

Natürlich haben wir bei der gesamten Betrachtung an die Sprache als das voll ausgebildete Organ für den geistig-seelischen Ausdruck und Verkehr zu denken, also an das, was man wohl die Schriftsprache nennt, was aber die von den Gebildeten gesprochene Sprache mit umfaßt. Denn daß jede unserer Sprachen in verschiedenen über- und nebeneinander liegenden Schichten lebendig ist, einer akademischen, einer wissenschaftlichen, gehobenen, poetischen, journalistischen, familiären u. s. w., dieser Unterschied ist es nicht, der uns hier beschäftigt.

Blicken wir zur Vergleichung und Orientierung zunächst kurz auf die bekanntesten Nachbarsprachen. Das Französische wird in eminentem Sinne als Kultursprache empfunden, es hat als solche seine Eroberungen in der Welt gemacht, und was von volkstümlich-Naturwüchsigem darin immer vorhanden war, pflegt als solches kaum recht beachtet zu werden, weil es sich als ein gewissermaßen stereotypierter Bestand hindurchzieht und in seiner ursprünglichen Natur nicht mehr gefühlt wird. Etwas wie Erdgeruch geben diese Bestandteile der Sprache nicht. Sie wirken eher als clichés in der Rede. Oder sie tragen dazu bei, daß die Sprache sich um so leichter handhaben läßt. Dies letztere gilt von dem

*) Aus einer unlängst erschienenen sprachgeschichtlichen Studie von Aug. Western finde ich den Gedanken zitiert, daß jeder Sprachentwicklung eine zerstörend-verwirrende und eine gegen die Verwirrung ankämpfende Kraft zu Grunde liege, von denen die letztere regulierend wirke und alles durch die Verwirrung Hervorgebrachte ökonomisch zu benutzen und zum besten zu kehren strebe. Daß diese Unterscheidung mit unserer obigen eine gewisse Berührung hat, erhellt sofort, aber auch nicht mehr als eine gewisse, lose Berührung; dem Wesen nach ist sie etwas anderes.

breiten Gebrauch von mettre, faire, prendre, auch être, von coup u. a., die einer Reihe von viel bestimmteren Bezeichnungen in anderen Sprachen (namentlich sofern diese nicht ganz lässig gehandhabt werden) gegenübertreten. Das ist nicht Abstraktion, ist nicht der Verzicht der Überbildeten auf Anschaulichkeit, der sich sonst hier und da nachweisen ließe, sondern es ist von Hause aus volkstümliche Einfachheit, die zu näher unterscheidender Bezeichnung da nicht vordringt, wo die Phantasie diese Unterscheidung unschwer hinzuthut. Wir haben im Deutschen ja Ähnliches in der Kinder- und der bequemen Umgangssprache. Im Französischen also hat sich eine Reihe solcher bloß andeutenden Ausdrücke in der im übrigen voll entwickelten und wohlgepflegten Sprache behauptet. Die Beschränkung auf Andeutung kann geistiges Phlegma sein, sie kann aber auch von Lebendigkeit herrühren. Und offenbar ist das letztere hier der Fall. Lebendigkeit des Wesens ist es denn auch, was einer großen Anzahl anderer sprachlicher Erscheinungen zu grunde liegt. Ich denke an c'est pourquoi, an aujourd'hui, an c'est-à-dire, an die Periphrase c'est—que, an die Frage mit qu'est-ce que, an die Formulierung der Frage überhaupt, an celui-ci und celui-là, an voici und voilà, an pas und point bei der Negation. Es steckt hinter allen diesen Wendungen sozusagen ein deiktisches Bedürfnis, das Bedürfnis lebendiger Hindeutung, sicher wirkender Zuspitzung; es ist südländisches Wesen. Auf ein paar Silben mehr kommt es dem Lebendigen nicht an, wie es ihm anderswo auch wieder nicht der Mühe wert ist, sich ganz auszudrücken. Allerdings bedurfte auch schon die starke Abschleifung der alten, volleren Wortformen (z. B. hui aus hodie) eines Ausgleichs durch physisch vervollständigende Umschreibung; die Lebendigkeit wirkt eben verschleißend auf die Wörter, und sie wirkt auch wieder füllend; die Volksnatur korrigiert sich und hilft sich selbst. Das Sichbegnügen mit rien oder personne für die negierten Begriffe einerseits und das Hinzufügen von pas und point zu der an sich genügenden Negation ne andrerseits, sie entspringen jener nämlichen Quelle. Übertreibungen wie le monde für „die Leute", oder selbst für „einige Leute", gehen ebenfalls aus dem Blute hervor, wie sie denn weiterhin in der gebildeten Sprache sich fortsetzen als adorer, frémir, navrant, oder als mourir (d'ennui, de faim, d'envie ꝛc.), wo ein sehr viel schwächerer Inhalt gemeint ist. Ein vielmehr anschaulicher als logisch vollständiger Ausdruck liegt in plus—plus im Sinne von „je mehr, desto mehr" vor, woran sich peu à peu, de

plus en plus, à même de anreihen mögen; die bezeichnende Handbewegung gesellte sich von Hause aus hinzu. Überhaupt muß ja die Sprache bei einem viel gestikulierenden Volke ganz anders sich gestalten als da, wo die Gebärde kaum eine Rolle spielt. (Leicht wäre es, in diesem Zusammenhang die Wirkung der südländischen Volksnatur in der italienischen Sprache aufzuzeigen, doch sei hier darauf verzichtet.) Endlich gehören auch Zahlenausdrücke wie soixante-dix, quatre-vingts in diesen Zusammenhang.

Natürlich zeigt sich die Kraft des Volkstümlichen auch außerhalb der einen Linie; sie zeigt sich ja im Grunde in dem ganzen analytischen Charakter der Grammatik, der die synthetische Gestalt des Lateinischen doch zu vornehm war; aber noch in vielem Einzelnen: bald in unbefangenen Analogiebildungen, bald im Umsturz logisch-grammatischer Unterscheidung (so daß moi für „ich" eintreten konnte), bald in bequemem Ersatz für saubere Pronominalbildungen, wie où für à qui, auquel ꝛc. oder dont für de qui, duquel ꝛc., bald in logisch unbestimmter, aber praktisch genügender Formung wie den Substantivverbindungen mit à (Typus pot au lait), bald im Verzicht auf grammatisch vollständige Satzformung wie in le moyen d'y tenir? à qui la faute? honneur à vous! Und weiterhin natürlich in einer großen Menge alter und fester phraseologischer Verbindungen, die hier nicht verfolgt werden sollen. Viel wichtiger ist ein Anderes: das Vorwiegen der Koordination in der Satzverbindung und die damit verbundene Durchsichtigkeit der Rede, auch der zusammenhängenden, künstlicheren. Oder ist dieses Vorwiegen vielleicht gerade als Gegensatz zum Volkstümlichen, ist es als Wirkung der Kulturströmung in der Sprache aufzufassen? So lichtvoll, so präzis, so graziös wird doch wohl der Satzbau des Volkes nirgendwo ausfallen? Überall pflegt sich doch wohl beim Volke Anschauliches und Verworrenes zu mischen! Gleichwohl ist hier offenbar die Volksnatur der Kulturtendenz entgegengekommen, und beide haben sich vereinigen können und dadurch ein so günstiges Ergebnis gewonnen. Man ertrug nicht — oder man ertrug weniger lange als anderswo — eine Kunstsprache, die sich ohne Zusammenhang mit der lebendig-natürlichen an geschriebenen Vorbildern vergangener Zeiten oder Welten bildete. Die französische Schriftsprache der neueren Zeit ist von der Sprechsprache stark mit bestimmt worden; diese klingt immer in ihr an. Jene tiefe Kluft, jene gegenseitige Fremdheit, wie bei uns, entstand nicht oder ward

in ihren Anfängen überwunden.*) Man war beredt genug, um sich mündlich bis zu Fluß, Klarheit und hinlänglicher Fülle zu erheben, und hatte nicht mit der Feder in eine ganz andere Sphäre hineinzutauchen. Sicher ist das für das Französische eine der Ursachen des Welterfolgs geworden.

Dieser Welterfolg ist darum nicht durch lauter Vorzüge erreicht worden. Von dem Mangel an Erdgeruch war schon die Rede. Die Sprache der „Klassiker" ist abstrakt und arm. Eine lebendige Rolle und Kraft hat das volkstümliche Element (das ja selbstverständlich in der wirklichen Volkssprache, in den Mundarten, dem lebendigen und natürlichen Gespräch der verschiedenen Stände niemals gefehlt hat) in der herrschenden guten Gemeinsprache eben doch nicht behalten. Zurückgedrängt, mit falscher Vornehmheit unterdrückt, hat es — wie die Unterdrückten, aber darum doch Lebendigen auch sonst — sich schließlich in unserm Jahrhundert, in unserm Menschenalter besonders empört und Erfolg auf Erfolg errungen. Die Periode des Naturgefühls, die Romantik, die Demokratie, die Naturwissenschaft, der Realismus, der vermischende Verkehr, sie alle haben dazu mitgewirkt; auch die Erregbarkeit der Menschen der Gegenwart, das Bedürfnis nach starkem Ausdruck, nach Packendem, Wirkendem, Neuem; auch wohl eine gewisse Kulturmüdigkeit — man wird seiner eigenen Feinheit und Glätte zu Zeiten überdrüssig. Darum denn nicht bloß die Bereicherung und Belebung der Schriftsprache durch allerlei lange zurückgetretenes Gut, namentlich an schildernden Ausdrücken, sondern mehr und mehr das Einströmen des Argot, der Patois, der lässigen Kolloquialismen! Wir sehen eine Revolution, ein Durchbrechen der Dämme, eine Überschwemmung mit Gebilden und Formen aus den unteren Regionen, ein übermütiges Spiel gegen das Akademische, ein Wettjagen nach dem Preis des unbekümmert Kräftigen, Derben, auch Drolligen. Die Lexikographen mit ihren Supplementbänden können kaum Schritt halten, die Ausländer, die Französisch zu können glaubten, werden durch jede neugedruckte Roman- oder Zeitungsseite vom Gegenteil über-

*) Noch neuerdings führte Brunetière in seiner Revue des deux Mondes (1898, 15. XII.) aus, wie schon die Schriftsteller vom Anfang des 17. Jahrhunderts aufhörten, visuels zu sein und vielmehr auditifs wurden. Sie hören im Geiste mit dem Ohr, was sie schreiben, und kontrollieren es mit dem Ohr. Und so wohl alle französischen Stilisten seitdem. Das läßt ja freilich rhetorisches Pathos genug bestehen, bleibt aber immer frei und natürlich im Verhältnis zu jenem „visuellen" Stil.

zeugt, und auch Franzosen, die seit 30 Jahren im Ausland leben und ihre guten Bücher und ihr Journal des Débats zu lesen fortfuhren, werfen wohl mit einer Mischung von Wehmut und Ärger den neuen Leitartikel des Figaro, der ihnen in die Hände kommt (um von Kühnerem zu schweigen), in die Ecke. Diese Art von sansculottisme ist später gekommen als die politische, aber sie ist gekommen. Doch das alles betrifft ja freilich nur eine Seite im Leben der Sprache, denn von der einen Seite eben handelt unsere Betrachtung.

Wenden wir sie doch auch unserer deutschen Sprache einen Augenblick zu. Daß, wie unsere politische, so unsere nationalsprachliche Entwicklung von der französischen möglichst weit abliegt, weiß und fühlt jedermann. Und auch das Ergebnis der letzteren Entwicklung ist ja von jenem drüben außerordentlich entfernt. Die herrschende Gestalt der Schriftsprache ist im allgemeinen ja mit möglichster Abwendung vom Volkstümlichen am Schreibtisch hergestellt worden, am Tisch der Behörden, der Kanzleien, der Gelehrten, und die gemeinsame höhere Sprechsprache weist ihr gegenüber wenig wertvolle Selbständigkeit auf. Zwar hat an der Schwelle der neueren Zeit Luther noch einmal einen wundervoll breiten, starken, echten Strom des Volkstümlichen in die Sprache hineingeleitet und die höchste innere Kultur mit der naivsten Kraft verbunden; aber Luther steht doch in dieser seiner Größe ziemlich einsam da; lange Zeit hindurch erfolgt weit mehr Hemmung und Einschienung als Belebung und Befreiung. So viel lateinische Prosa und französische Rede statt deutscher, und so viel Einfluß von beidem, auch wo es Deutsch heißt! Erst Goethe in seinen Jugendwerken wirkt wieder mit einigermaßen ähnlicher Sprachkraft ein wie ehedem Luther, und nun gewinnt wenigstens unsere Dichtersprache die rechte Vermählung von volkstümlich Ursprünglichem mit geklärt Geistigem. Die sonst geschriebene und gedruckte Sprache nahm vorläufig an diesem Vorzug wenig teil; sie hat nun allmählich gewonnen und wird weiter gewinnen, aber vor den Augen des strengeren Auslandes findet sie bis jetzt noch wenig Gnade.

Und doch gehen auch durch unsere deutsche Sprache bestimmte Züge hindurch, in denen sich ursprüngliche Empfindung und volkstümliche Kraft in eigenartiger Weise kund thut und durch allen Wechsel der Zeiten und der Kultur hindurch bewahrt hat. Das sind nicht bloß die zahlreichen alten bildlichen Redewendungen aus der Sphäre

von Krieg, Kampf, Jagd, Spiel, Waffenübung, Handarbeit. Auch nicht bloß alle die allitterierenden Zusammenstellungen (wie **Mann und Maus, Kind und Kegel, Haut und Haar, Stumpf und Stiel** und zahllose andere, die jedermann kennt) oder die gereimten (wie **Lug und Trug, Rand und Band, Saus und Braus** u. s. w.). Wie urwüchsig und kräftig ist außerdem die Fülle unserer Kausativ-, Iterativ- und verwandten Bildungen! Gruppen wie **plagen** und **placken, ziehen** und **zucken, neigen** und **nicken** und zahllose ähnliche bedeuten eben innerhalb der Sprache Lebendigkeit und Ursprünglichkeit; hier hat keine verschiebende Kultur den Bestand der ursprünglichen Inhaltsempfindung zergehen lassen. Das also ist ein Gebiet der Stärke, und es ließen sich noch andere, tiefer liegende, hinzufügen. Eine Schwäche freilich reiht sich alsbald wieder an: es ist dies, daß von jenen anschaulichen Iterativ- und ähnlichen Bildungen doch ein sehr großer Teil nur in den Mundarten sein Dasein behauptet und in die herrschende Gemeinsprache nur ausnahmsweise und verschämt sich hineinwagen darf.

Wie stehen sich Kulturströmung und Naturströmung im Englischen gegenüber? Daß es eine Stellung zwischen den beiden nachbarlichen Kultursprachen einnehme, scheint schon durch die Doppelnatur dieser sächsisch-romanischen Sprache gegeben. Und vielleicht ist mit dieser Doppelheit, mit dieser Verbindung überhaupt jenes uns hier angehende Verhältnis für das Englische schon bestimmt und geklärt? Vertritt nicht das germanische Element den Naturstrom und das romanische den Kulturstrom? Das scheint so einfach, so einleuchtend. In der That fallen beide Gegensätze eine große Strecke weit zusammen. Aber schlechthin doch keineswegs, und erledigt ist die Frage damit durchaus nicht. Es wird gelten, der wirklichen Art und Wirkung des einen wie des andern Faktors in der Gestaltung des Lautlichen, beim Wortschatz und der Wortlehre, in Formenlehre, Syntax und Stil nachzugehen.

Der Lautbestand jeder Sprache ist bekanntlich immer in einer gewissen Veränderung begriffen. Das Tempo dieser Veränderung verlangsamt sich, wenn schriftliche Fixierung — nicht etwa überhaupt vorhanden ist, aber reichlich vor jedermanns Auge tritt. Doch auch abgesehen davon ist das Zeitmaß der Verschiebung der Laute weder ein konstantes, noch ein bei verschiedenen Sprachen irgendwie gleich zu

nennendes. Im einzelnen wird zwar Affektiertheit, Blaſiertheit und Mode in der höheren Geſellſchaftsſchicht mit einwirken, ungleich ſtärker aber volkstümliche Läſſigkeit oder Schwerfälligkeit, der Mangel an Selbſtkontrolle, wie ſie den Gebildeten vor dem Volke auszeichnet. Beſonders wird Phlegma der Raſſe, mangelnder Sinn für feſte Form, für Geſchloſſenheit und Anmut, Läſſigkeit der körperlichen Haltung und Bewegung überhaupt ſich fühlbar machen, auch Wortkargheit, die ſich nicht der Rede freut, nicht in ihr ſich gern ergeht und ſpielt, der die Rede bloß Mittel iſt zur Äußerung des Nötigen. Schwerfälligkeit der körperlichen Organe, alſo namentlich dicke Zunge und unelaſtiſche Lippen, werden ebenfalls umgeſtaltend einwirken. Und alle dieſe Eigenſchaften, wie ſie insgemein germaniſch ſind, wenn man Romanen oder Slaven gegenüber ſtellt, haben ſich in der Entwicklung der engliſchen Lautſprache ſichtlich einflußreich erwieſen. Es iſt dort doch im gleichen Zeitraum eine *weitere* Entfernung von dem ehedem fixierten Lautbeſtand erfolgt als anderswo, wie dies ja die ungewöhnlich weite Kluft zwiſchen Schrift und Ausſprache — nicht beweiſt, aber erraten läßt. Das Zurückgehn von Grenzvokalen auf Mittelvokale, von geſchloſſenen auf offene, das Nichtanhalten längerer Vokale und ihr Zergehen in Diphthonge und Triphthonge, der Vorſchlag eines fremden Vokals wegen läſſigen Stimmeinſatzes gehören hierher. Die ſtärkſten Beiſpiele bilden die Geſchichte des Vokals in but, der ſich allmählich bis in die Nähe von a oder geradezu bis dahin bewegt hat, und die Zerdehnung des langen o, das ſich im Munde eines erheblichen Bruchteils der engliſch Sprechenden zu einer ganzen, ſeltſamen Serie von Vokalen entfaltet hat, mit einer Art von e beginnend und in u auslaufend.*) Das Verſtummen auslautender ſchwächerer Vokale wiegt nicht ſchwer; es hat faſt überall Analogieen; aber das Verblaſſen volltönender Vokale in allen außer der Tonſtelle iſt wieder eine Wirkung jener Läſſigkeit. Und ebenſo das leichte Erliegen gegenüber dem Einfluß

*) Eine ſo kraſſe Erſcheinung läßt ſich freilich als landſchaftlich beſchränkt bezeichnen; und im ganzen iſt die weite Entfernung der Ausſprache von der Schrift allerdings zum Teil dadurch zu erklären, daß im Zuſammenhang mit politiſchen Verſchiebungen die Klänge einer landſchaftlichen Mundart geſiegt haben über die den Schriftzeichen mehr entſprechenden, z. B. dīl über dēl (Schrift deal) u. ſ. w. Aber die allgemeine Erſcheinung eines im Engliſchen auffallend ſtarken Zergehens vorhandener Wortausſprache bleibt darum beſtehn.

von Nachbarlauten, also die Wirkung von l oder r auf a und andere Vokale, auch die von w oder wh (wozu wir im Deutschen doch nur so vereinzelte Analogieen wie Löwe aus lewe haben). Weiter gehört hierher das rücksichtslose Abstoßen von unbequem verbundenen Konsonanten, wie von anlautendem kn, das zu n, von ps, das zu s wird, und das des auslautenden und zum Teil auch inlautenden r, das nun vor unsern Ohren sich in nichts auflösen will. Auch bei Vokalen dauert der Klangschwund fort, indem z. B. der Vokallaut in for, in was, in to, of, as, but immer häufiger nur noch angedeutet zu werden scheint. Zwar ist den Veränderungen gegenüber in den höheren Ständen ein sorgsames Wachen über einen bestimmten Bestand der Aussprache zu gewahren, und die Befürchtung, „vulgär" zu erscheinen, ist auf diesem Gebiet wie auf andern eine der regsten Empfindungen; aber andrerseits ist doch auch die Scheu vor dem Pedantischen, dem nicht frei Natürlichen, sehr groß und der Wunsch, sich nicht zu unterscheiden, nicht aufzufallen, nicht dem großen nationalen Strome fremd zu sein. Und so wie die jedesmalige Kleidermode nirgend einheitlicher ist, nirgend williger hingenommen und befolgt wird, als in England, wie dort selbst der Offizierstand sich durchaus nicht von dem allgemeinen Typus des voll anständigen Bürgers entfernen, namentlich nicht in gezwungener Haltung erscheinen will (weshalb die Offiziere just so mit eingeknickten Knieen dastehen wie der lässigste Zivilist und mit herabhängenden Fußspitzen zu Pferde sitzen wie der merkantile Sonntagsreiter): so übt eben auch in der Sprache, in der Aussprache zunächst, die allgemeine Strömung eine unwiderstehliche Macht.

Von Bedeutung ist dabei noch eine Wirkung, die auch in der Rasse liegt, nämlich die des starken exspiratorischen Accents, der also mit natürlichem Mangel an Sinn für musikalisches Austönen zusammenhängt, mit der praktischen Auffassung der Worte als bloßer Ausdrucksmittel, mit der wuchtigen Energie des realistischen Wollens und der Gleichgültigkeit gegen schönes Spiel. So läßt denn der hyperakute Silbenaccent alles schrumpfen und schwinden, was noch sonst im Worte mitklingen möchte. Der Wortkörper als harmonisches Ganze kümmert den Sprechenden nicht, ästhetisch musikalische Gegengewichte kommen nicht auf; tólerable, cómfortable, nécessary, diamond, victory, confórmity u. s. w. haben nur eine klingende Silbe und daneben nur oder fast nur einen klanglosen Konsonantenbestand (= tolrbl, camftbl

u. ſ. w.). Wie viele Silben nominell der Tonſilbe noch folgen, das ſtört die gewöhnliche Rede wenigſtens nicht: disinterestedness hat deren freilich nicht einmal ſo viele wie das deutſche Uneigennützigkeit, aber unſer Wort beſitzt doch ſtärkere Gegengewichte, beſitzt eine oder zwei oder auch drei noch einigermaßen betonte Silben. Wir haben uns da das Mittel des angehaltenen, des gehäuften und des (daß ich ſo ſage) rollenden Accents geſchaffen: wir hören ſagen: úngeheúerlichkeit, überánstrengung, únglücklich, ja únáusstéhlich. Die Folge der gewöhnlichen engliſchen Betonung iſt, daß bei gehobener Sprache, im Vortrag von Dichtungen namentlich, ein ganz neues Prinzip eintreten muß und dieſer Vortrag, bei dem die Worte nicht herausgeſtoßen werden können, ſondern voll austönen müſſen, leicht den Charakter des rhetoriſch Pathetiſchen oder des manieriert Singenden erhält.

Die ſoeben angeführten engliſchen Wörter waren zufällig alle romaniſchen Urſprungs. Oder nicht zufällig. Denn faſt nur bei denen kann die Erſcheinung noch hervortreten, nachdem die ſächſiſchen durchweg zu einſilbiger Geſtalt, ſoweit nicht Flexion eintritt, gerundet worden ſind. Und dies iſt denn ein neuer Zug von volkstümlich unbefangenem Verfahren: die eingewanderten Wörter werden als gute Beute zur Füllung des Wortſchatzes aufgenommen, aber Rückſicht auf ihre Eigenart wird nicht genommen. Sie werden mundgerecht gemacht; kein Reſpekt vor ihrer vornehmen Herkunft, keine Scheu vor der fremden Natur! Sie werden unter den Druck des heimiſchen Accents geſtellt und müſſen im weſentlichen ihren Klangcharakter umſchmelzen laſſen. Sie werden nicht verſchönert (oder will das jemand behaupten?), aber ſie werden naturaliſiert. (Daß dieſer Prozeß ſich nur allmählich vollzogen hat, hebt die Bedeutung der Erſcheinung nicht auf.) Gleichwohl bleibt den Wörtern von ihrer andern Natur ſo viel übrig, daß ſie immerhin als länger austönende Rede-Elemente zwiſchen die allzu ausſchließlich einſilbigen Wörter treten und eine große Variabilität der Geſamtwirkung ermöglichen. Davon Näheres weiter unten.

Ein ariſtokratiſches oder kulturelles Gegengewicht fehlt nun aber doch inſofern nicht, als die exſpiratoriſche Stärke des Accents nur relativ vorhanden iſt; abſolut genommen iſt der Accent nicht ſtark, wie überhaupt die Rede, wenigſtens im Munde der Gebildeten, leiſe zu ſein pflegt. Lautes Sprechen gilt wiederum als vulgär, wie auch allzu

starkes Hervorheben und unterstützendes Gestikulieren. Es hat zwar auch dieses leise Sprechen einen natürlichen Untergrund in der leiseren Rede der Nordländer überhaupt (man denke an die Skandinavier), aber es wird doch als ein Kennzeichen des gentleman ausdrücklich gepflegt. Laut ist eben die Sprache — wo nicht der natürlichen Lebendigkeit, da der roh en Natur, des dreisten Vordrängens, der vermißten Selbstüberwachung. Laut zugleich und nachlässig (denn beides verträgt sich sehr wohl) pflegt sie bei den jungen Menschen in der Zeit der Flegeljahre zu sein. Wiederum also ist im Englischen die kulturelle Strömung stark genug, die all zu kräftige Wirkung der natürlichen zu korrigieren.

Das alles wird schwerlich so viel wirken, daß der gesamte Klangcharakter der englischen Sprache dem Ausländer ein hohes Wohlgefallen abnötige, obwohl man darüber und über das Verhältnis zu anderen europäischen Sprachen nicht Europäer, sondern unbeteiligte Huronen oder ästhetisch gebildete Kamtschadalen urteilen hören müßte. Aber auch die zahlreichen Übergangslaute haben im lebendig wirkenden Gesamtsystem ihren Reiz; sie können ungefähr wirken wie die Übergangsfarben des herbstlichen Waldes, die sich doch auch nach all dem lichten oder satten Grün des Frühjahrs und Sommers noch sehen lassen dürfen. Einen linden Zug giebt der Sprache, im Vorteil vor der deutschen, die große Zahl der stimmhaften Konsonanten. Doch genug von dem äußeren Klang. Wir wollen zum Wortschatz übergehn.

Die schon oben berührte naheliegende Vorstellung, daß hier der germanische und der romanische Bestand die beiden Strömungen darstellten, die wir als volkstümlich-natürliche und als kulturelle unterscheiden, wird uns doch in dieser Allgemeinheit nicht genügen. Nur ein bescheidener Teil der romanischen Bezeichnungen für alltägliche Dinge oder Vorgänge ist schlechthin in den allgemeinen Gebrauch übergegangen, so daß er nicht bloß als Wechsel zu sächsischen figuriert: Zeitwörter wie to promise, protect, change ꝛc. Ein weit größerer Teil alterniert mit sächsischen, und ein ebenfalls sehr großer vertritt ein Gebiet besonderer Begriffe neben oder zwischen den germanisch eingekleideten. Daß der Gesamtsprache damit ein großer Reichtum gesichert ist, läßt sich sofort übersehen, wenn auch die Sache nicht eben so steht, daß gleichsam eine doppelte Garnitur von Bezeichnungen der Dinge vor-

handen wäre, eine werktägliche und eine sonntägliche. Nahe daran aber ist es in vielen Fällen. Dabei ist die Unterscheidung von sonntäglich und werktäglich doch insofern nicht zutreffend, als von der relativ höheren Sprachsphäre sich die höchste, die der Poesie, wieder löst und mit der elementaren verschmilzt. Und dies natürlich nicht durch irgend einen Zufall oder Eigensinn. Das gesamte germanische Wortgebiet, soweit es nicht konkrete Dinge des alltäglichen Lebens bezeichnet, liefert eben im wesentlichen die Ausdrücke der ursprünglichen, unmittelbaren Empfindung, und das romanische wiederum neben den Bezeichnungen einer großen Anzahl konkreter Kulturdinge diejenigen der feineren reflektierenden Unterscheidung. In den synonymischen Wortreihen, die man zusammenstellen kann, erscheint dieses Verhältnis oft genug durchsichtig. Doch auch da, wo eine begrifflich inhaltliche Unterscheidung sich nicht wohl finden will, bleibt die Verschiedenheit, daß das sächsische Wort vielmehr die empfundene Sache, das romanische die vorgestellte wiedergiebt — wie denn auch unter französischen Synonymen einerseits und unter englischen oder auch deutschen andrerseits überhaupt das Verhältnis so sein wird, daß in jener Sprache mehr Nüancen der Vorstellung und in diesen mehr solche der Empfindung auftreten. Die französische Synonymik zeigt die Feinsinnigkeit des französischen Geistes, die englische, besonders soweit sie eben germanisch ist, die Empfindlichkeit der inneren Anschauung.

Was aber hier vor allem in Betracht kommt, ist nicht das Vorhandensein jener beiden äußerlich erkennbaren Repertoires, nicht der Vorteil der Doppelheit an sich (die ja auch wieder ihre Schattenseiten hat), sondern die große Lebenskraft des einen und des anderen Elements in der Sprache. Als Schattenseite nämlich, um dabei doch einen Augenblick zu verweilen, muß es wohl gelten, daß dem Volke der innere Zugang zu einem großen Teil des umlaufenden Wortschatzes erschwert, der natürliche Zugang versagt ist, und auf die innere Seite der Volksbildung übt das ja ohne Zweifel einen hemmenden Einfluß. Doch um auf die erwähnte Lebenskraft zu kommen, so finde ich diese für das sächsische oder richtiger für das germanische Element (denn die Stärke liegt zum Teil in der Nichtbeschränkung auf die eine germanische Linie) in der gleichzeitig lebendigen Fülle namentlich der schildernden oder malenden oder überhaupt unmittelbar wirkenden Wörter, und für das romanische in der Tendenz nach steter Ergänzung durch Neu-

einführung oder neuer Kombination und Umbildung, wobei ja über den Bereich der französischen Sprache als solcher sehr hinausgegangen wird. Jene gleichzeitig lebendige Fülle offenbart uns ja zumeist die Dichtersprache oder überhaupt die höher entwickelte Sprache der Anschauung; immer neue Nüancen treten entgegen und sie haben nichts Gezwungenes, Gesuchtes: es wird mit altem echtem Sprachgut gearbeitet. Es ist von den vorhandenen — natürlich ähnlich auch in andern germanischen Sprachen vorhandenen — Wörtern ein geringerer Teil inaktiv geworden, das kräftige Bedürfnis anschaulicher Rede hat die Mannigfaltigkeit lebendiger gehalten. Vergleicht man z. B. in englischen und in deutschen Wörterbüchern den Vorrat an Ausdrücken mit dem gleichen und zwar gut germanischen Anlaut (etwa sl bzw. schl, oder gl), so ist wohl die Gesamtreihe des Aufgeführten hüben und drüben nicht so ungleich groß, sehr ungleich aber der Umfang des (namentlich litterarisch) Gebräuchlichen. Bei uns ist, wie schon oben angedeutet, so vieles, das an sich sein gutes Bürgerrecht hätte, den Mundarten zu bewahren überlassen worden und wird nur verschämt oder scherzend gelegentlich an das höhere Licht gebracht, wenn nicht zum Glück hier und da ein Schriftsteller naiv genug ist, sein Mundartliches für das Nationale zu halten. Auch im Englischen haben zweifellos viele der schildernden Bezeichnungen ihr Dasein vor allem in Mundarten behauptet (wie hätte es anders sein können!), und die Fülle des Gesamtvorrats beruht auf einer Summierung des Mundartlichen. Aber das ändert nichts an dem Wert des Ergebnisses und nichts an dem unvorteilhaften Verhältnis des Deutschen zum Englischen auf diesem Gebiete. Die langen Reihen jener gleichartig anlautenden Wörter aus beiden Sprachen hier vergleichend aufzuführen muß ich unterlassen. Statt dessen möchte ich nur daran erinnern, wie mannigfach nüancierende Bezeichnungen für bestimmte Sinneseindrücke im Englischen nun im ganzen lebendig sind, z. B. für das Glänzen oder das Glänzende (bright, glitter, glisten, shine, sparkle, gloss, burnish, neben brilliant, radiant, splendid, resplendent, glorious), für das Starke (strong, stout, sturdy, lusty, large, mighty, big, neben robust, vigorous, powerful, intense, violent), für schwinden (fail, dwindle, wear off, die away, sink, waste, fade, wane, fall, shrink, droop, neben disappear, decay ꝛc.), für schwanken (stagger, reel, totter, wave, waver, falter, neben fluctuate, vacillate, hesitate ꝛc.). Und

wenn z. B. für das Matte, Schwache den engliſchen Ausdrücken (faint, weak, slight, auch dull, flat, stale, dim, dead, neben feeble, debile, infirm, frail, languid, exhausted) ähnliche Reihen im Franzöſiſchen gegenüberſtehn (mat, épuisé, exténué, excédé, faible, abattu, énervé, languissant, affaibli, las, terne, éteint, terni, mourant ꝛc.), ſo ſind darunter weniger ſelbſtändige Stämme, es ſind der Form nach mehr abgeleitete Wörter, dem Sinne nach mehr übertragene, alſo weniger unmittelbare. Was ein Franzoſe (E. Veyſſier) neuerdings vom Deutſchen im Unterſchied vom Franzöſiſchen ſagte: il se distingue par une telle profusion de nuances, une si grande intensité d'expression et tant de vague poétique, que le français, idiome sobre, net et vif, relativement pauvre de mots, est impuissant à le rendre toujours dans sa complète intégrité, das gilt vom Engliſchen an manchen Punkten wohl noch voller. Gerade dem Deutſchen gegenüber tritt dort die Nüancierung und die unmittelbare Kraft des Ausdrucks noch manchesmal hervor; z. b. bei den Ausdrücken des Schreiens: cry, shout, bawl, clamour, scream, screech, creak, squeak, squall, hoot, nebſt caw (vom Raben) und bray (vom Eſel) — eine Reihe, in der nur zwei Wörter romaniſchen Urſprungs ſind. Mundartlich haben ja auch wir alles Mögliche gegenüberzuſtellen, aber das ſchildernd Unterſcheidende haben wir eben allzu ſehr den Mundarten überlaſſen. Unſere Gemeinſprache iſt wirklich zu ſehr von des Gedankens Bläſſe angekränkelt. Nehmen wir ferner alle die Nüancen für körperliche Bewegungen, für Geſichtsausdruck, wo ich nur an das draſtiſche sneer, frown und das niedliche simper erinnern will: ich weiß nicht, ob es doch die germaniſche Blutsverwandtſchaft oder ein zufällig perſönliches Empfinden iſt, was mir ſolche Ausdrücke vom erſten Augenblick an außerordentlich ſprechend erſcheinen läßt. (Ähnlichen Reiz übten und ähnliches Verſtändnis fanden bei uns Oberdeutſchen von Anfang an die originellen niederdeutſchen Wortbildungen in Fritz Reuter.) So geht es denn auch mit Gruppen wie astound, stun, appal, amaze und manchen andern, oder mit Einzelausdrücken wie to dash, a swell, a snob u. a. Überall eigenartige Nüancen in ſcharfer Ausprägung, überall Draſtiſches, Unmittelbares!

Eigentümlicherweiſe nun wird neben dieſer Entfaltung urſprünglicher Fülle auch eine anſcheinend ganz entgegengeſetzte Strömung fühlbar, die aber doch nicht minder — nur in anderem Sinne — volks-

tümlich ist. Nämlich der Behelf mit einem einzelnen knappen und handlichen Ausdruck für eine Menge verschiedener Vorgänge oder Sacharten. Was kann sharp nicht alles besagen! Ein paar Dutzend deutlich zu sondernde Bedeutungen ließen sich feststellen. Wie vielerlei umfaßt box, oder umfaßt set (als Substantiv), oder auch pitch, u. a.! Eine gewisse Kurzangebundenheit oder Derbheit, oder auch eine Art von kindlicher Einfalt, oder auch von lebhafter und das Nähere ergänzender Anschauung steckt hinter so mannigfaltigem Gebrauch desselben Wortes. Jedenfalls gehört die Erscheinung mit zu unserer „Naturströmung", nicht zu der „Kulturströmung", die weder von ungeklärter Fülle noch von unentwickelter Armut etwas wissen will, sondern saubere Unterscheidung anstrebt.

Nun ist vorhin schon die Kraft steter Ergänzung des Wortschatzes mit berührt worden, die nur zum teil durch neue Übernahme französischer oder lateinischer oder sonstiger fremder Worte geübt wird, zum wichtigeren Teil aber durch Neu- und Umbildung. Und auf die Wortbildung müssen wir überhaupt nun zu sprechen kommen. Der Ausdruck „Kraft" wurde gebraucht: Kraft in der That, rücksichtslos waltende Kraft, selbstgenommenes freiestes Recht ist es, was hier die englische Sprache charakterisiert. Innere Folgerichtigkeit, ein Sichbinden an geschlossene Bahnen, Rücksicht auf organische Harmonie liegt ganz fern. Die Bestandteile sind da, von rechts und links her gewonnen, und im Zusammenschweißen nach dem Bedürfnis der Praxis ergeht man sich unbedenklich. Was bei uns nur als naive Mißbildung im Munde der Ungebildeteren durchläuft oder doch nur in wenigen Fällen Bürgerrecht in der höheren Gemeinsprache erlangt hat, oder auch den Charakter des Komischen festhält, z. B. Kinderei, Spielerei, Eselei, schimpfieren, Büreaukratie, Landrathur (so mitunter am Rhein, nach Präfektur), Hühnerologie, Blumist, Lageristik, Auskunftei, also Wortbildung durch Bestandteile aus heterogener Sprachwelt, ist im Englischen nicht bloß in breitem Umfang längst durchgesetzt, ohne irgend welche Empfindung des Heteronomen oder Disparaten zu geben, sondern vermag sich alle Tage neu zu vollziehen. Die germanischen Bildungssilben wie ness, ship, hood, ly, like u. s. w. treten an romanische, diejenigen wie able, ize u. a. an germanische Stämme: eatables und drinkables haben keineswegs einen komischen Charakter wie bei uns „Fressalien", Bildungen wie to heathenize oder wie reasonableness erregen keinerlei Anstoß; die ganze Schar dieser Bastarde wird ohne

Bedenken legitimiert. Das volkstümliche, ja das rohe Bedürfnis ſiegt unſchwer; zärtere äſthetiſche oder ſinnige Regungen ſtellen ſich nicht entgegen. Die Worte ſind da, um gebraucht zu werden, um den praktiſch erforderlichen Ausdruck herzugeben; ſie ſind Material, nicht Objekte irgend welcher Pietät.

So iſt denn auch der lateiniſche Sprachſchatz eine Art von Steinbruch, von dem man beliebig loshacken kann, und mit Hilfe einfacher Mittel und eines ungehemmten Waltens der Analogie ſind und werden zahlreiche Wörter gebildet, wie die Verben auf ate (Typus enunciate zu enunciare), die Adjektive auf ous (Typus obvious zu obvius), die auf able, ive ꝛc., die Subſtantive auf al u. ſ. w. Kürzlich las ich zwar, wie ein Publiziſt einem andern vorwarf, daß er ſich Neubildungen wie to hierarchize, to despotize, to ungermanize, ferner das Subſtantiv egalitarian und anderes erlaubt habe, aber immerhin hat er das doch nur verſuchen können, wenn ſolcher Weg überhaupt nicht abgeſperrt iſt. Er könnte damit auch durchdringen, denn vieles Ähnliche dringt durch. Imaginativeness iſt in Wörterbüchern, die etliche Jahrzehnte alt ſind, noch nicht vertreten, neuerdings kann man es zuweilen leſen. Daß ein rhythmiſches Gefühl bei ſolchen Bildungen regulierend oder prohibitiv mitſpreche, davon iſt nicht die Rede. „Praktiſch“ iſt die Parole. Aber eine Kraft der Sprache liegt darin; ſie ſpiegelt nicht bloß, ſie dient. „Seine Meinung haben, auf ſeiner Meinung beſtehen“, das muß man in jeder Sprache ausdrücken können; der engliſche Ausdruck to be opinionated, oder gar opinionative, nebſt dem Hauptwort opinionativeness, mag hart, mag ungeheuerlich erſcheinen, aber er iſt da, man hat ihn gebildet, er thut ſeinen Dienſt mit möglichſter Kürze und Präziſion. Und wie vieles andere ließe ſich hierher ziehen! Shotted guns = Gewehre oder Kanonen, die mit Schüſſen verſehen ſind, ſei als Typus einer großen Zahl ähnlich kühner Bildungen erwähnt. Bei der Beſprechung der Grammatik berühren wir noch große Klaſſen, an die wir hier ſchon erinnert werden können. Subſtantivierung von landläufigen Adjektiven für landläufige Gegenſtände iſt ebenfalls eins der unbefangenen Mittel: z. B. greens für grünes Gemüſe; Verbaliſierung von Subſtantiven nicht minder. Kaum war das canoe für den Waſſerſport eingeführt, als auch ſchon das Zeitwort to canoe mit durch die Sprache ſchwamm.*)

*) In allerneuſter Zeit hat nach Erfindung der Motorfuhrwerke der „motist“ nicht auf ſich warten laſſen.

Bildungen wie to boycott nach dem Eigennamen B. sind eine noch derbere Mache. Manchmal ist auch die Sprachschöpfung zu wenig aufgelegt, sich eine Wortbildung zuzumuten, und es bleiben so naiv klingende Ausdrücke wie a cavalry man, a Cambridge man als die einzigen Bezeichnungen im Umlauf. Doch dafür giebt es natürlich Analogieen auch anderswo. Derb volkstümlich oder kindlich unmündig oder knabenhaft übermütig erscheint es, wenn längere technische Bezeichnungen, nachdem sie kaum ein paar Millionen mal durch Menschenmund gegangen sind, auf eine Rumpf- oder Torsogestalt reduziert werden und nun der Omnibus als bus, das Kabriolet als cab, das Veloziped als velo durch die Welt laufen müssen, von der Photographie nur das photo, von der examination nur das exam bleibt, und so in vielen anderen Fällen — sie gehen nachgerade in die hunderte — weiter. Die französische familiäre Sprache leistet allerdings auf diesem Gebiete auch ihrerseits etliches: aristo für aristocrate, sous-offs ꝛc. (Im Deutschen sind wir nicht so flott verwegen.) Aber beim Englischen haben jene Kürzungen doch breiteres und volleres Bürgerrecht in der Sprache. Übrigens scheint das Bedürfnis eines derartigen Spieles zumeist da aufzukommen, wo sehr große Menschenmassen in reichlichem Verkehr durcheinander wirbeln, wie dieses Verhältnis auch der gute Nährboden für die Wortwitze, die Calembourgs und verwandte Erscheinungen, ist. Jede große europäische Hauptstadt nimmt an diesem Spiel je nach Anlage ihrer Bewohner teil. Für das Englische sei schließlich noch der großen Reihe der gesprochenen Symbole gedacht, wie M. A., M. P., R. E. u. s. w., die niemand durch ihre eigentliche Wortgestalt zu ersetzen pflegt. Unsererseits haben wir diese Spezies bis jetzt wesentlich nur im Kösener S. C. und einigem Verwandten.

Während als Vorzug des Deutschen die durchsichtigen und elastischen Zusammensetzungen und insbesondere die Kraft der verbalen Bildungssilben gelten müssen, ist freilich im englischen Wortschatz die Reihe der mit der Vorsilbe be gebildeten Verba kaum minder groß als bei uns, aber sie gehören zu einem großen Teil der altertümlichen oder schwerfälligeren oder nur dichterischen oder sonst selteneren Sprache an, wie betide, behove, bestir, bespeak, bewail ꝛc.; bei denen mit on, up, for steht es ähnlich; mit with ist bloß eine kleine Zahl vorhanden; nur over und under treten in vielen landläufigen

Bildungen auf. Sonſt walten con, dis, ex, per, pre, pro, circum, trans: dieſe ergeben die kurrente Münze. Das fremdländiſch Romaniſche iſt das Elaſtiſchere, das Organiſationsfähigere, wie das voller Austönende; die ſächſiſche Sprache hat ihre Kraft im Einſilbigen.

Selbſt Diminutivbildungen, die uns und nicht bloß uns (man denke an Italieniſch und andere romaniſche Sprachen) ſo beſonders nahe zum volkstümlich Natürlichen zu gehören ſcheinen, und die freilich auch im Franzöſiſchen durch den Einfluß der Kulturſtrömung ſehr unterdrückt worden ſind, ſpielen in der beſſeren engliſchen Sprache faſt keine Rolle. Eine Anzahl Bildungen auf y oder ie, wie auntie, Johnny, Jinny, Tommy, der Kinderſtube oder dem engeren Kameradſchaftsleben oder mehr den Mundarten angehörig, ſcheinen faſt alles. Die Zärtlichkeit hat einen anderen Weg, ſich fühlbar zu machen: ſie rollt, kaut und knetet die trauten Namen zuſammen, bis ſie ebenſo unkenntlich wie mundgerecht ſind; es ſcheint als ein Mangel an Kordialität empfunden zu werden, wenn man die Perſon eines Freundes oder Bruders nicht in eine Silbe zuſammenfaßt, und ſo beſteht denn die männliche Bevölkerung Englands aus Nolls, Neds, Jims, Tims, Toms, Jacks, Bobs, Bills, Dicks, Freds u. ſ. w., und auch von den ſchönen europäiſchen Frauennamen bleibt oft nur ein Mund voll. Magdalena, Johanna! Maud, Jane.

Aber mehr noch als Ausſprache, Wortſchatz und Wortſchöpfung iſt es die Grammatik, die die Kraft der volkstümlichen Strömung fühlen läßt, und zwar der volkstümlichen wiederum nicht als einer pietätvoll ſinnigen (was ſie ja auch ſein könnte und anderswo vielfach iſt), ſondern als einer rein praktiſchen, utilitariſchen. Auch hier werden Formen und Unterſcheidungen durchaus nur feſtgehalten oder ins Leben gerufen ſo wie ſie das praktiſche Leben braucht. Man lebt ſeinem Willen und haßt jede unnötige Feſſel. So ſchwand nicht nur die Flexion der Subſtantiva ſo gut wie ganz und die der Verba immerhin noch viel weiter als im Deutſchen, ja als im Skandinaviſchen, es ſchwand auch — im Unterſchied von allen umgebenden Sprachen — die alte poetiſierende Geſchlechtsunterſcheidung bei Sachen, und dem Gefühl des gewöhnlichen Engländers bleibt da nichts als die unmutige Frage an den Ausländer, deſſen Sprache er lernen ſoll: What's the good of it? Man wird glauben dürfen, daß das ſtarke Willens-

bewußtsein und persönliche Kraftgefühl in der englischen Rasse mitwirkte, um jedes nicht persönliche Gegenüber alsbald als bloßes Objekt empfinden zu lassen, denn Objekt und Neutrum sind ja nahe verwandt, man denke nur an die lateinisch-griechischen Endungen um, *ov!*

An die praktisch bequeme, vielmehr mechanische als organische Benutzung des Hülfsverbs to do bei der Konjugation wurde schon oben erinnert. Die derben Zusammenziehungen wie can't, shan't, won't gehören eigentlich mehr in das Kapitel der Wortbildung. Aus der Syntax aber ist hier vieles zu erwähnen. Zwar der Ersatz von I durch me ist ja, im Unterschied vom Französischen moi, auf die kolloquiale Sprache beschränkt geblieben, who für whom ist doch auch nicht voll durchgedrungen. Der Gebrauch von coppers für Gegenstände aus Kupfer, oder sands für Sandmassen, Sandinseln, Sandwüste hat seine Vorgänge in der lateinischen und in anderen vornehmen Sprachen und sogar in der Poesie mehr als in der Alltagsprosa. Durch die Verbindung von sheep, sail, cannon u. dergl. mit Mehrzahlen ist nur erweitert, was ähnlich auch anderswo vorkommt, aber immerhin erweitert, und selbstverständlich volkstümlichen Ursprungs. Weiteren Umfang als in anderen Sprachen hat auch die sogenannte constructio *κατὰ σύνεσιν*, die Verbindung der Pluralform des Verbs mit einem kollektiven Singular. Manches andere e r i n n e r t u n s an Mundartliches oder Volkstümliches oder Kindliches, ohne daß ihm deswegen notwendig dieser Charakter zugeschrieben werden müßte. So: he ought to have written, mundartlich in Niederdeutschland: er sollte geschrieben haben; there was one Miller, ebenda: es war da einer, Miller; auch he is nephew to the landlord hat Analogieen, etwa: sie ist Tante zu ihm. (Aus dem Dänischen finde ich angeführt moderen til barnet, slutningen paa historien, enken etter den forrige konge: die Mutter zu dem Kinde, der Schluß auf die Geschichte, die Witwe nach dem vorigen Könige. Man denke dagegen daran, wie breit im Französischen die Rolle des unanschaulichen de in solchen Verbindungen ist). Wie in I say nothing but it is true das anschaulich sondernde but steht, so wird volkstümlich deutsch gesagt: „ich sage nichts, außer es ist wahr", und wohl auch: „oder es ist wahr". Bekannte familiäre Entsprechung im Deutschen haben: the bookseller's, at Dr. Baker's. Außerdem aber giebt es in der Ausdrucksweise eine große Menge von Einzelvorkommnissen, deren volkstümlich anschaulichen Charakter man

unmittelbar fühlt und die dann vielleicht überdeutlich, pleonaſtiſch, auch vielleicht ein wenig ſchwerfällig ſind, ja ein wenig unlogiſch, aber doch als lebhafte und naive Wendungen innerhalb der von Reflexion geregelten Kulturſprache wohlthuend wirken. Andere Sprachen führen Ähnliches mit. Im Engliſchen wäre z. B. zu erinnern an: we are all of us glad; every now and then; by word of mouth; all of a sudden; but for you, I should have gone; he went by himself; a friend of mine; as far as London; up to 20 degrees; to shake hands with one, und noch manches aus dem Gebiet der Präpoſitionen, deren Gebrauch von beſonderer Anſchaulichkeit iſt, viel ſaubere Unterſcheidungen aufweiſt und im ganzen eine beſondere Lichtſeite der engliſchen Grammatik darſtellt.

Doch kommen wir auf Allgemeineres zurück. Die Sparſamkeit des Ausdrucks, die freilich ebenſowohl ein Ergebnis der Kultur ſein kann (während ungelenke, pleonaſtiſche Breite oft die volkstümliche Rede charakteriſiert), paßt im Engliſchen doch ganz zu der natürlichen Tendenz, zu der Richtung auf das Praktiſche, der Beſchränkung auf das Erforderliche. So denn alſo die Setzung des einmaligen Artikels in The husband, wife, and children; the moon and stars. Oder die Zuſammenſtellung ſtatt Zuſammenſetzung oder flektierender Verbindung in a Newfoundland dog, a gold chain, a stone bridge ꝛc. Die Konſtruktion hält ja auch ſo. Selbſt im Anbringen von Verbindungsſtrichen beſchränkt man ſich auf wenige Fälle. Weſentlich aber iſt die Tendenz zur Kürzung, zur Beſchränkung auf das zum Verſtändnis Notwendige bei der Erſcheinung des ausgelaſſenen Relativs. Und bei der damit zuſammenhängenden Zurückwerfung der Präpoſition an das Ende (the book he spoke of) iſt denn zugleich die Tendenz auf Vereinfachung wirkſam, denn es wird thatſächlich für den untergeordneten Relativſatz ein Hauptſatz danebengeſtellt (he spoke of). Die Unterdrückung der Konjunktion that bei in case he should oder vielem Ähnlichen gehört mit in dieſe Reihe; ſie iſt uns Deutſchen freilich aus Analogieen ſehr vertraut, würde aber z. B. im Franzöſiſchen undenkbar ſein. Weniger noch können wohl Kürzungen hier herangezogen werden wie when bidden, when a lad, while searching, oder die abſolute Partizipialkonſtruktion he being absent, I must stay at home, da dieſe Erſcheinungen ſo oder ähnlich ja in vielen Sprachen, teils im Griechiſchen, teils im Lateiniſchen, teils im Franzöſiſchen

wiederkehren; gleichwohl dürfte ihre Rolle im Englischen auf jene nationale Tendenz zum Praktischen und Knappen zurückzuführen sein. Für nicht zufällig halte ich auch die Vorliebe für persönliche Konstruktion und ihr Auftreten da, wo die meisten Sprachen unpersönliche anwenden. Also: he is sure to keep his promise, I am likely to return, she was fain to leave; dann: I wonder, I fail, I feel (warm ꝛc.) und die breite Rolle des I like, nebst I hate und I detest, wofür man anderswo doch allerlei Serpentinen anwendet. Übrigens ist mir auch der so durchaus vorwiegende syntaktische Gebrauch des alten Präteritums oder „Imperfekts" gegenüber dem mit Umschreibung gebildeten „Perfekt" nie als Zufall erschienen, sondern stets als ein Ausfluß jener Tendenz zur Bestimmtheit, Knappheit, Unmittelbarkeit.

Nun aber kommt ja die urwüchsige Kraft und, wenn man will, auch die rücksichtslos praktische Tendenz der Sprache zur Wirkung in einer ganzen Reihe von großen, durchgehenden gesetzlichen Erscheinungen, die für die Charakteristik der Syntax und damit der Sprache überhaupt viel mehr als alles jenes Einzelne bedeuten. Hierher gehört die Unbefangenheit, mit welcher intransitive Zeitwörter transitiv bezw. kausativ gebraucht werden, also to fly, grow, march, sink, drop ꝛc. (wobei alte Doppelverba nur in vereinzelten Fällen zu grunde liegen); ebenso die Verwendung transitiver Verben als intransitiv, wie to wear (a coat wears well), to sell (corn sells at a good price); weiter der Gebrauch transitiver Verba in reflexivem Sinn ohne äußere Kennzeichnung: to engage in sth., to offer, prepare, submit, surrender, embark, withdraw, dress, improve, extend ꝛc.; weiterhin aber auch die Verwandlung ursprünglich dativischer Rektion in die direktere, akkusativische (im Zusammenhang freilich mit dem Fehlen bzw. Verblassen der unterscheidenden Bezeichnung) wie to obey, oppose, please, resemble, escape, denen dann die germanischen to threaten, help, trust, follow, believe ꝛc. sich anschließen. Übergänge wie to enter a house trotz entrer dans une maison kommen hinzu. Und so schafft man sich denn die bequeme Möglichkeit, sehr vieles persönlich zu geben, was sich in den ängstlicheren Nachbarsprachen dieser Rolle entzieht. Also: he was shown a path, I was offered assistance ꝛc. Diese Freiheit aber dehnt sich dann noch viel weiter aus, indem auch die Konstruktion eines Zeitworts mit einer Präposition als kein Hindernis betrachtet wird, das sich nicht (um in der Sprache des turf

zu reden) nehmen ließe, und man ſetzt alſo über jedes formale Bedenken hinweg und ſagt: The plan was approved of, the advice was not taken notice of, the adversary is not to be trifled with u. ſ. w. Vielleicht kann man auch die ſehr weite Ausdehnung des an tranſitive Verba angeſchloſſenen accusativus cum infinitivo hierher ziehen, die nicht nur dieſer Erſcheinung der verwandten und der alten Sprachen parallel geht, ſondern ſie auf ein weit umfaſſenderes Gebiet überträgt, mindeſtens als ſie in jeder einzelnen der andern Sprachen herrſcht.

Dies alles iſt nun ſchöne, feſte Norm geworden, nicht Licenz, und (nebenbei geſagt) man könnte vielleicht über das thatſächliche Verhältnis von Norm und Licenz in den verſchiedenen Sprachen eine eigene Unterſuchung anſtellen und auch damit Charakteriſtiſches zum Vergleich gewinnen; jedenfalls ſcheint mir im Engliſchen ſich raſch zur Norm durchgearbeitet zu haben, was als Licenz auftauchte und ſich praktiſch erwies. Blicken wir aber etwas weiter um uns: wie viel freie, loſe, auch läſſige, aber vollkommen durchſichtige Konſtruktionen, Verbindungen, Wendungen haben Daſeins- und Bürgerrecht gewonnen, die ähnlich in andern Sprachen nur ſchüchtern gelegentlich hervortreten! Raſch nur wenige Beiſpiele nach der zufälligen Lektüre einer Stunde. When in such a mood, rather than swerve for the right or to the left, he would ride for a fall. I was desired to observe a crucifix that they assured me had spoken very wisely to the emperor Leopold. Words which I believe are taken from the Bible. We are told nothing of how these people live, of their position, their wealth ꝛc. Both in politics and as regards his own convictions. Kindly though his disposition was, ꝛc.

Indeſſen mag man in derartigen Wendungen etwas von Licenz, von Sichgehenlaſſen fühlen; durchaus zu feſter Regelung gelangt und von großer Freiheit, Biegſamkeit und Stärke iſt die ſyntaktiſche Form nach ſo manchen anderen Seiten. Der ſehr verbreiterten Rolle des accusativus cum infinitivo wurde ſchon gedacht; die doppelte Möglichkeit aktiviſcher und paſſiviſcher Form desſelben wäre noch beſonders hervorzuheben. Eine weitere Stärke iſt die Wahl zwiſchen accus. cum infin. einerſeits und accus. cum participio andrerſeits, nicht bloß bei den Verben der Wahrnehmung, ſondern auch bei vielen andern (anfangen und aufhören, verſuchen und fortfahren, beabſichtigen, verſäumen und

verzichten, leugnen und gern haben). Eine fernere: die ganze Rolle der Partizipien und Partizipialkonstruktionen, durch die wiederum die Ausdrucksmittel der verschiedensten Sprachen zugleich übernommen oder erreicht sind. Eine nicht minder schätzenswerte: die Rolle des Gerundiums in seiner mehrseitigen, fein unterscheidenden und immer durchsichtigen Verwendung. In alledem ist die Kulturströmung in der Sprache zu ebenso sicherem Erfolg gelangt, wie die volkstümliche in den meisten der obigen Erscheinungen. Oder vielmehr: beide haben zusammengewirkt. Die mutige Unbefangenheit ist ein Stück nationalen Wesens, ihre Erwerbungen sind Kulturgut. Die Assimilationskraft der Sprache bewährt sich überall, wie die der Nation selbst.

Um ferner auf die Wortstellung zu kommen, so ist hier eine schöne Vermittelung zwischen der logisch gebundenen französischen und der sehr variabeln deutschen oder auch derjenigen der alten Sprachen verwirklicht; die Durchsichtigkeit wird nirgends gefährdet, der Blick des Lesers oder das Ohr des Hörers braucht nicht zu vieles zugleich zusammenzuhalten, und zum natürlichen Hervorheben beliebiger Glieder fehlt doch nicht die Gelegenheit. Auch die Interpunktion, der französischen in den meisten Punkten analog, bietet eine konsequente Durchführung einfacher Normen, ist sparsam und doch für den, der mit Aufmerksamkeit folgt, vollständig ausreichend.

Wenn im Stil des einzelnen Autors sich dessen Persönlichkeit spiegelt, wird nicht auch der allgemein nationale Stil (denn einen solchen gibt es eben doch) den Nationalcharakter wiedergeben? Wird es nicht auch heißen müssen: Le style, c'est la nation? Freilich, das Verhältnis schlechthin konstruktiv und rekonstruktiv nachweisen zu wollen, wäre viel gewagt. Des Zufälligen, des Historischen ist dabei doch nicht weniges von Einfluß. In welchem Maße das nationale Empfinden und Denken überhaupt die Sprache bildet oder durch sie gebildet wird, wer wollte das aufzeigen? Aber nachweisbar, ja augenfällig bleibt doch manches Einzelne. Im grunde ist schon im Obigen Verschiedenes mit berührt worden. Der Stil, der nationale Stil, ist ja nun natürlich nicht bloß der Schreibstil, und noch weniger bloß der litterarische. Selbst das einfachste Alltagsgespräch hat seinen nationalen Stil. Dazu gehört beim Englischen auch etwas so Einfaches, wie daß man mit you Freunde wie Fremde, Gatten, Kinder, Säuglinge, Katzen und Kanarienvögel anredet. Oder etwas so Negatives, wie daß der Ausdruck des un-

beſtimmten „man“ (one) ſo ſelten angewendet wird, namentlich ſo ſelten im Vergleich zum franzöſiſchen on (und ich glaube, über dieſen einzigen Unterſchied ließe ſich eine ganz ernſte und eingehende völkerpſychologiſche Erörterung geben). Eine Menge einzelner Erſcheinungen aus der kolloquialen Phraſeologie wäre hier ferner zu betrachten. Aber halten wir uns an den Geſamtcharakter. Die Engländer ſind kein redſeliges Volk, Reden an ſich gibt ihnen keine Seligkeit, ſie können es ſehr gut ohne dasſelbe aushalten und nehmen weder ſich ſelbſt noch untereinander das Schweigen übel. Irgend etwas wie kokette Pflege der perſönlichen Rede liegt ihnen durchaus fern. Die Sprache iſt Mittel zum Ausdruck des Nötigen. Viel für ſich zu behalten, mehr zu wollen als zu ſagen, das iſt nationale Art. Über geringe, allzu geringe Gewöhnung an zuſammenhängende Ausdrucksweiſe, über kurz abgehackte Umgangsſprache ſeiner Landsleute hat ſich ſeiner Zeit — es iſt nun freilich ſchon lange her — Bulwer luſtig gemacht. Man kann noch einen andern Charakterzug anführen: die Ausdrucksweiſe im Geſpräch, wie ebenſo in Briefen, iſt überaus wenig individuell, ſie arbeitet mit ſehr feſten Wendungen, ja es gehört zum Begriff des Wohlerzogenen, nicht durch perſönlich Eigenartiges auffallen zu wollen. Mit der Ausdrucksweiſe iſt es hier wie mit Kleidung, Bewegungen, ſelbſt Anſchauungen. Mit dieſer angleichenden Tendenz in dem Gemeinſchaftsleben iſt aber ſehr vereinbar ein beſtimmtes und kräftiges Wollen des Individuums, auch ein Wollen ganz perſönlicher, ſelbſtgeſetzter Ziele, und ein ſtarkes, ja ſtill leidenſchaftliches Fühlen für dieſe Ziele.*) Und das alles prägt ſich doch auch in der Rede aus; die kurzen Äußerungen ſind durchweg beſtimmt, die Urteile kategoriſch, ſehr oft ab-

*) Eine Reihe treffender Urteile über dieſes Verhältnis finden ſich in dem Aufſatz von Alfred Fouillée L'Individualisme et le sentiment social en Angleterre (Revue des deux Mondes v. 1. Oktober 1898, ſ. 524—555). So: Une volonté vraiment énergique n'exclut pas l'obéissance à la règle, qui, tout au contraire, exige la maîtrise de soi. . . . Les Anglais sont à la fois très personnels dans leur individualisme et très semblables entre eux par leur vif sentiment de solidarité nationale. . . . Nous trouverons tout ensemble en Angleterre et de si fortes personnalités et une telle puissance d'association pour des œuvres impersonnelles etc. . . . Concentré et non expansif, l'Anglais individualiste ne communique pas aisément ses impressions, mais il a beau, sous les dehors de la froideur, cacher ce qu'il éprouve, il affecte plus de froideur qu'il n'en a réellement.

solut anerkennend oder verwerfend. I never saw such a ..... The very best I ever saw ... wie häufig kehrt das wieder, ohne daß es dem Verstande ernst sein könnte! Aber das momentan volle Eintreten für oder gegen ist ernst. I hate, I detest und das volltönend gesprochene I like gehören ebenfalls hierher. Die beliebte Abschwächung durch I think bleibt immer noch persönlich. Wir arbeiten dafür mit „wohl, eigentlich, eben, nun, etwa, ja, doch." Die englische Sprechweise bleibt unmittelbar, so sehr sie auch schablonenhaft erscheinen mag. Daß Geschäfts- und Amtsstil dort knapper sind als irgendwo, ist bekannt; das praktische Ziel, die bestimmte Aufgabe beherrscht die Schreibenden so sehr, daß Wortschwall und Floskeln nicht aufkommen, und der geschäftsmännische Sinn der Nation wirkt seinerseits auf die allgemeine Sprechweise in gleicher Richtung zurück, wie übrigens auch der Sport nicht bloß durch zahlreiche, sich übertragende Kunstausdrücke, sondern auch durch den Geist der Präzision und der Energie auf die nationale Sprache zurückwirkt.

Dies also, die Einfachheit, Knappheit, Bestimmtheit, Unmittelbarkeit, nicht ihre Eintönigkeit und Starrheit ist es, was die Volksnatur in die Sprache, die Sprechsprache und praktische Schriftsprache, hineinträgt. Nun aber dem gegenüber die glänzende Rolle der englischen Reden in der Weltgeschichte! nicht bloß der unsterblichen Namen, deren schon nicht wenige sind, sondern auch der tüchtigen, sicheren, stets bereiten Redner in jeder Periode! Und die hohe Entwicklung der Journalistik, der Tagesblätter und der vornehmen Zeitschriften! Und die ganze Rolle der englischen Litteratur! Bei der Beredsamkeit liegt eins freilich doch auch wieder zu grunde, was Naturbestimmtheit ist, nämlich das persönliche Sicherheitsgefühl, das Selbstvertrauen, woran die rednerische Befähigung so sehr wesentlich hängt, und die geradlinig-lebendige Richtung des Wollens, die denn doch auch das pectus disertum zur Folge hat. Das Wesentliche aber ist hier natürlich die Macht der Kultur, die Fähigkeit sich von Kultur durchdringen zu lassen, die schon die Normannen auszeichnete, den Germanen ja überhaupt nicht fremd ist und bei dem englischen, mehrfach gemischten Volke zusammen mit jener Kraft des natürlichen Lebens die erfolgreiche Eigenart hervorgebracht hat, von der unsere gesamten Ausführungen handeln. Die Mischung der Sprachen wie des Blutes hat hier (das Ergebnis solcher Mischungen ist ja sehr ungleich, ist unberechenbar) Elastizität zugleich mit Festigkeit hervor-

gebracht. Im ſprachlichen Stil giebt ſchon der Genius der beiden, nun engverbundenen Idiome die Möglichkeit eines reichen und leichten Wechſels; es laſſen ſich leicht verſchiedene Regiſter auf derſelben Orgel ziehen. Zwar haben ſich normanniſche und ſächſiſche Sprache im großen und ganzen in die Funktionen geteilt, aber es bleibt doch immer leicht, aus einem Idiom in das andere hinüberzugreifen, und gerade dadurch wird der Ausdruck lebendig, vermag er immer wieder neuen Reiz zu üben; ein germaniſches Wort, wo das romaniſche das landläufige iſt, oder umgekehrt — das thut eigene Wirkung. Doch auch im ganzen iſt durch die Sprache ſelbſt, wie ſie die Verbindung und Verteilung der beiderſeitigen Beſtandteile vollzogen hat, dem Stil Fülle und Mannigfaltigkeit nahe gelegt; wechſelnde Lichter ſetzen ſich leicht auf; einen individuellen Stil zu ſchreiben iſt (ſo wenig die geſprochene Rede nach dieſer Seite neigt) leichter als z. B. im Franzöſiſchen. In dieſer Sprache wäre ein Gegenſatz wie zwiſchen Macaulay und Carlyle nicht wohl denkbar. Schon phyſiſch-klanglich iſt der Vorteil offenbar: die knappen, runden ſächſiſchen Wörter und die gezogenen romaniſchen geben eine glückliche Miſchung; es wechſelt um ſo leichter daktyliſch-anapäſtiſcher Rhythmus mit trochäiſch-jambiſchem oder ſpondeiſchem; die ſächſiſchen Wörter allein würden leicht eine zu gedrungene Sprache geben. Und dies nicht bloß in Hinſicht auf den Klang. Die romaniſchen aber, allzu ausſchließlich auftretend oder zu ſehr gehäuft, laſſen, um von der inhaltlichen Wirkung zu reden, die Sprache leicht zu ſehr verſtandesmäßig über den Dingen ſchweben, bieten zu exkluſiv Gebildetes. Mit dem germaniſchen Idiom wird ebenſo leicht zum Einfachſten und Natürlichſten herabgegangen wie zum Innerlichſten, Ehrwürdigſten, Poetiſchen hinaufgeſtiegen. Feinheit und Natürlichkeit zu vermitteln, iſt auch ſonſt im Leben das Ideal und man darf ſagen der Vorzug des gebildeten Engländers. Im Frack oder Sportanzug ſich gleich behaglich zu fühlen und von einem leicht in den andern zu ſchlüpfen, liegt ihm nicht fern. Und in der Sprache — man fühle nur die leichte, aber deutliche Nüance, mit der aus der Bezeichnung **English** in diejenige **British** übergegangen wird, aus der alltäglichen Bezeichnung in eine voller empfundene und wirkende! Und das wiederholt ſich ſo an zahlloſen Punkten.

Allerdings hat nun die Entfernung der geſchriebenen Sprache von der geſprochenen, oder der gewählten von der regelmäßigen, der zu-

sammenhängenden von der losen, auch ihre Gefahren, wie wir Deutschen ja auch an unserer Stelle zu fühlen haben. Dem Schreibenden wird dort das Stilschreiben leicht zum métier, und er sucht Wirkung durch Fülle oder durch Steigerung oder durch Pathos. Die Artikel der englischen Tageszeitungen leisten in dieser Hinsicht nicht wenig, aber auch außerhalb dieser besonderen Sphäre findet man nicht selten eine Art von rhetorischem Spielen mit der Sprache, breite Anläufe und Übergänge und langgezogenes Austönen der Periode. Die Wirkung der so lange und so energisch fortgesetzten humanistischen Schulung der höheren Stände bleibt deutlich fühlbar. Auch viel Phrasen- und Floskelhaftes darf sich herbeiwagen; rhetorische Effekte spielen keine geringe Rolle; entsprechen sie doch zugleich jenem nationalen Bedürfnis der kräftigen Geltendmachung seines Standpunkts. Namentlich macht sich die Kunst fühlbar, den Ausdruck harmonikaartig nach Belieben auszuziehen oder zusammenzudrängen, und im Auseinanderziehen wird von der Mittelsorte naturgemäß mehr geleistet. Dem großen Lesepublikum erscheint diese dehnende Wortfülle sehr gebildet, erscheinen die rhythmisch dahinströmenden, vollen und gerundeten, oder auch breit stolzierenden Perioden sehr vornehm.*) Es zeigt sich darin die „Kulturströmung" von ihrer unerfreulichen Seite. (Auch ein Geschichtsschreiber wie Macaulay ist nicht frei von dieser Neigung, wie er selbst empfunden zu haben scheint.) Aber wo wäre eine Kultur, die lediglich echte Werte darstellte?

Im ganzen bewahrt die englische Sprache, auch die geschriebene und gedruckte, doch auch darin ihren germanischen Charakter, daß sie vor allem Ausdruck für die Sachen sein, den Sachen gerecht werden will. Sie wendet ganz verschiedene Mittel an, um stark, kräftig, deutlich zu wirken, aber diesem Ziele strebt sie eigentlich immer zu. Und sie ist auch damit in der weiten Welt verständlich.

*) Fast jeder Leitartikel der gewöhnlichen Zeitungen weist Sätze und Übergänge auf wie die folgenden: It is probably not unsafe to say that no man will occupy a higher pedestal in the row erected to the human gods of the nineteenth century than William Ewart Gladstone. . . . This judgment is probably as impartial as it is possible for any individual opinion of a great man to be. . . . The statement was received with undoubtful and general disappointment. . . . It would be difficult to overrate the interest of. . . . I am perhaps justified in my statement that . . . .

Ein Wunder iſt es übrigens nicht und kein Zufall, daß jene doppelte Strömung auch durch die ganze Litteratur als ſolche ſich hindurchzieht. Auf das Verhältnis von Macaulay und Carlyle wurde ſchon hingeblickt. Das von Thackeray und Dickens iſt ein ähnliches, allbekanntes. Auch daß Shakeſpeare einen Ben Jonſon zur Seite hat, kann uns hier zu Sinne kommen; aber Shakeſpeares Größe beruht doch darauf, daß die Kraft der Unmittelbarkeit mit der Schärfe der Analyſe und der Fülle des Ausdrucks ſich zuſammenfindet; er alſo ſtellt die Einheit jener Doppelkraft, die wir in der ganzen Sprache beobachten, am vollſten dar. Nicht zu allen Zeiten konnte ſich's ſo gut treffen. Gut, wenn die Strömungen ſich wenigſtens ablöſen, wo ſie nicht zuſammenfließen. So ſprang nach dem Jahrhundert Drydens, Popes und der andern Kunſtpoeten Robert Burns aus dem Naturboden ſeines Heimatlandes auf, und es wird wohl keine Zeit kommen, wo ſein Geſang aufhören könnte, Echo in der Seele ſeines Volkes zu finden. Doch dieſes Gebiet liegt jenſeits des Rahmens, in welchem ſich meine Betrachtung bewegen ſollte, die eben nur der Sprache galt oder vielmehr (nochmals ſei es geſagt) einem Zug im Charakter der Sprache. Unfehlbares wird man auf einem ſo zarten und flüſſigen Gebiete nicht auszuſagen hoffen, und manches Einzelne von dem Geſagten mag beſtritten werden. Laſſe man den Verſuch nur gelten — als Verſuch.

14. Gedanken über Sprachschönheit.

Gedanken sind zollfrei — natürlich nur so lange sie Gedanken bleiben. Als solche werden sie, in den verschlossenen Fächern von Hirn und Herz verwahrt, unangefochten über Landesgrenzen, an Zollämtern vorbei, über die Schwellen von Amtshäusern und Königsschlössern, durch Festsäle und Kirchen mitgeführt. Wird aber der Rohstoff der Gedanken verarbeitet zu Äußerungen und Urteilen, so tritt bekanntlich ein zwar ungeschriebener, aber sehr komplizierter und bedenklicher Zolltarif in Kraft, auf dem, um von den übrigen Belastungen zu schweigen, zum mindesten die Pflicht verzeichnet steht, das Geäußerte zu beweisen, zu verfechten, zu belegen.

Eine Gruppe aber von Gedanken scheint, auch wenn laut und öffentlich geäußert, von all solcher Zollpflicht ausgenommen: das sind die Gedanken über schön und häßlich. Ästhetisches Wohlgefallen oder Mißfallen zu äußern, das gilt als ein unmittelbares Menschenrecht, oder doch als ein Recht wie das des Reisenden, seine eigene Garderobe zollfrei mit über die Grenze zu nehmen. Hier also herrscht wirklich und herrschte von je glückselige Gedankenfreiheit. Wer für seine Person nach Grundlagen und Normen sucht, mag wohl thun; wer sich ganz seinen unmittelbaren Anwandlungen überläßt, thut noch nicht übel, wenigstens wird es ihm kaum übel genommen.

Manchem freilich ist diese allzu große Verantwortlichkeit gar nicht behaglich. Und in der That bedeutet die scheinbare Freiheit — hier wie auf andern Gebieten — oft recht viel Abhängigkeit, Abhängigkeit von täuschendem Schein, von dem Urteil der Menge, der Strömung des Tages, von zufälligen Eindrücken, von den Schranken des eigenen Gesichtskreises.

Am wenigsten legt man sich da Zurückhaltung auf, wo der ästhetische Charakter nicht das Wesentliche des Gegenstandes ausmacht,

ſondern mehr zufällig oder nebenſächlich ihm anhaftet, höchſtens eine Seite der Sache darſtellt. Bei Muſikwerken oder Gemälden iſt man, wofern man nicht in gar zu großer Unbefangenheit ſteckt, immerhin vorſichtig; beim Urteil über eine — nicht gemalte — Landſchaft, über ein menſchliches Angeſicht, auch wohl ein Wohnhaus u. dergl. herrſcht viel weniger Zurückhaltung, aus dem angedeuteten Grunde.

Auch die menſchliche Sprache, mit der wir uns beſchäftigen wollen, iſt zu ganz anderm Zwecke da, als das Schöne darzuſtellen, und ihr Wert auch im einzelnen wird durch anderes beſtimmt. Aber da ihre Gebilde ſinnliches Daſein haben, ſo können ſie nach dieſer Seite wohlgefallen oder abſtoßen; ſie erregen äſthetiſche Empfindungen und rufen äſthetiſche Urteile hervor. Alle Welt beteiligt ſich daran; hier und da ſucht man auch Begründung und Klärung. Aber daß Unklarheit vorherrſche, wird ſchwerlich lange beſtritten werden. Wer einen Verſuch zur Aufhellung mit ſeiner Aufmerkſamkeit begleiten will, iſt dazu eingeladen.

Wie geſagt, jedermann fällt über ſprachliche Schönheit Urteile. Bald über dieſe oder jene Nationalſprache in ihrem Unterſchied von andern, bald über die Sprache des Einzelnen, oder über einzelne Sprachgebilde. Sie durchſchwirren gleichſam die Luft, dieſe Äußerungen. „Das Italieniſche iſt doch die allerſchönſte Sprache.“ „Ich finde Holländiſch ſo unſchön, auch das Engliſche kann ich gar nicht ſchön finden.“ „Welch ein Vorzug, die ſchöne griechiſche Sprache kennen zu lernen!“ „Halten wir unſere ſchöne deutſche Sprache in Ehren!“ „Der junge Fremde ſpricht ſo ſchön!“ „Ich wüßte nicht, daß die Berliner Sprache beſonders ſchön wäre.“ „Der Prolog wurde von Frau N. ſehr ſchön geſprochen.“ „Wenn das neue Drama wenigſtens einer ſchönen Sprache ſich rühmen könnte!“ „Es iſt ein ſchönes Wort Goethes, daß“ u. ſ. w. „Der Herr Präſident hat beim Abſchiedseſſen,“ „der Herr Verteidiger hat vor Gericht ſehr ſchön geſprochen.“ Und ſo vielfach.

Doch damit ſind ja wohl Dinge an einander gereiht, die auf ganz verſchiedenen Gebieten liegen, die ein Kind unterſcheidet? Daß in allen dieſen Fällen die Bezeichnung „ſchön“ oder eine verwandte mit „Sprechen“ oder „Sprache“ ſich verbindet, berechtigt doch wohl nicht, dieſelben in einem Atem herzuzählen, als eine Kategorie zu behandeln?

In der That liegt hier recht Verſchiedenes zunächſt ungeſondert

vor, aber schlechthin Unzusammengehöriges nicht. Man versteht das Wesen der Sprache nicht, wenn man glaubt, daß jene vermischten Fälle zum Teil einander ganz fremd seien. Sie alle bilden in gewissem Sinne nur Glieder einer längeren Kette. Wie deren Endglieder durch die rein sinnliche, klangliche Beschaffenheit der Sprache einerseits und den Gedankengehalt andrerseits gebildet werden, fühlt jeder sofort. Hier sollen nicht alle Gebiete in gleicher Breite behandelt werden; der Gegenstand wäre dann von fast unendlicher Ausdehnung. Der sinnlichen Seite soll, dies sei sofort bekannt, die Aufmerksamkeit wesentlich gewidmet sein, und zwar, weil ich glaube, daß sie gerade am wenigsten geklärt ist.

* * *

In jenem Ausruf, daß das Italienische eine besonders schöne Sprache sei oder das Holländische eine besonders unschöne (wenn ich mich recht erinnere, sind die beiden schon mit der Sprache der Nachtigallen und der Frösche verglichen worden), und bei allen ähnlichen Äußerungen ist schön ja gleichbedeutend mit *wohlklingend*. Nur an die klangliche Seite, nur daran, wie der Klang der Sprache ans Ohr schlage, denkt man dabei. Man wird freilich schon ein wenig mit beeinflußt durch die Thatsache, daß man Italienisch namentlich als Sprache der Musik kennen lernt, in Gestalt sangbarer Arien, als Trägerin zarter Empfindungen, daß auch sonst viele uns geläufige Bezeichnungen aus dieser Sprache uns in das Land der schönen Künste und der reizvollen Natur versetzen, und daß andrerseits das Niederländische uns nur in recht prosaischem Lebenszusammenhang entgegenzutreten pflegt, als Sprache des Tabakshandels und ähnlich, daß es auch alle Norddeutschen infolge seiner ursprünglichen Zugehörigkeit zu den plattdeutschen Mundarten an die Sprache der Knechte und Mägde erinnert. Und ähnliche Einflüsse spielen mit bei den Urteilen über das Französische, das nun einmal mit dem Leben der feinen Welt verwoben ist, das Englische, das von den ungelenkigsten Reisenden und den nüchternsten Geschäftsleuten im Munde geführt wird. Aber man *will* doch den Klang an sich beurteilen. Und sollte der sich nicht auch beurteilen lassen?

Was ist es denn, was eine Sprache in diesem Sinne schön macht, *klanglich schön für das Ohr*? Man ist gewiß rasch bei

der Hand mit der Antwort, daß das Italienische (um wieder an dieses anzuknüpfen) einen großen Reichtum an Vokalen besitze gegenüber einer beschränkten Zahl von Konsonanten, daß unter den Vokalen so klangvolle wie das reine a, das volle o neben dem klaren i und dem kräftigen u überwiegen, daß der fast ausnahmslos vokalisch volltönende Wortausgang etwas besonders Melodisches habe, daß es deshalb die Lieblingssprache der Sänger in allen Ländern sei. Und es ist kein Grund, diese Urteile im ganzen zu bestreiten, dieses Lob abzuerkennen. Auch wollen wir suchen, daraus weitere Maßstäbe zu gewinnen. Zur Würdigung kam dabei, wenn wir genau zusehen, einmal der unmittelbare Klang einzelner und zwar vorherrschender Laute, und dann der Wechsel verschiedener Lautarten, im besonderen der Vokale und der Konsonanten, sei es in der Sprache im ganzen oder innerhalb der einzelnen Wörter.

Da erhebt sich denn zunächst die Frage: welche Einzellaute (aus denen eben doch die Wörter bestehen, wie die Sprache aus Wörtern) sind schön und wohlklingend, welche sind das Gegenteil? Auch hier wieder wird man mit einer Antwort nicht zögern, und etwa sagen: die Vokale sind die Träger des schönen Klanges gegenüber den Konsonanten, und unter den Vokalen wiederum die reinen (a, i, u) gegenüber den unreinen oder gemischten, den Zwischen- oder Übergangsvokalen, oder auch die vollen und sonoren gegenüber den dünnen und scharfen, so daß also aus beiden Gründen namentlich die e- und ä-Laute im Nachteil wären. Unter den Konsonanten aber wird man den verhältnismäßig klangvollen, wie l und r, die auch Halbvokale genannt werden, den Vorzug geben vor den klangärmeren oder klanglosen, etwa auch den weichen, linden (wie b, d, g) den Vorzug vor den härteren (p, t, k). Und so könnte man die ganze vorhandene Reihe durch unterscheiden.

Was aber die Abwechselung der Laute in den Wörtern und damit auch den Sätzen betrifft, so erscheint es als ein sehr nahe liegendes, sich von selbst empfehlendes Gesetz, daß die Vokale möglichst regelmäßig mit den Konsonanten zu wechseln hätten, daß die letzteren sich nicht zwischen den ersteren häufen sollten, daß im Gegenteil ein Überschuß der Vokale über die Konsonanten eine besondere Vollkommenheit bedeute. Und man mag denn an Wortverbindungen wie noi amiamo oder i tuoi occhi, i miei sospiri, la placida marina und

dergleichen Reminiscenzen aus der Elementar-Grammatik oder aus Opern-Arien denken, Lautreihen, die in der That einen Reichtum an Vokalen (zum Teil freilich nicht ganz echten) gegenüber den bloß notwendigen Konsonanten und von Konsonanten-Verbindungen nur die besonders mundgerechten aufweisen.

Sollen wir an diesem Maßstab sogleich unser Deutsch ein wenig messen, so kommt es notgedrungen schlecht weg. Denn hier steht es fast in jeden Beziehungen umgekehrt wie in der begünstigten Sprache Italiens. Zwar einen Vorzug dürfen auch wir gegenüber manchen andern Sprachen in Anspruch nehmen, und er wird uns selbst von Ausländern (so viel ich beobachtet habe) zuerkannt, wenigstens praktisch zuerkannt, daß man deutsche Lieder auch in außerdeutschen Ländern (in Holland und England jedenfalls) nicht ungern singt und singen hört. Das ist das Vorhandensein zahlreicher reiner Vokale, wozu man, wie schon berührt, besonders die Laute a, i, u rechnet und denen denn auch unsere häufigen Diphthonge ai und au sich anschließen. Aber daneben ist die Zahl der mißlichen e-Laute recht groß, und namentlich die der verblaßten Laute, für die unsere Schrift das e-Zeichen setzt, deren Aussprache aber etwas viel Dumpferes, Unbestimmteres, Klangloseres bietet. Und wenn die Zahl der Konsonanten, und namentlich auch der Fälle von verbundenen oder zusammenstoßenden Konsonanten bei uns an sich schon groß ist, so wird sie in der Aussprache noch weit größer durch das halbe oder auch vollständige Verstummen vieler dieser sogenanten e-Laute. In einem beliebigen Satze, wie: „Er versprach sich vergebens einen größeren Erfolg von seinem neuen Werke," kommen auf 21 Silben nur 6 oder 7 mit selbständigem und vollem Vokalklang, und durch das Herabdrücken der übrigen entsteht eine dichte Häufung von Konsonanten, wie sie für das Ohr des Ausländers (der natürlich über den bloßen Klangwert der Sprache unparteiischer urteilt als der Inländer) nur unschön wirken kann. Und so ist denn auch der ästhetische Ruf der deutschen Sprache bei den andern Völkern vorwiegend ein ungünstiger: selbst solche, die wir um die Schönheit ihrer eigenen Sprache zu beneiden gar keine Ursache finden, verurteilen die unsrige als rauh oder klangarm. Doch dabei wirken freilich noch andere Dinge ein, auf die weiterhin die Rede kommen muß. Denn der bisjetzt angelegte Maßstab war doch nur ein einseitiger.

Es giebt der einſeitigen Maßſtäbe noch andere, und ſie ſind noch verbreiteter als jener. Sehr beliebt iſt es, eine Sprache nach beſtimmten einzelnen Lauten, die ihr eigentümlich ſind oder in ihr ſtärker hervortreten, zu beurteilen. So das Franzöſiſche etwa nach ſeinen Naſalvokalen, das Engliſche nach den „Liſpellauten“ in think und in that, namentlich dem erſteren, oder dem ſtark vorherrſchenden Vokallaut a (in man ꝛc.), das Holländiſche nach dem häufigen „Kehllaut“ ch in Kracht ꝛc. Und die gleiche Einſeitigkeit des Maßſtabs iſt, wie uns, auch den Ausländern nicht fremd; ſie hören auch aus dem Deutſchen beſtimmte Einzellaute beſonders heraus, hören gewiſſermaßen faſt nur dieſe in der Sprache und beurteilen danach ihren äſthetiſchen Charakter; ſo das allerdings recht häufige ſcharfe s und das ebenſo häufige, dem Deutſchen beſonders eigene ch in ich ꝛc. Wörter, die uns gar keinen Anſtoß geben, wie sprichst, geschichtlich, prächtig, wichtig, thun ihnen um dieſes Lautes willen weh. Und es iſt wahr, wenn das Singen (bei welchem die einzelnen Laute als ſolche deutlicher ins Ohr fallen) die beſte Probe für den Klangwert der Sprachlaute abgiebt, ſo kann man nicht umhin, das Vorwiegen der angeführten Laute in der Sprache als ungünſtig zu empfinden. Das ſchöne ſchwediſche Lied, deſſen Hauptſtelle in der deutſchen Faſſung lautet: „Ich liebe dich wie nichts auf dieſer Erden, Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit,“ kann um dieſer durchdringenden Reibelaute willen den nicht angenehm berühren, der den urſprünglichen Wortlaut daneben gehört hat. Daß das Engliſche mit ſeinen ſchon erwähnten geliſpelten Konſonanten, außerdem aber mit ſeinen zahlreichen Miſch- und Übergangsvokalen im Geſang nicht beſſer daſteht, ſondern weſentlich noch ungünſtiger, wird wohl allgemein empfunden werden. Freilich iſt es doch nicht ſo ausgemacht, daß der Geſang überhaupt den Maßſtab für die Beurteilung abgebe; nicht bloß, daß dabei der Charakter mancher Laute herkömmlich oder um des leichteren oder wirkungsvolleren Vortrags willen oder aus ſonſtigen techniſchen Gründen verändert wird; verändert wird auch das Gewicht der einzelnen Laute im Verhältnis zu einander, ihre Dauer und Stärke, und damit doch der Charakter der Sprache überhaupt.

Indeſſen alle die Einzelheiten, deren wir hier Erwähnung gethan haben, können als ſolche nicht etwa ſchlechthin über den äſthetiſchen Geſamtwert entſcheiden. Dieſe Frage iſt nun in Wirklichkeit außer-

ordentlich viel verwickelter, so sehr, daß ich gar nicht daran denke, sie ganz aufzurollen und zu erledigen. Ein wenig aber muß ich doch tiefer eingehen dürfen.

Die Art und Weise, wie das menschliche Sprechorgan — aus Lunge, Kehlkopf mit Stimmbändern, Mundhöhle mit Gaumsegel und Gaumen, Zunge, Kiefern, Zähnen und Lippen gebildet — die einzelnen Sprachlaute eigentlich hervorbringt, hat sich lange Zeit unserer Erkenntnis entzogen. Worin die Schwierigkeit beruhte, läßt sich leicht einsehen und kann jedenfalls hier nicht ausgeführt werden. Erst in den letzten Jahrzehnten hat gemeinsame, sehr ernstliche, wissenschaftliche Arbeit, in Österreich, Deutschland, England, Skandinavien und Frankreich und noch anderswo geleistet, die vorhandenen Fragen mehr und mehr gelöst, und es bildet nun diese Wissenschaft von der Lauterzeugung oder Phonetik einen Teil der Sprachwissenschaft überhaupt, während sie allerdings zugleich der Physiologie, der Lehre von den Lebensvorgängen des menschlichen Körpers, angehört. Vielleicht fragt sich jemand, ob es der Mühe wert gewesen sei, diese Dinge mühselig festzustellen. Aber die wissenschaftliche Forschung ihrerseits thut diese Frage bekanntlich nicht, sie sucht einfach die Wahrheit, die richtige Erkenntnis, ohne Ansehung der Bedeutung des Gebietes, überall wo Dunkel waltet. Übrigens hat sich gerade von der hier in Rede stehenden wissenschaftlichen Thätigkeit alsbald eine sehr wertvolle praktische Frucht ergeben, nämlich die Möglichkeit, auch die Laute der fremden Sprachen richtig und echt nachzubilden, und ohne stetes unsicheres Tasten und Probieren die Aussprache des Auslandes richtig zu treffen und wiederzugeben.

Doch das geht uns hier weiter nichts an. Was uns angeht, ist, daß nun die unbefangene Anschauung, als ob es für den menschlichen Mund ein paar Dutzend Laute gebe, etwa 25, wie die Buchstaben des Alphabets, und als ob deren jede Sprache ein paar ihr eigentümliche habe, die übrigen aber übereinstimmten, daß also diese Anschauung vollständig überwunden ist. Die Zahl der möglichen und auch schon die der wirklich vorkommenden *Laute ist unendlich groß*, und das, was die Völker bei der Kümmerlichkeit, der absoluten Unzulänglichkeit der Alphabete mit einem und demselben Buchstaben zu bezeichnen und wohl auch als den gleichen Laut anzusehen pflegen, hat in Wirklichkeit oft sehr verschiedene Natur, schillert mindestens in den verschiedensten Farben, je nach all den feinen Abweichungen in der Winkelstellung

der Zunge, der Lippen, der Stärke der Aushauchung und ſo weiter. Aus der unendlichen Fülle der Möglichkeiten nun verwirklicht *jede Sprache* eine ganz beſchränkte Anzahl von Lauten, die aber mit einander gewiſſermaßen ein *geſchloſſenes Syſtem* bilden, auf der gemeinſamen Grundlage einer gewohnheitsmäßigen Mundſtellung — Artikulationsbaſis genannt — ruhen. Man kann, wenn ein hinkender Vergleich eben doch auch ein Vergleich iſt, das Verhältnis ſich ungefähr ſo vorſtellen wie das zwiſchen verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten, die die gleichen Töne der Skala doch infolge ihres Baues und des Materials, woraus ſie gemacht ſind, verſchieden erklingen laſſen, die Flöte anders als das Waldhorn, die Guitarre anders als das Klavier, die Geige nicht wie die Klarinette, u. ſ. w.

Wie geſagt, der Vergleich iſt ſehr unzulänglich. Aber er darf uns ſogleich daran erinnern, daß, wie trotz dem verſchiedenen Klang der einzelnen Inſtrumente auf jedem derſelben ſo geſpielt werden kann, daß das Ohr des Hörers Wohlgefallen empfindet, ſo auch mit den Lautmitteln jeder Sprache ein Schönes und Wohlgefälliges erzielt werden kann. Manchem erſcheinen, wenn im Konzert die Töne des Fagotts oder der Hoboe zuerſt verlauten, dieſelben fremdartig unſchön, aber wie ſie dann ihre Melodie durchführen, wird das Ohr alsbald verſöhnt; und ähnlich mag die ſchmetternde Trompete im erſten Augenblick unangenehm wirken, oder die ſcharfe Geige, oder der verſchleierte Ton der Flöte nicht befriedigen, oder auch der kurze Ton des Klaviers, wenn das Ohr eben an anderen Schallcharakter gewöhnt war; aber auf die Dauer wird darum nur ein Eigenſinniger eins dieſer Inſtrumente ſchelten oder verachten. Am wenigſten wird ſein Inſtrument ſich ſchelten laſſen derjenige, der es ſpielt, der damit vertraut iſt, der ſeine Auffaſſung, ſeine Empfindung, ſeine Seele in die Sprache dieſes Inſtrumentes legt. Und mit den Sprachen der Völker iſt es in dieſem Punkte ja wohl ähnlich.

Gewiß, manche Sprache hat von jenen reintönenden ſtarken Vokalen, die man am Italieniſchen preiſt, deren auch andere romaniſche Sprachen ſich rühmen dürften und die unſerer deutſchen Sprache keineswegs fremd ſind, faſt nichts in ihrem Regiſter, ſie bietet ſtatt deſſen faſt lauter ſolche, die wir als Miſch- oder Übergangstöne empfinden. So das Engliſche, deſſen ſehr eigentümliche Vokaltöne faſt allen übrigen Europäern fremd und ſchwer zu treffen ſind, wie der

Vokallaut in but, der in not, der in man, in first, und dessen längere Vokale gewissermaßen in der Mitte ausbiegen, wie in bone, in make, in sea, in new, bei dem die Abstände der verschiedenen Laute von einander weit geringer sind als die uns als normal vorschwebenden, etwa von i, e, a, o, u. Aber indem jene Abstände in der Aussprache genau innegehalten werden und die Laute in ihrer ganz bestimmten Eigenart miteinander wechseln, entsteht auch dort innerhalb des Systems harmonische Bewegung. Werden die Laute vermengt, werden die einzelnen ungenau wiedergegeben, dann natürlich entsteht nichts Anmutendes. Es soll recht schwer sein, das Fagott gut zu spielen, und ist jedenfalls viel leichter, das Klavier erträglich anzuschlagen. In der That, mit dem Toncharakter eines solchen Holzblaseinstruments möchte ich das Englische vergleichen, und — wenn ich darin sogleich fortfahren soll — den des Französischen mit demjenigen eines guten cornet à piston. Die Nasalvokale, welche den eigentümlichsten Teil ihres Lautbestandes ausmachen, die Laute in on, an, un, in, und dazu die sonoren ö und o in den Verbindungen eur und or, nebst den deutlich ausgearbeiteten r-Lauten, geben dieser Sprache etwas besonders Kräftiges, während doch andrerseits eine große Milde ihr nicht fehlt, ganz wie bei der gut geblasenen Trompete.

Oder es sei zur Erläuterung noch ein anderes Bild gestattet. Das Blau des Himmels findet jedermann schön und das Weiß der Schneeberge, das frische Maigrün; auch die vollen, starken, leuchtenden Farben, roth, gelb, violett, behaupten überall ihr Ansehen. Aber ist olivengrün, oder meergrün, oder goldbraun, sind alle die zahllosen Misch- oder Übergangsfarben darum unschön? Sie sind es zumal da nicht, wo sie ihrerseits in rechter Gruppierung auftreten, wo sie eine Harmonie in sich darzustellen vermögen; sonst gäbe es keine Freude an Makartschen Bildern, und auch keine Freude am Zauber des herbstlichen Waldes.

Freilich, trotz alledem, trotz einer hiermit behaupteten gewissen Gleichberechtigung der verschiedenen Sprachen als klanglicher Systeme, lassen sich nun doch *besondere ästhetische Mängel oder Vorzüge* bei den einzelnen nicht verkennen; es ist nur nicht so, daß die Mängel ganz wesentlich auf der einen Seite wären und die Vorzüge auf einer andern, und noch weniger so, daß das Ungewohnte als das Unschöne gelten dürfte. Einige Gesichtspunkte für allgemeingültige

Beurteilung laſſen ſich immerhin aufſtellen, und wir kommen damit allerdings auf oben ſchon Berührtes zurück.

Zum Beiſpiel. Wenn die wiſſenſchaftliche Klaſſifizierung der Laute nach ihrer Bildung durch das Sprechorgan eine vielſeitige und feingegliederte iſt, ſo läßt ſich eine durchgehende Unterſcheidung herausheben, die für unſere Frage von Bedeutung iſt: alle Laute nämlich zerfallen in ſolche, die Stimmton beſitzen, und ſolche, denen der Stimmton fehlt. Jenes ſind außer den Vokalen auch mehrere Konſonanten, und andere Konſonanten können wenigſtens dazu gehören; die übrig bleibenden haben nur den Charakter des Geräuſches. Von den Reibelauten insbeſondere wird man, wenn man ein allgemeines Geſetz ſucht, ſagen dürfen, daß ſie in der Sprache das Unſchöne, das grob Stoffliche ſeien; ſie unterbrechen den Tonzuſammenhang, das eigentlich Menſchliche der Sprache; ſie wirken auf ein empfindliches Ohr gewiſſermaßen wie das fatale Pfeifen des ausbleibenden Tones auf der altersſchwachen Drehorgel. In der That ſind das auch beim Geſang die ſtörenden Unterbrechungen, obwohl ſie dort vielleicht als Gelegenheit zu momentanem Ausruhen des Stimmorgans für die Sänger nicht unwillkommen ſind. Derartige Geräuſche ſind in unſerer deutſchen Sprache das ſtimmloſe, ſcharfe s, dazu sch, f, ch in ich und ch in ach. Das Engliſche, dem die beiden letzten fehlen, hat ſtatt ihrer noch den Laut th in thin, den ch-Laut in ach hat bekanntlich ſehr reichlich das Holländiſche, doch iſt er auch dem Spaniſchen eigen, nur viel ſeltener. Im allgemeinen aber ſpielen derartige Geräuſche in den romaniſchen Sprachen eine weſentlich geringere Rolle als bei uns, und ſtimmhafte Laute eine um ſo viel vollere. Letzteres aber namentlich auch deshalb, weil gewiſſe Laute von unentſchiedenem Charakter dort allerwärts ſtimmhaft und tönend geſprochen werden, ſo das v, das b, d, g, was im Deutſchen nur ſehr teilweiſe, in der ſorgfältigſten Ausſprache norddeutſcher Gegenden geſchieht, während die Engländer ſich in dieſer Hinſicht den Romanen angeſchloſſen haben und ſamt jenen aus dieſem Grunde gerade unſere deutſche Sprache für hart erklären. Übrigens hat das Holländiſche, das wir äſthetiſch beſonders gering anzuſchlagen gewohnt ſind, in dieſem Punkte einige Vorteile; es teilt an ſich die lautliche Sauberkeit und größere Lindigkeit niederdeutſcher Mundarten; doch wird dieſer Vorzug freilich wieder ſehr zugedeckt durch die durchgehende gutturale Artikulierung. Daß auch

die slavischen Sprachen an Geräuschlauten (namentlich Zischlauten) reich sind, ist bekannt; freilich steht die bei uns landläufige Beurteilung derselben ganz fälschlich unter dem Einfluß der Buchstaben, in welchen wir ihre Wörter gedruckt sehen, während diese Schriftbezeichnung doch nur ein Notbehelf ist, wobei ganze Gruppen von Buchstaben nur je einen Laut bedeuten, wie das übrigens ja auch im Deutschen (mit sch, ch, ſs, ck, ie) der Fall ist. Auch den slavischen Sprachen fehlen melodische Elemente keineswegs.

Wie die Schriftbezeichnung uns namentlich auch in der Beziehung irre führt, daß wir z. B. den Laut für r als das gleiche Ding in den verschiedenen Sprachen zu nehmen geneigt sind, obwohl er eine mindestens dreifach verschiedene Natur hat, das wurde eigentlich oben schon mit angedeutet. Welcher Unterschied zwischen einer lässigen, kaum merkbaren Andeutung desselben in der Kehle oder am Zäpfchen, und dem schnurrenden, durch vibrierende Bewegung der Zungenspitze in der Gegend der Alveolen hervorgebrachten Kraftlaut, der das Ohr des Hörers gleichsam bombardiert!

Wenn so die Einzellaute (die wir freilich im einzelnen nicht weiter verfolgen), wenn ihre Natur, ihre Verteilung, ihre Verbindungen den Klangcharakter der Sprachen gewiß zum wesentlichsten Teile bestimmen, so thun sie es doch nicht schlechthin. Die Laute haben ja nicht gleiches Gewicht im Zusammenhang der Worte und der Rede, sie treten gruppenweise stärker hervor oder schwächer. Man spricht von betonten und unbetonten Silben. Aber was man so allgemein Betonung oder auch Accent nennt, ist in Wirklichkeit nicht immer dasselbe. Vor allem sind zwei Hauptarten der Hervorhebung oder überhaupt der Unterscheidung möglich: Verstärkung des Schalles, und musikalische Tonerhöhung. Beide fallen in der Rede vielfach zusammen, aber keineswegs immer; das eine ist nicht an das andere gebunden. Und auch hier wiederum gehen die einzelnen Sprachen weit auseinander. Das Französische hat äußerst wenig Silbenverstärkung, und im Flusse der Rede auch nicht viel musikalische Bewegung, doch gegen den Schluß der Sätze hin die letztere desto stärker. Die andern romanischen Sprachen haben einen im allgemeinen recht bestimmten exspiratorischen Silbenaccent, aber noch mehr haben jenen die deutsche und am allermeisten die englische Sprache, während bei der schwedischen (also auch einer germanischen Sprache) wieder mehr musikalische Nüancierung

gefunden wird. Was ist hier schöner, was häßlicher? Wenn die Musik etwas Schönes an sich ist, wenn Gesang in ästhetischer Hinsicht zweifellos über bloße Rede geht, so sollte man meinen, daß durch die musikalische Accentuierung die Sprache in das Reich des Schönen emporgehoben werde, und daß die bloße Verstärkung, die exspiratorische Hervorhebung, die größere Wucht ein roheres Mittel sei. Aber in Wirklichkeit urteilt man doch nicht so. Als schön für die Rede erscheint uns eben die rechte Vermittelung der beiden Arten, und sie ist es denn auch, die gerade bei sorgfältiger Rede fast überall angestrebt und verwirklicht wird. Man vergegenwärtige sich die Extreme. In der bloßen Gewichtsunterscheidung geht am weitesten die englische Sprache, so wie sie thatsächlich gesprochen zu werden pflegt; hier werden durch die sogenannte Tonsilbe alle benachbarten Silben gleichsam aufgesogen, so daß sie damit fast jeden selbständigen Klangcharakter verlieren; in Wörtern wie comfortable, tolerable schrumpft außer der betonten ersten Silbe alles Übrige zu einer klanglosen Konsonantenhäufung zusammen, und selbst von einem Namen wie Westmoreland, mit anscheinend 3 schweren Silben, hört man oft nur eine einzige, die erste Silbe mit wirklichem Vokal aussprechen. Was bleibt Klangliches übrig von familia in fämily, von injuria in injury, von admirabilem in ädmirable? Immer nur die hervorgestoßene eine Silbe, und außerdem nichts Rechtes. Das andere Extrem ist das sogenannte Singen, das wir an Mundarten besonders wohl kennen. Man kann ja an diesem Singen vielleicht auch ein gewisses Wohlgefallen haben, wie an allem Volkstümlichen, das uns zeitweilig die eigene, etwas schwüle Kultursphäre vergessen läßt. Aber eine Vollkommenheit sieht man deshalb doch nicht darin, zumal die Gebundenheit des Individuums an das Gegebene dabei fühlbar wird.

Um nun auf unser Deutsch im Verhältnis zu den andern Sprachen zurückzukommen, so steht es allerdings nach seiner allgemeingültigen Aussprache dem Englischen am nächsten; auch bei uns werden durch die tontragende Silbe die umgebenden wesentlich in Schatten gesetzt, und die große Zahl der mit dem unbestimmten sogenannten e-Laute versehenen Silben verdankt ihre Entstehung eben diesem — allmählich bei uns durchgedrungenen — Prinzip, jener Laut ist der Rückstand aus ehemals volltönenden Vokalen, wie

eben jene Einseitigkeit der Betonung der deutschen Sprache nicht immer eigen war. Es sieht aber fast so aus, als ob die fortschreitende Entwicklung einer Kulturſprache eine derartige Veränderung mit sich führen müsse; das Bedürfnis rascherer Gedankenäußerung, schnellerer Aufnahme der gesprochenen ganzen Worte spielt offenbar hinein. Die romanischen Sprachen haben die Abrundung der Wörter mehr durch Abstoßen von peripherischen Elementen erzielt, die deutsche, die ihre Bildungsteile treuer zusammenhielt, bedurfte daher jener andern Hilfe; die englische hat auch in dieser Hinsicht beide Vorteile zugleich gesucht. Wenn nun der geschilderte Unterschied in der Betonung der einen Sprache mehr den Charakter der Leichtigkeit, etwa der leichten Anmut geben mag, und der andern mehr den der eigensinnigen Kraft, und wenn uns die erstere Eigenschaft nicht zu teil geworden ist, so lassen wir uns wohl auch an der zweiten genügen. Übrigens deutet sich hierbei denn auch schon an (was vielleicht aus allem Besprochenen mit hervorging), daß die lautliche und klangliche Natur der Sprachen zwar an sich betrachtet und gewürdigt werden kann, daß aber die mehr inneren Seiten der Sprachorganisation stets mit hinein spielen werden, wenn man *abschließende* Urteile auch über die ästhetische Seite fällen will. Jene bedeutet schließlich doch nicht mehr als etwa die Farbenschönheit einer Landschaft, die *darum* nicht schön zu sein braucht, oder *höchstens* soviel als diese.

Vielleicht ist es — dieser Nachtrag sei gestattet — aufgefallen, daß nicht ein einziges Mal die *alten* Sprachen herbeigezogen wurden; und doch ist bei diesen, der lateinischen und mehr noch der griechischen Sprache, nach allgemeiner Überzeugung die lautliche Seite eine ihrer Vollkommenheiten, ist ein edles Ebenmaß der Laute und eine Fülle von Klang dort vorhanden. Daß sie zu Trägerinnen eines schönen und reifen Schrifttums geworden sind zu einer Zeit, wo sie noch auf der Höhe lautlicher Entfaltung standen, läßt diesen Vorzug besonders hervortreten, denn sie unterscheiden sich damit ja sehr von unserer deutschen und andern Sprachen, die einst ebenso vollklingende Formenentwicklung und Wortgestaltung besaßen, aber lange vor der Zeit, da sie anfingen, wertvolle Gedanken zu umkleiden. Wenn gleichwohl die alten Sprachen im Obigen zum Beleg nicht herangezogen wurden, wenn die Vergleichung auf die mitlebenden Sprachen (oder vielmehr einen ganz engen, den uns allen am nächsten liegenden

Kreis derselben) beschränkt wurde, so kam dafür namentlich in Betracht, daß unsere Vorstellungen von dem wirklichen Lauteindruck jener beiden Sprachen keineswegs sicher genug sind, um von ihnen wie von den mit uns lebenden reden zu können; unsere Art z. B., das Griechische auszusprechen, ist von deutschen Sprachgewohnheiten in ganz willkürlicher Weise beeinflußt, und was man im einzelnen für wirklich wahr hält, müßte man erst verteidigen und verfechten; wer aber glaubt, man sei über die Natur jener Laute vollkommen orientiert, der kennt nicht die thatsächliche Mannigfaltigkeit der existierenden und der möglichen Laute oder Lautnüancen.

Wie übrigens, wenn ein guter ästhetischer Genius waltet, auch im Zerfall des Schönen die Schönheit immer wieder aufleben, ja steigen kann, zeigt das Hervorgehen des Italienischen aus dem Lateinischen. Wenn aus plenum pieno, aus caritatem carità, aus diurnum giorno, aus fuissem fossi u. s. w. wurde, so ist dabei ja eigentlich Nichts als die Nachlässigkeit des Mundes Ursache der Veränderung, aber auch in ihrer Nachlässigkeit halten die Sprachorgane den Wohlklang fest, ja sie erhöhen ihn vielfach durch Abstoßen der klanglosen Elemente.

* * *

Bisjetzt sollte nur vom Lautgehalt der Sprachen an sich, so wie sie nun einmal sind, die Rede sein. Aber die Sprachen sind ja nicht schlechthin vorhanden, sie werden gewissermaßen stets neu geboren; sie sind, indem sie gesprochen werden. Und — je nachdem sie gesprochen werden! Und beim Hören der gesprochenen, der in ihrem natürlich-lebendigen Flusse gesprochenen Sprache verändert sich das der Phantasie vorschwebende Bild derselben oft sehr erheblich. Vernimmt man etwa an einem der Sammelpunkte europäischer Kulturmenschen aus mäßiger Entfernung die mannigfachen Sprachen, von den Nationalen in ihrem eigenen Lebenskreise gesprochen, wo bleiben da jene tiefgehenden Unterschiede, jene scheinbaren Gegensätze von lauter weichem Wohllaut einerseits oder herben Mißlauten andrerseits? Da dauert es wohl einige Minuten, bis das Ohr auch dessen, dem die Sprachen bekannt sind, sich zurechtfindet, und das geschieht vielmehr an bestimmten, aufgefaßten Wörtern, als an dem allgemeinen Klange. Da werden wohl bei allen Sprachen von den verhältnis-

mäßig klanglosen Partieen die klangvollen überwogen. Da wechseln nicht in ununterbrochenem Wohllaut die klaren a und o und i des Italienischen, ebenso wie das Russische oder Polnische gar nicht so von Zischlauten strotzt, und so ähnlich sonst. Es handelt sich eben darum, mit welcher Energie die in der Sprache vorhandenen Laute beim Sprechen wirklich hervorgebracht werden, und diese Energie ist, da das Sprechen allerwärts eine recht alltägliche Beschäftigung der Menschen bildet und man das Alltäglichste und Gewöhnlichste nicht mit besonderer Energie zu treiben pflegt, im ganzen eine sehr herabgesetzte; weitaus die meisten Laute liegen dabei in einer Art von Halbschatten, viele werden mehr angedeutet als ausgesprochen; das Ohr des mit der Sprache vertrauten, seinerseits in ihr lebenden Hörers hört vieles, was gar nicht mit ausgesprochen worden ist; unbewußt spielt die Kombination dabei eine große Rolle. Aber auch bei der sorgfältigeren Wiedergabe der Worte enthält manches eine weit mattere, unreinere Färbung als — nun als es „im Buche steht" oder zu stehen scheint. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: das häufige o des Wortausgangs im Italienischen ist in der gesprochenen Sprache mehr ein unbestimmter Vokallaut als ein voll austönendes o, es ist mitunter gar nicht so weit verschieden von dem als e geschriebenen Auslaut so vieler deutschen Wörter, und in andern romanischen Sprachen ist das nicht anders.

Nun wäre aber doch wieder möglich, daß in dem Maße der Bequemlichkeit und Flüchtigkeit beim Sprechen zwischen den verschiedenen Völkern ein großer Unterschied bestände, daß also jenes Herabsetzen des echten Klanges in einem Lande viel weiter ginge als in andern, und dadurch eben die eine Sprache in Wirklichkeit so viel reizloser würde als die andere. Und dies ist nicht bloß möglich, sondern es ist ohne Zweifel wirklich so. Noch eine andere Verschiedenheit könnte sehr ins Gewicht fallen, die der Stimmen, der durchschnittlichen Beschaffenheit der menschlichen Stimme in den verschiedenen Ländern. Ja, um bei diesem letzteren Punkte zunächst zu verweilen, es sei nur sogleich gesagt: die Verschiedenheit der Stimme ist im Grunde weit bedeutender und für den Wohlklang der Sprache ausschlaggebender als der Lautbestand an sich. Die melodischste aller Sprachen ist minder schön als die an sich weit klanglosere, wenn jene mit unerfreulicher Stimme geredet wird und diese mit wohltönender. Und im Ganzen

sind ja wohl im Konzert der menschlichen Stimmen Amseln und Nachtigallen seltener als Krähen oder auch als Sperlinge und ihres Gleichen. Der klangarmen Stimmen sind mehr als der sonoren, der harten mehr als der melodischen, um von den heiseren, den schnarrenden, den hohlen, fetten, keuchenden, quäkenden, näselnden und fistelnden zu schweigen.

Aber wie alles Individuelle doch auch in größeren Gruppen wiederkehrt, oder wie die natürlichen Gruppen eine Art von Individualität besitzen, so wäre nun die Frage, wie es sich mit der Stimmbeschaffenheit der Völker oder der Stämme und Landschaften verhält, ob nicht auch diesen je eine eigenartige Stimmbegabung zugeteilt sei, und ob das Schöne den einen und das Häßliche den andern geworden sei. Warum sollte nicht, wie der übrige Körperbau, so der Bau des Kehlkopfs, nebst der Mundhöhle und ihrem Zubehör, so charakteristisch verschieden sein, daß jedesmal eine eigenartige Durchschnittsstimme herauskäme? Gewisse Thatsachen gelten in dieser Beziehung als ausgemacht; z. B. rauhere Sprache im Gebirgsland, sanftere in der Ebene. Man denkt dabei wohl an die Gurgellaute der Schweizer und der ihnen benachbarten Oberdeutschen. Aber diese (den dortigen Stämmen eigenen, doch auch in ganz anderen Gegenden vorkommenden) Laute sind nicht die Stimme. Hinsichtlich dieser wird man mit mehr Wahrheit wohl nur sagen können: kräftigere Stimmen im Gebirgsland, wie dort kräftigere und allseitigere Körperbewegungen die Landesbeschaffenheit selbst mit sich bringt, und schwächere in der Ebene. Oder noch allgemeiner und richtiger: stärkere Stimme bei den Völkern von größerer Lebhaftigkeit, und schwächere bei den ruhigeren. In der That, wen hat es nicht oft bei Westfalen oder Pommern oder auch Engländern überrascht, wenn aus dem Munde eines Hünen eine ganz dünne, dürftige Stimme ertönte! Doch uns geht ja hier nur die Frage nach dem Wohlklang der Stimme an, und der scheint da am selbstverständlichsten vertreten zu sein, wo man am meisten und besten singt. Daß hierin die Friesen von den Tyrolern um etliches übertroffen werden, ist ziemlich anerkannt. Aber die schöne Sprechstimme und die gute Singstimme decken sich doch keineswegs, wie durch manche Beispiele, auch von bestimmten Landschaften, nachgewiesen werden könnte. Das sei nun hier nicht weiter verfolgt. Könnten wir nur die Frage beantworten: haben vielleicht die romanischen Völker, oder

beſtimmte unter ihnen, haben vielleicht wiederum die Italiener, die Inhaber dieſer melodiſchen Sprache und der melodieenreichen Muſik, auch den Vorzug der klangvollen Stimmen gegenüber den andern, gegenüber den Germanen, den Deutſchen, den Engländern? Meiner freilich nur beſchränkten Beobachtung nach ſind ſonore Stimmen in der That in Italien wie in Frankreich recht häufig, aber auch harte nichts weniger als ſelten. Und insbeſondere ſcheint in der Frauenwelt die harte, etwas männiſche Stimme ungefähr ſo häufig wie das kleine Bärtchen auf der Oberlippe. Ich hörte einmal die Stimmen oberitalieniſcher Frauen mit derjenigen von Pfauen vergleichen, und fand das, wenn ſie einen Ruf über die Straße ſandten, ganz zutreffend.

Nun liegt es aber keineswegs einfach an der natürlichen Körpergeſtaltung, wie die Stimme zum Vorſchein kommt, ſondern mitbeſtimmend iſt in hohem Maße die Gewöhnung, der Gebrauch, den man von ſeiner Stimme oder ſeinen Stimmmitteln zu machen pflegt. (Denn nicht bloß für den Geſang oder gar nur für den Kunſtſänger giebt es den Unterſchied von natürlichen Stimmmitteln und erzielter Stimmleiſtung.) Wie man im allgemeinen beim Atmen keineswegs die ganze Lunge mit Luft erfüllt, ſondern ſich mit einem teilweiſen Aufblaſen derſelben begnügt, wie man für gewöhnlich nicht voll aufgerichtet einhergeht, nicht regelmäßig die Kniee „durchdrückt“, ſo giebt man für gewöhnlich auch ſeiner Stimme nicht den Klang, der ihr eigentlich zu Gebote ſteht. Nur ſolche, für die viel öffentliches Reden Berufsaufgabe iſt, pflegen auch anderswo ihre Stimme voll auszugeben: die Andern erfahren meiſt erſt, wenn ſie einmal im Liebhabertheater mitſpielen oder einen Prolog ſprechen ſollen, oder wenn ſie ſonſt irgendwie in die Lage kommen, gehofmeiſtert oder gedrillt zu werden, daß ſie eine vollere Sprechſtimme beſitzen, als ſie anzuwenden pflegten. Voller: das heißt aber nicht einfach: kräftiger (denn das weiß jeder), ſondern klangvoller. Sprächen wir allgemein und regelmäßig die Mutterſprache mit dem ganzen uns zu Gebote ſtehenden Stimmklang, ſo wäre dieſe Mutterſprache, glaube ich, in aller Welt als ſchöne Sprache anerkannt. Aber eine ſolche Forderung kann ja keine praktiſche Bedeutung gewinnen. Es wäre ſchon genug, wenn man ſich von der Nachahmung häßlicher Mode- und Standesthorheit frei halten wollte und nicht das Näſeln oder Schnarren oder Quäken oder Liſpeln oder auch Schreien oder andere Karikatur mitmachen, bloß weil es

unterscheidet! Daß in Deutschland das Schreien, wenigstens in gewissen höheren Kreisen, als durchaus nicht plebejisch gilt, erweckt immer das große Befremden von Ausländern, für welche die Anwendung beschränkter Stimmstärke zu den vorgeschriebenen Rücksichten auf die übrigen Anwesenden und damit zum guten Ton gehört. Daß das Schreien auf den Elementarstufen und in unteren Klassen unserer Schulen vielfach von den Lehrern ausdrücklich gefordert und gepflegt wird statt des deutlichen und volltönenden Sprechens, ist eine der pedantischen Versündigungen, denen man schroff entgegentreten sollte; denn obwohl scheinbar nur eine äußere Sache, ist es doch einer innerlichen Bildung feindlich.

Nicht mit der Stimm*stärke*, die mit roher Aussprache ganz vereinbar ist, aber mit dem Vollklang der Stimme hängt nahe zusammen die Deutlichkeit, Reinheit und Bestimmtheit der *Artikulation*, d. h. der Hervorbringung der einzelnen Laute. Daß die gewöhnliche Rede in dieser Beziehung ebensowohl sich mit halber Leistung begnügt wie hinsichtlich der Stimmausgabe, daß man namentlich im Gespräch nicht entfernt die Laute alle wirklich spricht, die man zu sprechen glaubt, die das Wort wirklich bilden (natürlich ist hier ausdrücklich von Lauten die Rede, nicht von Buchstaben, die sich mit jenen ja ganz und gar nicht decken): das wissen die Meisten nicht und bedürfen eines sehr kräftigen Zwanges, wenn sie einmal das Vollständige leisten sollen. Es würde ja nun ganz unberechtigt sein, von der gewöhnlichen Rede plötzlich die Sorgfalt, die Energie der Lautbildung zu fordern, deren die gehobene Rede bedarf; wie es hinsichtlich der Wortwahl und der Redewendungen über einander verschiedene Schichten giebt, von denen jede einzelne, so wie sie ist, Berechtigung hat, feierliche Rede, gewählte, gewöhnliche, vertrauliche, und all das wieder mit Abstufungen und Spielarten, so — oder doch einigermaßen so — wird und darf es natürlich auch mit der lautlichen Seite der Rede bleiben. Die entgegengesetzte Forderung würde die eines Pedanten sein, und wer sie peinlich erfüllte, würde in den meisten Fällen als Pedant unter den Übrigen dastehen und empfunden werden, obwohl es immerhin eine Anzahl Menschen giebt (höhere Schauspieler, Prediger u. a.), die es vermögen, bei aller Sauberkeit und Vollständigkeit der Aussprache die natürliche Leichtigkeit zu bewahren, oder vielmehr sie dennoch wiederzugewinnen, und obwohl es so schlecht, wie es steht, unter uns nicht zu stehen brauchte.

Die Gebildeten nehmen nämlich zu dieser Aufgabe sorgfältigen Aussprechens ihrer Nationalsprache in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene Stellung ein.*) Die heutige englische Aussprache ist ja unverkennbar entstanden durch den Sieg der Lässigkeit über das, was einstmals das Korrekte war; aber wie sie nun einmal entstanden ist, wird auf sorgfältige Innehaltung ihrer einzelnen Normen in den besseren Gesellschaftskreisen großer Wert gelegt; gewisse Abweichungen, die uns gar nicht erheblich erscheinen können, gelten nicht bloß sofort als low oder vulgar, sondern erniedrigen geradezu die Persönlichkeit in der Schätzung der gebildeten Welt. Daß in Frankreich eine sorgfältige, schöne Aussprache zu den selbstverständlichen Zielen für jeden Gebildeten gehört, und daß man dabei sehr feine Unterschiede macht, ist bekannt; dort bildet eine sorgsame Pflege der Nationalsprache geradezu einen Teil des nationalen Sinnes, und wer die Franzosen darum tadeln wollte, der würde auf einem recht philiströsen Standpunkt stehen. Aber über gewisse philiströse Gesichtspunkte haben wir in Deutschland noch immer nicht entscheidend gesiegt, nur wissen wir oft nicht, wo wir Idealisten sind und wo bloß Philister.

Denn in weitaus den meisten Gegenden und Schichten kennt man bei uns von einer solchen persönlichen Erziehungsaufgabe nichts und will nichts von ihr wissen. Was man entgegensetzt, ist einmal eine Art von Doktrin, und dann die Gewöhnung. Jene besagt, daß jede Art von lautlicher Handhabung der Sprache, sofern sie Stammeseigentümlichkeit sei, damit ihr Recht, ja ihren sehr schätzbaren Wert habe. Und die Gewöhnung — sagt ihrerseits gar nichts, und will sich vor allem nichts sagen lassen. Doch nein, sie öffnet zuweilen den Mund und behauptet dann, jener Andere, der auf seine Rede etwas hält, spreche „affektiert". Nun giebt es ja ganz gewiß auch diese Untugend in unserer an Untugenden so reichen Welt; natürlich kann

*) Daß auch innerhalb desselben Landes regelmäßige und mannigfache Unterschiede bestehen, nicht etwa bloß landschaftlich, sondern auch in anderm Sinne, sei nur im Vorübergehen bemerkt. Durchweg artikulieren Frauen besser als Männer, Kinder in einem gewissen Alter besser als Erwachsene, Städter besser als Landbewohner, Soldaten besser als Zivilisten, bei uns Norddeutsche besser als Süddeutsche. Oder genauer genommen: man spricht im Osten und Norden Deutschlands die Konsonanten deutlicher aus, und im Westen und Süden die Vokale. Man höre doch in einem Restaurant nach einander einen Gast aus Gumbinnen und einen aus Mannheim ein „Wiener Schnitzel" bestellen!

man auch geziert, geſpreizt, gekünſtelt reden, und das iſt dann nicht ſchön, wenigſtens würde die etwaige lautliche Schönheit durch die unſchöne moraliſche Färbung übertüncht. Zu leugnen iſt nur, daß, wer die läſſige, rohe, lodderige, verwaſchende und verſchiebende Ausſprache ſeiner Umgebung für ſich zu überwinden trachtet, darum affektiert heißen dürfe, daß er damit ſeine heimatliche Echtheit preisgebe, eine Art von Fälſchung ſeiner Perſon vornehme — denn das iſt in der That das Gefühl, mit welchem man wenigſtens in gewiſſen Landſchaften ſolche Abweichungen anſieht.

Wir ſtänden damit bei der Frage der äſthetiſchen Berechtigung der Mundarten. Doch zuvor iſt noch ein Punkt nachzutragen, der neben der Stimmleiſtung und der Lautbildung oder Artikulation für den äſthetiſchen Eindruck der mündlichen Rede in Betracht kommt; das iſt die Modulation der Rede. Eigentlich wäre auch noch vom Zuſammenhang und Fluß derſelben zu handeln, doch bedarf es kaum näheren Verweilens dabei; daß ſtockende, unterbrochene, durch bloßes Stimmgeräuſch zuſammengehaltene Rede, daß Rede in Brocken und Fetzen nichts Schönes ſei, verſteht ſich, und daß man ſich in dieſer Hinſicht nicht überall viel zumute, iſt ebenfalls unleugbar. Wenn andrerſeits freilich auch ein allzu ſtetig ſtrömender Redefluß abſtoßend wirken kann, ſo hat das mehr innerliche Gründe; gewiß iſt es angenehmer, dem ſeine Worte erſt Zuſammenſuchenden zuzuhören, der dann etwas Gutes und Eigenes zu ſagen findet, als dem ſie Ausſtrömenden, wenn es nur gemeines Waſſer iſt, was einherflutet. Aber kommen wir zur Modulation ſelbſt.

Sie iſt nicht gleichbedeutend mit der Accentuation, mit der Gewichtsunterſcheidung, ſie fällt auch nicht zuſammen mit dem Auf- und Abſteigen der Stimme; ſie ſchließt beides ein; aber es verbindet ſich damit noch ein Drittes, mehr Seeliſches und Beſeelendes, nämlich der wechſelnde Stimmklang. Ob der Einzelne in dieſer Hinſicht über Schätze verfügt oder nur über die kärglichſten Mittel, das iſt Gunſt oder Ungunſt der Natur. Daß in einer reichen Modulation ſich der Reichtum und die Beweglichkeit des inneren Gefühlslebens ſpiegeln, das iſt ja wohl das Normale, das Erwartete, das eigentlich Schöne bei dem Schönen. Doch trügt der ſchöne Klang — ebenſo wie das Fehlen desſelben — nicht ſelten. Jener iſt oft mehr angewöhnt als natürlich entſproſſen, und das iſt dann die Affektiertheit, der man

wirklich zürnen darf; sie ist eine Art von Luxusheuchelei, gegen die sonstiger Luxus ganz harmlos ist. Aber wie stehen, um bei den Individuen nicht weiter zu verweilen, in diesem Punkte der Modulation die verschiedenen Nationalsprachen zu einander oder innerhalb derselben die verschiedenen Gruppen und Schichten?

Von vornherein wird es bei uns feststehen: sofern sich's darum handelt, das Seelenleben in der Färbung der Rede, in Stimmführung und Stimmklang zum Ausdruck zu bringen, sind alle Sprachen der Welt oder doch alle Kultursprachen gleich ausdrucksfähig; diese Fähigkeit ist bei jeder unbegrenzt, wenn auch die Art und Weise im einzelnen verschieden ist und das Ohr damit vertraut sein muß. Wie wir z. B. das einzige Wörtchen, die einzige Silbe „ja" in schier unzählig verschiedenen Tonfärbungen sprechen, so daß es schlichte Zustimmung, oder volle, freudige, jubelnde, oder zögernde, halbe, widerwillige, oder Andeutung von Bedenken, Zweifel oder Trotz, oder strengen Befehl und so weiter mit darstellen kann, und wie so überhaupt die Worte an sich gewissermaßen noch gar keine Sprache sind oder nur eine ganz elementare, stümperhafte gegenüber den lebendig gesprochenen Worten: so ist dies eben überall, es gilt für alle Sprachen. Diese Art der Modulation gehört der menschlichen Seele als solcher zu. Aber im ganzen ist bei der Sprach-Modulation doch zu unterscheiden zwischen einem Persönlichen und einem Festen. Und mit dem letzteren unterscheiden sich die Nationalsprachen, und innerhalb derselben die Mundarten. Man vergleiche, um bei dem Ersteren nur einen Augenblick stehen zu bleiben, die Satzmelodie der Fragen: Comment ça va-t-il? How are you? Wie geht's Ihnen? Daß übrigens die allgemeine und regelmäßige Modulation bei uns Deutschen und bei den Engländern mehr durch Gewichtsunterscheidung als durch chromatische beherrscht wird, wurde schon oben erwähnt. Insbesondere dem Französischen gegenüber wird uns dieser Unterschied fühlbar. Denn dort schwebt der Ton gleichmäßig über eine (vielleicht ganz lange) Reihe von Silben hin, und die schließliche Hebung und Senkung ist eine mehr musikalische; auch die logische Hervorhebung des Einzelnen erfolgt mit Maß und Zurückhaltung. Zu Zeiten, wo man mit der sittlichen Klassifizierung der Völker rasch fertig war, hatte man nicht übel Lust, in jener wälschen Art den Spiegel der äußeren Glätte und inneren Hohlheit und in den wuchtigen Hebungen der germanischen Wort-

gruppen eine größere Unmittelbarkeit, Gefühlsstärke, moralische Bestimmtheit oder was sonst zu gewahren. Wir wollen uns auf solche selbstgefällige Analyse natürlicher Eigentümlichkeiten nicht einlassen; gefallen mag uns unsere Art besser als die fremde, und jenen die ihrige; hier wird eine ästhetische Abschätzung am besten nicht versucht. Übrigens bringt auch bei uns die gehobene, die mehr feierliche Sprache eine größere Gleichmäßigkeit oder wenigstens einen ruhigeren Wechsel der Tonhöhe mit sich; gerade in der gewöhnlichsten Sprache ist das Hin- und Herfahren am stärksten.

Groß ist in diesem Punkte aber namentlich der Unterschied zwischen den Gebildeten und dem Volke. Die Gebundenheit des letzteren, die Unfreiheit und Abhängigkeit seiner einzelnen Mitglieder gegenüber den fest Gemeinsamen prägt sich, wie in so vielem andern, auch hier deutlich aus. Wie die Rede schon nach Seiten der Wortwahl sich von fest gegebenen Formeln kaum je entfernt, so ist auch die Satzmelodie eine feststehende, in gleichem Falle stets wiederkehrende, starre. Sie ist in besonderen Gegenden besonders starr und einförmig, in anderen freier und mannigfaltiger, in natürlichem Zusammenhang mit dem Maße von innerer Beweglichkeit bei den einzelnen Stämmen. Auch tönt ein ungleicher Grundcharakter hindurch; in einer bestimmten Landschaft am Niederrhein klingt alles fast wie Weinen, auch das Harmloseste oder Fröhlichste wird in dieser Art gesprochen; anderswo ist behagliches Schweben, oder auch energische Lebendigkeit der Modulation zu Hause. Die Eigenart der einzelnen Gegenden ist so bestimmt, daß, wer sachkundig genug ist, auf eine gewisse Entfernung oder durch eine verschlossene Thür hindurch, ohne die Worte zu verstehen, an der Satzmodulation die Herkunft der Redenden zu erkennen vermag. Natürlich sind die Einzelnen sich derselben gar nicht bewußt; ihnen fällt nur etwa auf, was von dem ihnen vertrauten Tonfall stark abweicht, und der Vorwurf des Singens, den man nach und nach auf alle möglichen Landschaften angewandt findet, beruht großenteils einfach auf diesem Innewerden einer Satzmelodie überhaupt, obwohl deshalb nicht geleugnet werden soll, daß manche der landschaftlichen Modulationen mehr einen singenden Charakter haben als andere.*) Bemerkenswert scheint noch, wie in den Grenzländern

*) In Betracht kommt bei dieser Vergleichung übrigens auch ein rhythmisches Element der Rede. Wie z. B. das Italienische auch innerhalb der einzelnen

deutscher Zunge die festen Melodieen über die Landesgrenzen hinüberspielen, so daß z. B. gegen die holländische Grenze hin vom Volk ebenso moduliert wird wie von den benachbarten Holländern selbst, und ähnlich bei den Schleswigern und Dänen, und auch wohl den Polen und ihren deutschen Nachbarn. Daß im ganzen im Osten und Norden mindere Biegsamkeit und Weichheit der Sprachmodulation beim Volke herrscht als im Westen und besonders im Süden der deutschen Lande, dies Eine wenigstens mag im Vorübergehn gesagt sein. Von allen deutschredenden Landschaften scheinen mir die oberdeutsch-österreichischen Gebirgsgegenden am meisten Reichtum und Lebendigkeit der Modulation zu besitzen. Man hört da im Volksmunde oft Töne von einer Innigkeit, Eindringlichkeit und Fülle, daß sogleich das ganze Herz darin zu liegen scheint. Und bildet das nicht auch einen großen Reiz der Kindersprache in allen Ländern (die ja durch alles Stocken und Suchen und Verfehlen an Reiz nichts verliert), nämlich das Hindurchklingen der vollen Herzensbeteiligung in der Modulation, im Stimmklang?

Kommen wir jedoch nun ausdrücklich zu der schon mehrfach gestreiften Frage nach dem Werte der Mundarten, natürlich unter dem Gesichtspunkte unseres Themas. Sofern man den Namen Mundart für die ursprünglich selbständige Sprache der einzelnen Stämme des Gesamtvolkes gebraucht, also in Deutschland für die alte Stammessprache der Baiern, Sachsen u. s. w., in Frankreich für die der Pikarden, Normannen, Burgunder u. s. w., und auch sofern man die weitere Entwicklung dieser Stammessprachen zu den heutigen Volksdialekten meint, sollen sie uns hier nicht beschäftigen. Aber man gebraucht ja das Wort auch, und zwar ganz treu seinem Wortlaute, für die Art und Weise, wie die allmählich zu Stande gekommene ge-

---

Worte bald mehr eilt und dann wieder mehr zögert, als wir es gewohnt sind, namentlich bei dem accenttragenden Vokal zögert (man höre nur die Aussprache eines einfachen Ortsnamens wie Barletta = Barle..ta): so findet sich Ähnliches auch in deutschen Mundarten. Ganz in denselben Lauten wird der Ausruf: „das is was janz anderes“ in Berlin und Köln gethan; aber es klingt sehr verschieden, namentlich weil der Kölner nach dem betonten a in janz und anderes auf dem folgenden n dreimal so lange verweilt als der Berliner. Und in diesem Verweilen oder Forteilen, wie in dem Schweben oder Sinken oder Steigen der Stimme oder aber der jähen Folge unmodulierter Wortreihen fühlt man denn nicht mit Unrecht ein gutes Stück der inneren Verschiedenheit der Volksstämme.

meinsame Nationalsprache (bei uns meist Schriftsprache genannt oder Hochdeutsch) im Munde der Bewohner verschiedener Landschaften sich ausnimmt. Daß die mundartlich gesprochenen Worte an sich unschöner seien als die Hochsprache, kann man nicht etwa ohne weiteres behaupten. Wenn man in manchen Gegenden Girtel ausspricht statt Gürtel und in anderen wiederum mundartlich Kürsche statt Kirsche, so kann unmöglich das Eine oder das Andere für das Schönere erklärt werden. Und ebenso wird ein unparteiischer Ausländer, etwa aus China oder Patagonien, schwerlich i bin oder auch ik bin für häßlicher erklären als ich bin, dûn für häßlicher als thun und so fort. Aber wenn man nun die einzelnen Mundarten auf ihren gesamten Lautgehalt hin prüft und mit dem der sogenannten Schriftsprache vergleicht, so findet sich doch ein bedeutungsvoller Unterschied: die Mundarten, durchweg mit größerer Lässigkeit gesprochen, weisen demgemäß eine weit geringere Unterscheidung der Laute auf, einen weit engeren Bestand, eine weit beschränktere Bewegung, viel mehr verschwommene und getrübte Laute. Das, was der Sprache Vornehmheit giebt, nämlich gerade die genaue Innehaltung der festen Linien, die Bestimmtheit der Lautbildung, der Wechsel zwischen fest Gesondertem, die Sauberkeit und Reinheit, und dazu der reichere Bestand, das *scheidet* eben doch — die Sache im ganzen angesehen — thatsächlich die Hochsprache von den Mundarten, und da können wir statt Vornehmheit doch wohl auch Schönheit sagen, denn jene Dinge sind zugleich Bedingung des Schönen. Wenn der Mitteldeutsche für p und b, für t und d, zum Teil auch für k und g nur einen unbestimmt lässigen Laut hervorbringt, wenn ö und e zusammenfallen, oder auch e und ä (wenn in Sachsen Lehm, Leim, Leben und Löwen zu demselben Worte Lä'm zusammenfallen), wenn im Südwesten s und z (das stimmhafte s) nicht geschieden werden, ü und i ebensowenig, oder im Norden ü und ö, u und o in geschlossener Silbe wenigstens fast zusammenfallen, wenn der Braunschweiger seine Sprachorgane zu einem reinen a nicht stellen mag, sondern statt dessen einen Laut zwischen ä und ö hervorbringt, wenn in ganz umfassenden Landschaften von Mittel-, Nord- und Süddeutschland das sogenannte a ein halbes oder ganzes o ist, dann sind damit eben jene Mängel verwirklicht. Das Dasein und den Gebrauch mundartlicher Sprache darum überhaupt anfechten zu wollen, wäre ungerechtfertigt und natürlich auch aus-

sichtslos. Aber was uns Deutschen zu wünschen wäre und worin wir entschieden hinter andern großen Nationen zurückstehen, ist, daß man neben der Mundart sich selbst oder die Jugend dazu bringe, die über den Mundarten stehende sorgfältige Gemeinsprache doch auch sprechen zu können, die Verse unserer Dichter, deren Wohlklang doch erst verwirklicht wird, wenn der Klang des Einzelnen zu seinem vollen und eigenartigen Leben kommt, nicht in die graue, platte Unterscheidungslosigkeit herabzuziehen, und da, wo sorgfältige Rede ertönen soll, die Sorgfalt nicht bloß den Konstruktionen und etwa der Wortwahl zuzuwenden, sondern auch dem Lautklang. Das ist ist bisjetzt auf deutschen Rednerbühnen, weltlichen oder geistlichen, oder beim Vorlesen edler Schriftwerke, auch an den Stätten, wo vorbildliche Rede selbstverständlich sein sollte, wie in Schulen, keineswegs Regel, sondern nur Ausnahme, und auch der deutsche Sprachverein scheint es noch nicht zu seinen Zielen zu rechnen. Mag die Mundart immerhin für den Kenner noch im Tonfall oder der Färbung etlicher Einzellaute mit hindurchklingen: als der Mühe wert sollte es doch gelten, daß man der Nationalsprache ihre Ehre erweise, wie es in andern Ländern auch geschieht. Vielleicht gehört es weniger hierher zu betonen, daß von der Verwirklichung guter Aussprache auf den Hörer der Eindruck von vollzogener Selbsterziehung ausgeht, und daß man bei denen, die — äußerlich vielleicht mit allen Zeichen finanzieller Vornehmheit einhergehend — beim Öffnen des Mundes ihre vollständige Abhängigkeit von der Straßensprache ihrer Heimat zeigen, auch nach der geistigen Seite ein gewisses Aufgehn in der Masse zu empfinden glaubt. Dieses Gefühl kann im einzelnen Falle ja täuschen, im ganzen ist es gleichwohl nicht unberechtigt.

Es kam soeben auf Vorlesung oder Vortrag von Dichtungen die Rede. Dergleichen spielt zur Zeit unter uns keine große Rolle. Fast nur virtuosenmäßig oder bei Festgelegenheiten kommt namentlich der letztere zur Verwirklichung. Was den Familien und sonstigen engeren Kreisen durch regelmäßige Pflege guten Lesens an edlem Genuß und bildender Einwirkung zu teil werden könnte, wird selten gewußt, geschätzt und gesucht. Die Hast und Fahrigkeit unseres Lebens schließt so stille und stetige Freude fast gänzlich aus. Und dann: die blendendere Schwester hat die Kunst des bloßen Sprechvortrags an die Wand gedrängt oder hinaus in Aschenbrödels Küche: die Musik

nämlich. Einst standen sie einander nahe in Wesen und Wertschätzung, aber immer größer ist der Unterschied geworden im Wesen und in der Schätzung. Ob im Werte selbst? Sicher wäre, wenn man mehr sich gewöhnte und bestrebte, auch seiner Sprache mit ihrer stilleren Klangschönheit sich zu freuen, sie zu pflegen, sie immer neu lebendig werden zu lassen, sicher wäre das nicht übel, es wäre eine Ergänzung, die nicht bloß die Bedeutung eines Surrogats hätte; man könnte auch da Reize entdecken und Wirkungen erfahren, wie man sie jetzt wenig zu ahnen scheint. Viktor Hugo ward verstimmt, wenn man seine Verse in Musik setzen wollte, und meinte, sie hätten doch wohl an sich Wohlklang genug. Das war von ihm eine Einseitigkeit; er war unmusikalisch und bekanntlich auch eitel. Aber in der That — was wird nicht alles in Musik gesetzt! Manchmal hat man wirklich den Eindruck, als ob der Tonsetzer umherginge wie ein gewisser Jemand und suche, wen er verschlinge! Nicht alles wird durch musikalische Komposition erst in vollem Maße beseelt, etliches wird dadurch auch um sein eigentliches, zartes Leben gebracht. Nicht jede Zeichnung ist berufen, in Öl ausgemalt zu werden. Man kann das sagen und der Musik alle Ehre lassen und viel Herzensneigung bewahren.

Übrigens *kann* freilich auch schon der laute Vortrag auf zarte Dichtung eher eine entseelende als beseelende Wirkung thun. Das Allerzarteste wird vielleicht wirklich — so sehr man über das Vorwiegen taubstummen Lesens unter uns klagen mag — doch am reinsten in stillem, sinnendem Lesen nachempfunden. Daß der mündliche Vortrag überhaupt nicht etwa, um gut zu sein, die starken Effekte oder die oft eigensinnige Betonung zum Vorbild nehme, wie sie auf der Bühne im großen und ganzen immerhin heimisch sind, mag hinzugefügt werden, wie auch die *Bühnenaussprache*, so achtungswert sie im ganzen in ihrer Sorgfalt dasteht und so gewiß nur sie eine allgemeingültige gute deutsche Aussprache darstellt, doch in Einzelheiten, z. B. der starken Ausarbeitung des vibrierenden Zungen-*r*, nicht Vorbild für die außertheatralische Rede zu sein braucht.

Daß keine deutsche *Landschaft* das Vorbild für die übrigen sein kann, wurde wohl schon im obigen angedeutet. Aber vielleicht erhebt sich doch immer wieder die Frage, wo denn *verhältnismäßig* das schönste Deutsch gesprochen werde. Wenn man darunter

versteht, an welchem Orte die Gesamtheit der bürgerlichen Bevölkerung in ihrer Rede der sogenannten Schriftsprache, d. h. der vollständigen und bestimmten Aussprache des Einzelnen, am nächsten kommt, so mag das für gewisse norddeutsche Gegenden gelten, vielleicht auch gerade für die, für welche es in Anspruch genommen zu werden pflegt. Dächte man statt dessen daran, wo Deutsch mit dem schönsten Stimmklang gesprochen wird, so müßten meines Erachtens gewisse süddeutsche Gegenden in Betracht kommen. Gern nimmt auch Berlin den Vorzug des besten Deutsch in Anspruch, und insofern gar nicht mit Unrecht, als sich dort große Deutlichkeit mit lebendigstem Flusse wirklich verbindet und beides auch bis in die einfachsten Volkskreise hinabgeht. Dagegen schadet der Berliner Aussprache eine gewisse Schärfe der Stimmen und eine Härte der Modulation, und zwar namentlich auch bei den Frauen; ein Wort wie „Nein" mag in der Lautgestalt von „Naiiin" dem nicht abgehärteten Ohre weh thun; es paßt zu grauen, blitzenden Augen und strammem Geradausschreiten. Will man aber wissen, wo aus der Rede der Gebildeten die Mundart am wenigsten herausklingt, so würde am richtigsten geantwortet: bei den Deutschen im Auslande, wenn sie eine längere Zeit dort gelebt haben oder womöglich dort aufgewachsen sind, und nächst ihnen bei denjenigen unter gemischter Bevölkerung, z. B. in den höheren deutschen Kreisen slavischer Landesteile.

* * *

Wir waren mit unsern Betrachtungen im Bereich derjenigen Sprachschönheit angelangt, die in den sprachlichen *Kunstgebilden* verwirklicht ist. Aber bei diesem Gebiete, das natürlich bei weitem das bedeutungsvollste, reichste, würdigste ist, wenn man von Sprachschönheit redet, und an das bei diesem Namen vielleicht die Meisten zu allernächst gedacht haben mögen, wollen wir nur noch kurz verweilen, nicht bloß, um zu Ende zu kommen, sondern auch aus inneren Gründen. Denn hier bleibt dem unkontrollierbaren Gefühl wohl noch mehr vorbehalten, als auf den schon berührten Gebieten, und andrerseits hat doch der Verstand von jeher sich gerade hier gerne — zum Teil zu gerne — ergangen.

Übrigens thun wir wohl recht, als „sprachliche Kunstgebilde" nicht etwa bloß große Dichtungen in Betracht zu ziehen, oder überhaupt

bloß Dichtung, etwa mit Einschluß der Kunstreden und sonstiger vornehmer Sprachkunstleistungen, sondern jede Art gehobener Rede, das Wort in weitem Sinne genommen.

Aber ist nun die Schönheit, die wir etwa einem Ausspruch, einer Ansprache, vielleicht einer gerichtlichen Schutzrede u. s. w. nachrühmen, nicht einfach eine innere, eine solche, die bloß den Gedanken anhaftet und der Gesinnung? Es *giebt* doch ohne Zweifel auch ein schön Denken und ein schön Fühlen, wie ein schön Handeln. Was hat das mit der Sprache zu thun? Ist der Gedanke, daß der Siege göttlichster das Vergeben sei, nicht an sich schön, ohne Rücksicht auf die sprachliche Einkleidung? Und so die hundert und tausend andern schönen Gedanken, die sich in der „schönen" Litteratur finden und ihr vielleicht die beste Schönheit verleihen? Es ist in Wirklichkeit doch nicht so; an der Harmonie dieser Eindrücke sind die Sinne mit beteiligt, Wortklang und Rhythmus wirken, selbst bei jeder irgend sorgfältigeren Prosarede sind beide mit im Spiele, und manche Eigenschaft der Sprache, die scheinen mag, rein innerlich zu sein, wie Bestimmtheit oder Gedrungenheit des Ausdrucks, ist vom Klang und Rhythmus keineswegs unabhängig. Daß der reiche oder doch reichliche Wortklang, der schöne Wortstrom auch über das Fehlen eigentlicher Gedankenschönheit täuschen kann, weiß jedermann; *Schönrednerei* ist eine weitreichende Kunst in der Welt. (Eine ähnliche Art von Hypnotisierung, oder doch von angenehmer geistiger Einwiegung, wie sie bei den auf der Straße den Ringelreihen tanzenden Kindern mit endlosem Anhören und Wiederholen desselben Verschens stattfindet, kann ja auch auf Erwachsene ausgehen.) Aber eine tiefere Schönheitsempfindung, ein echtes Wohlgefühl wird damit ja nicht geweckt. Um dieses entstehen zu lassen, wirkt Gedanke und Sprachklang zusammen. Wer will das innige Verhältnis der beiden ergründen, wer wollte es etwa in wenig Worten darlegen!

Nur ein kurzer Blick in die Werkstätte desjenigen, der in der Sprache und *durch* die Sprache das Schöne gestaltet. Wenn wir zuerst der Eigenschaften gedacht haben, durch welche die Sprachen an sich Schönheit haben, also gewissermaßen des Wohlklangs der vorhandenen *Instrumente*, und dann der Aufgabe derjenigen, welche die Sprache schön sprechen, also ihr Instrument gut *spielen* wollen, so handelt es sich nun noch um die Thätigkeit dessen, der die Musikstücke *ersinnt*, des Komponisten also, der, aus dem Gesamtschatz der

Töne wählend, Schönes hervorbringen will. Dabei leiten ihn, wie schon angedeutet, die Normen des Rhythmus, seien es die besonderen und festen (beim Gedicht), oder die allgemeinen des rhythmisch Wohlgefälligen oder des rhythmisch Angemessenen. Es leiten ihn ferner (unbewußt oder bewußt) Rücksichten des Klanges. Wie insbesondere die Dichter durch die Wahl der Laute beim Hörer das Wohlgefühl einer besonderen Harmonie zwischen Wortklang und Empfindungsgehalt hervorbringen und damit die Wirkung steigern, ist ihnen im einzelnen oft nachgerechnet worden, z. B. hier das Vorwalten des klagenden o-Lautes in einer Goetheschen Liebesklage (So hab' ich wirklich dich verloren, Bist du, o Schöne mir entfloh'n? Noch klingt in den gewohnten Ohren, Ein jedes Wort, ein jeder Ton!), dort das Spiel der f- und w-Laute bei der Schilderung des berückenden Lebens des Wassers (in Goethes Fischer), anderswo Häufung rauher oder zischender oder schmetternder Konsonantlaute, oder zarte Meidung alles Harten und Rauhen und ein Schweben in linden Lautregionen, und was sonst noch alles! Denn hier dient nun auch, wie überhaupt in der Harmonie des zusammengesetzten Kunstwerks, das an sich Unschöne dem Zweck des Schönen, indem es sich an seiner Stelle passend einordnet. Alle Tasten des gewaltigen Piano-Forte, das man Sprache nennt, sicher in beliebiger Kombination anzuschlagen, alle Register der majestätischen Orgel zu ziehen, um bei stetem Wechsel immer wieder guten Klang hervorzubringen, das ist des im Stoff der Sprache arbeitenden Künstlers — nicht bloß des Dichters — Aufgabe, das ist sein Können.

Ja, sein Instrument ist — und darin besteht ein Teil seiner Kraft — in der That viel gewaltiger und majestätischer, als die Sprache, wie sie dem allgemeinen Munde vertraut ist; ihre Fülle ist viel größer, sie umfaßt Schätze, die in die Ferne entrückt waren, die in Vergessenheit untergetaucht schienen, solches, was in lichteren Höhen schwebt und von dort geholt sein will, oder was sich auf dem weiten Gesamtfelde versteckt und verloren hat, was einst unter die Füße getreten worden, solches, was zu gewichtig ist oder auch was zu still und einfältig, um den Zwecken der Alltagsrede gerecht zu sein.*)

*) Eins indessen schließt sie jedenfalls da nicht ein, wo sie gute, echte, höhere Sprache sein will, nämlich das Eigentum der Fremde. So tief und breit das Fremdwort in unsere deutsche Sprache eingedrungen ist, in der höheren und zumal der feierlichen Sprache hat es kaum je seine Stelle gefunden. Und sicherlich pflegt

Die Alltagsrede wirkt auf die Worte, wie der Handverkehr auf die Münzen; sie werden abgegriffen, sie verlieren ihr scharfes Gepräge und ihren frischen Glanz, sie werden nur nach dem Marktwert gewürdigt, und die Zahl der gültigen ist eine fest begrenzte. Die höhere Rede bietet allerlei edles Metall, in alter und neuer Prägung; zu dem neu ans Licht Gebrachten weiß sie Neues hinzuzumünzen. Doch alle solche Gleichnisse sind viel zu eng, um das so unendlich viel reichere Gebiet abbilden zu können. Die Kunst, das Wort zu wählen, das die Empfindung am reinsten, am vollsten, am lebendigsten auslöst, diese Kunst ist etwas ganz für sich, und mächtiger als die andern Künste.

Ebensowenig aber wie bei den anderen schönen Künsten ist ihr Wesen in bestimmten, leicht aufweisbaren Kunstgriffen beschlossen. Nicht z. B. in dem Vermeiden gewisser Einzelheiten, im Ausbiegen vor dem Gewöhnlichen — obwohl es für das Gefühl einen Stufenunterschied der Ausdrücke giebt, und z. B. „Roß" gegenwärtig dasselbe Geschöpf im Lichte seiner edelsten Eigenschaften vorstellen läßt, welches als „Pferd" im gewöhnlichen und als „Gaul" in geringschätzig derbem Sinne, als „Mähre" in ganz verächtlichem bezeichnet wird, und so in hundert andern Fällen. Solche Gefühlsunterschiede aber sind fließend, wie denn einst „Roß" das gewöhnliche Wort war (in süddeutschen Landschaften ist es das noch), Pferd und Gaul vornehmer, und Mähre einstmals ein durchaus edles. Bemerkenswert ist auch, wie, während das Einzelne dazu beitragen kann, das Ganze zu adeln, so oft auch wiederum das Einzelne durch das Ganze mit geadelt wird. Manche Wendung aus Goethes Iphigenie z. B., die wir nun als klassisch schön uns vergegenwärtigen, war den ersten Lesern (ich will als einen wohlbekannten darunter Klopstock nennen) vielmehr nur fremd und seltsam, und wir erst fühlen nun als schön, was sich im Lichte und Rahmen des schönen Gesamtwerkes uns teuer gemacht hat.

Ebensowenig aber wie durch das Meiden oder Ausfinnen des einzelnen Ausdrucks schon das Sprachschöne verwirklicht wird, läßt es sich durch geschickte Zuthaten hervorrufen. Man glaubt ja

es sich nicht in der Höhe zu halten. Als vornehme Ausländer sind die meisten Fremdwörter eines Tages mit Ehren aufgenommen worden, aber nach und nach sanken sie in die Sphäre des Gemeinen (wenn nicht in die plebejische, dann doch in die lässige oder die nicht recht ernst gemeinte Sprache) hinab.

gegenwärtig nicht mehr, daß der Sprache das Schöne gleichsam von außen eingefügt werden könne, daß, wie Goldblumen und Silberarabesken in einen einfarbigen Stoff, so Bilder und sogenannte Figuren in die Rede hineingewebt oder ihr aufgestickt werden sollten, und wenn in der Beobachtung und Analyse und Klassifizierung der zahllosen rednerischen Tropen und Figuren (wie Metonymie und Metapher, Klimax und Antiklimax, Anaphora, Aposiopese, Ellipse, Synkope, Apokope, Zeugma, Litotes u. s. w.) oder in der Ausmessung der dichterischen oder rednerischen Bilder an sich etwas Verdienstliches gewesen sein mag, so wurde dadurch doch lange Zeit das Urteil über das gesunde Verhältnis jener Mittel zu der Gedankenarbeit der Schriftsteller irre geführt. Denn nur indem diese Wendungen dem voller Empfindenden natürliches Bedürfnis und natürliche Äußerung werden, haben sie ihr Daseinsrecht, und so werden sie es stets neu gewinnen.

Empfänglichkeit freilich ist nötig, damit das schön Empfundene und Gestaltete wirke. Aber wir tragen in unserm Innern gleichsam ein feines, zartes Saitenspiel — freilich recht verschieden bei den Einzelnen an Feinheit, Zartheit und Saitenzahl —, das von dem entgegentönenden Geistesklang angerührt wird und still mit ertönt, jede Saite je nach ihrer Höhe und Stärke.

Dieser tiefe Widerhall aber ist nicht etwa allem edlen Wortklang oder Wortgehalt gegenüber gleichmäßig vorhanden; nur die vertraute Sprache vermag ihn *ganz* zu erwecken, in fast allen Fällen natürlich nur die *Muttersprache*. Was wir der schönsten französischen oder italienischen oder auch lateinischen und griechischen Dichtung gegenüber empfinden, ist doch fast immer nur dunklere, mattere, stümperhafte Regung im Vergleich mit dem, was der Einheimische und Zeitgenosse zu empfinden vermag oder vermochte. Und diese Schranke einerseits, diese Gemeinsamkeit andrerseits bilden ja im Grunde das eigentlichste Band der Nationen.

Ein solches Verhältnis besteht nun freilich nicht bloß zwischen dem Hörer (auch der Leser ist ja im geistigen Sinne ein Hörer) und dem einzelnen sprachlichen Kunstwerk, sondern zwischen ihm und der Sprache überhaupt. Die Sprache, die selbst ihrerseits ein Kunstwerk ist, von vielen in gemeinsamem Fühlen allmählich geschaffen oder doch verwirklicht, vermag denn auch ihrerseits als *ganze*, nach ihrer *inneren* Seite, schön zu sein und so empfunden zu werden. Dieser

Art von Schönheit nachzugehn, wäre ein neues Kapitel, das aber nicht abgehandelt werden soll, noch weniger als das soeben berührte. Daß es sich dabei um die Ebenmäßigkeit des Baues, um den Reichtum der Formen und Ausdrucksmittel, um Ursprünglichkeit, um die Kraft auch zur Umbildung, zur steten Anpassung, zur Neuschöpfung handelt, fühlt man leicht. Und daß es unserer deutschen Sprache insbesondere an diesen letzteren Eigenschaften nicht gebricht, ist weder für uns ein Zweifel, noch kann es von fremden Beurteilern geleugnet werden.

Aber ein Abwägen der verschiedenen Sprachen nach diesen wie allen ihren inneren Kräften wird schwerlich je — und noch weniger als nach der physischen Seite — zur Zufriedenheit der Beteiligten gelingen. Auch unser Streben nach Objektivität wird uns nicht (so wenig wie die andern das ihrige) dahin führen, daß nicht die heimatliche Landschaft, wie sie auch sei, ihre Schönheit besäße, daß nicht für jeden die Augen der eigenen Mutter Schönheit hätten, daß wir nicht aus der Muttersprache Gefühle zögen ähnlich denen wie aus dem Anblick des mütterlichen Angesichts, Gefühle des sicheren Getragenwerdens, des vollen Verständnisses, des innersten Verwachsen- und Vertrautseins, Gefühle, die über alles ästhetische Wohlbehagen gehen.

15. Psychologie der Mode.

Ist sie es auch wert, diese seelenlose Tyrannin der civilisierten Menschenwelt, daß man ihr eine ernste Betrachtung widme? Ist nicht längst unnötig viel gegen sie deklamiert, gespottet, geklagt oder bewiesen worden, unnötig, weil ganz wirkungslos? Allerdings, wenn man sich einbilden wollte, durch Erörterung, durch Vorstellungen oder Beweise, durch Ernst oder Ironie auf die wirkliche Welt der Mode einen Einfluß zu üben, überwindend, korrigierend, veredelnd einzuwirken, dann müßte man nach aller Erfahrung enttäuscht werden. Aber man kann ja auch betrachten aus Freude an der Betrachtung, sich klar werden wollen, um sich klar zu sein, und nicht bloß über die Zeder auf dem Libanon, sondern auch über den Ysop, der an der Wand wächst, über das an sich Geringzuschätzende wie über das hochragend Wertvolle, über die Thorheit als Negativbild der Weisheit. Es kommt eben doch immer etwas dabei heraus zur Kenntnis der uns interessantesten Gattung von Wesen, nämlich unserer eigenen. Und im grunde ist dem Verständnis des Thörichten nachzugehen fast interessanter als demjenigen der Weisheit. Jedenfalls braucht es nicht langweiliger zu sein.

Also, wir fassen unsere Aufgabe an, wie der Klosterbruder die seinige im Nathan, der den Ritter „nur so ergründen" will. Auch wir wollen den Sinn der großen Dame, Frau Mode, nur so ergründen. Mag denn an ihrer Statt der Leser mit dem Ritter sprechen: ich will doch sehn, was der ergründet!

Eine große Dame eben ist es doch. Und sie hat noch zwei Schwestern. Zusammen üben diese drei eine ungeheure Herrschaft aus innerhalb der dichten Gesellschaft der Kulturmenschen, nämlich die Schwestern Fama, Phrase und Mode. Gemeinsam ist ihnen die unsichere Herkunft, eine Art von vaterlosem Dasein, die Leichtigkeit,

mit der sie ihr Netz weithin spinnen, und die Stärke ihrer Wirkung bei aller Kraft- und Wertlosigkeit ihres Wesens und vielleicht auch trotz aller ehrlichen Bravheit derer, die sie sich unterwerfen. Es sind hohle, unpersönliche Mächte, aber sie führen ein dreistes Regiment. Am stolzesten tritt die Mode auf, während die Fama ihrerseits doch ein wenig verschämt thut und die Phrase sich mehr um die wirkliche Wahrheit herumrankt, als daß sie recht selbständig in die Welt hinausschwebte.

Die Mode: ist das gleichbedeutend mit Kleidermode? Eigentlich ganz und gar nicht. Das Reich dieser Göttin ist außerordentlich viel ausgedehnter, es giebt nicht viele Gebiete menschlichen Kulturlebens, die sich ihr ganz entzögen. Mit der Kleidung ist es Schmuck, ist es Haltung und Bewegung des Körpers, ist es die Ausstattung, mit der wir uns umgeben, einschließlich des lebenden Inventars von Hunden und anderer Genossenschaft, das Gerät, das wir gebrauchen, die Häuser, in denen wir wohnen; auch was in der Kunst Stil heißt, ist in einem gewissen Sinne ja doch eine Art von Mode in großen Verhältnissen, von edler Tendenz und vornehmer Regelung, und jedenfalls kann es zur Mode werden, den oder jenen Stil zu bevorzugen. Es sind ferner die Formen, die Formeln und Floskeln, in welchen wir mit einander verkehren und wobei wir diejenigen unserer Großeltern immer sehr belachen, um mit den unsrigen über zwei Generationen ebenso belacht zu werden; es sind die sprachlichen Ausdrücke, in die wir unsere Gefühle kleiden; die Unterhaltungen, die wir suchen, die Vergnügungen, an denen wir uns ergötzen; was wir bewundern, und wen wir bewundern, was uns anregt, uns empfänglich findet: das alles unterliegt in einem beträchtlichen Maße der Mode, die vielleicht in Gestalt epidemischer Schwärmerei auftritt, für einen Sänger z. B., oder einen Komponisten oder einen Kanzelredner oder eine Romandichterin. Daß auch die Würdigung des Naturschönen, ebenso wie die des Kunstschönen, dem Wechsel und der Mode unterliegt, ist augenscheinlich, z. B. bei der Körperschönheit der Menschen: im 18. Jahrhundert sind offenbar weiche, zerfließende Gesichtslinien, zierliche Köpfchen, möglichst hohe Stirn bei möglichst winzigem Munde ein Ideal gewesen, überhaupt aber quellende, weiche, zierlich sich rundende Formen, und in der Hochschätzung einer möglichsten Wespentaille haben wir noch etwas von dem Rokokogeschmack in Beziehung

auf menschliche Körperschönheit übrig. Die Gleichgültigkeit gegen die natürliche Farbe des menschlichen Angesichts und Haupthaares ist ein andrer Zug aus der praktischen Ästhetik jener Zeit, was alles in diesem Augenblick nicht weiter verfolgt werden soll. Aber selbst solche Gebiete, die dem Regiment der Mode anscheinend selbstverständlich entrückt sein müßten, werden davon betroffen, und selbst in den Heilmitteln, durch die wir uns von Krankheit zu erlösen oder vor dem Tode zu hüten suchen, in Arzneien, Kuren und Theorieen folgt ganz sichtlich (und die offenherzigen älteren Mediziner verhehlen das sich selbst und auch der Welt nicht) eine Mode der andern; und wenn die Ärzte nicht der allgemein menschlichen Neigung zur Veränderung der allgemeinen Gepflogenheiten folgen wollen, so werden sie von den unruhigen Patienten und Patientinnen dazu genötigt. Ein Modebad ist nicht nur ein solches Bad, in welchem die elegante, die die neuen Moden tragende Gesellschaft sich zusammenfindet, sondern auch ein solches, an dessen Heilkraft man zur Zeit besonders glaubt, ein Glaube, der in den meisten Fällen nach einiger Zeit wieder weichen wird, um sich anderswohin zu übertragen.

Was ist also Mode, was ist sie in allen diesen Erscheinungsformen? Übereinstimmung vieler mit einander Lebender und gemeinsamer Wechsel von Zeit zu Zeit, ohne daß ein bestimmender Wille da wäre, ein grundsätzlicher Weg, ein Ziel der Bewegung. Von Mode wird deshalb weit weniger die Rede sein auf dem Gebiet des Denkens, das nicht ohne Zusammenhang ist und nicht ohne Bewußtheit (obwohl doch auch die herrschenden Weltanschauungen einem Wechsel unterliegen, der an Mode einigermaßen erinnern mag), oder auf dem Gebiet des eigentlichen Wollens, dem ja das Ziel nicht fehlen kann und auch nicht das persönlich Eigene, als auf dem Gebiet des Fühlens, und zwar wiederum nicht des innersten persönlichen Fühlens, sondern des mehr äußeren und oberflächlichen, auf dem der schwächeren Regungen, und ferner nicht sowohl auf dem Gebiet des eigentlichen, praktischen oder ethischen Handelns, sondern mehr des bloß symbolischen oder formalen Handelns, der halbäußeren Bewegung, der Selbstdarstellung der Personen.

Und überall walten da die elementaren Gesetze des menschlichen Gemeinschaftslebens. Denn der Einzelne ist nimmermehr, so selb-

ständig, so sicher in seinem eigenen Wesen gefestigt er sich auch fühlen mag, so deutlich der Gesamtheit gegenüber zu stehn er sich bewußt ist, er ist nimmermehr wirklich ganz selbständig mit seinem Leben; sein Denken, Wollen und Fühlen fließt zu einem großen Teile mit dem der Gemeinschaft zusammen, ist in einem hohen Maße nichts als Teilhaben an dem Leben der Gemeinschaft. Schauen wir die einzelne emporbringende Welle der bewegten Wasseroberfläche an, wie sie zu einem Etwas zu werden scheint und doch nur im Zusammenhange mit der gesamten Wasserfläche und -menge da ist und auch im nächsten Augenblicke wieder in diese zerrinnt, so fühlen wir zwar unser eigenes individuelles Leben durch eine unendliche Kluft von diesem Sekundendasein oder Halbdasein der Welle unterschieden, aber so ganz unähnlich ist das Verhältnis doch nicht, das Verhältnis auch zwischen unserm Einzel- und Gemeinschaftsleben. Und wenn wir auf das Leben der in größeren Gemeinschaften lebenden Tiere, auf die Schwärme der Zugvögel oder Ähnliches blicken, wie ihrer viele zugleich dieselbe Bewegung machen, von gemeinsamer Regung getrieben, so ist die Ähnlichkeit schon viel größer. Etwas von diesem Herden- oder Massenleben behalten wir eben auch für uns und in uns, wir werden von gemeinschaftlichen Antrieben in der gleichen Richtung gezogen, eine und dieselbe Strömung geht im Augenblick durch das Innere von Vielen.

Aber wir, die wir eben doch Menschen, und in vollerem oder schwächerem Sinn Kulturmenschen sind, beharren nicht in ewig gleichen, mit jeder Generation sich gleichartig erneuernden Strebungen. Es wandelt sich die Neigung, das Bedürfnis, der Geschmack nicht bloß der Einzelnen für ihre Person, sondern auch der Gesamtheit, nach elementaren Gesetzen. Und diese beiden Antriebe bestimmen eben unser Leben innerhalb der Menschengemeinschaft, der Trieb zur Angleichung und das (unbewußte) Bedürfnis nach Veränderung. Offenbar ist das letztere, obwohl keineswegs etwas Hohes oder ethisch Wertvolles, doch das Menschlichere, gegenüber dem Ersteren, bloß Animalischen. Das Bedürfnis der Veränderung ist noch keineswegs Bürgschaft des Fortschritts, aber es ist eine der natürlichen Grundlagen desselben. Bei dem freilich, was Mode heißt, ist die Veränderung im ganzen nicht Fortschritt, nicht Entwicklung, nicht wirkliche Vervollkommnung. Wohl glaubt man, und glauben namentlich die echten Priester(innen) der

Göttin Mode immer wieder Vervollkommnung, Verbesserung, Verschönerung zu erblicken; aber das Neue ist ja nur bestimmt, alsbald wieder zu zerrinnen, es bildet keine Stufe zum Aufstieg auf die Höhe, es ist nur Wechsel um des Wechsels willen, es hat nichts zu thun mit Grundsätzen und Zielen, es ist Spiel, nicht Ernst, ist an sich nicht gut und nicht böse, sondern gehört eher jenem Reiche an, das man ehedem zwischen Himmel und Hölle im neutralen „Paradies der Narren" sich dachte.

Was so von der Mode der Menschen überhaupt gilt, das gilt natürlich auch und ganz besonders für dasjenige Gebiet, an welches man bei dem Worte vor allem und meist ausschließlich zu denken pflegt, für die Kleidermode. Und wirklich wollen wir uns nicht etwa dauernd in vornehmer, abstrakter Höhe über dieser interessanten Sphäre der Kleidermode bewegen, sondern uns im Folgenden mit ihr ausdrücklich oder doch ganz vorwiegend beschäftigen. Hier ist das Wesen der Mode besonders durchsichtig, hier ist ihre Natur besonders voll entwickelt. So ist es denn auch nirgends bequemer zu sehen, wie jene beiden Triebe oder Bedürfnisse, nach Angleichung einerseits und nach Veränderung andrerseits in der Gemeinschaft wirksam sind. Und natürlich, in besonderer Art und Form, auch nicht sie allein, sondern noch andere, die sich darein mischen, so daß ein interessanter Verlauf entsteht, interessant nicht bloß für die interessierte Modewelt, sondern auch für den zur Seite stehenden psychologischen Beobachter.

Jene Angleichung der vielen Einzelnen an das Ganze kommt nicht einfach durch den sogenannten Nachahmungstrieb zu stande. Jedenfalls kann man diesen Nachahmungstrieb in einem falschen Lichte sehen. Man denkt dabei doch eben, daß das einzelne Individuum, nachdem ein anderes mit vorbildlicher Eigenart vorausgegangen ist, oder daß viele einzelne Individuen den Reiz empfinden, diese Eigenart auch sich zuzulegen, und daß demzufolge Frau B. eben die Farbe anlege oder den Schnitt des Gewandes oder irgend eine Einzelheit der vielumfassenden Toilette übernehme, wie Frau A. damit aufgetreten ist, oder der junge Herr D. alsbald die Halsbinde oder was sonst suche, in welcher Herr von C. neuerdings einhergeht, und so weiter mit sich vervielfältigender Nachahmerschar. Dieser Trieb würde noch nicht die Wirkung haben, die Mode wirklich zu verallgemeinern. Ihm steht ja auch das Beharrungsbedürfnis gegenüber, das viele beherrscht,

die Abneigung der Eigenart gegen die Art der Anderen, die Sprödigkeit sich umzumodeln, sei es auch nur seine äußere Erscheinung, in der man sein persönliches Wesen zum Ausdruck gebracht sieht. In diesem Punkte freilich unterscheiden sich die Nationen sehr, und sehr auch die Geschlechter; und zwar nicht zufällig. Daß es dem Weibe minder schwer fällt, oder vielmehr der Regel nach ganz und gar nicht schwer fällt, seine äußere Erscheinung zum öfteren ganz neu und abweichend zu gestalten, ist jedem deutlich; nur in höherem oder hohem Alter fühlen viele ein Widerstreben gegen eine derartige Veränderung, und außerdem vereinzelte spröde und weltfeindliche Naturen; im allgemeinen dagegen bietet ihnen jede neue Art sich darzustellen offenbar reine Genugthuung. Varium et mutabile semper zu sein, wird zwar die Frau nicht zugeben, und sie braucht es auch nicht, denn sie ist an innerer Treue nicht schwächer als der Mann. Aber ihr Empfinden ist beweglicher, und sie begehrt nicht in dem Grade wie der Mann Charakter zu sein oder unabhängige Persönlichkeit; ist doch Anlehnung ihre natürliche Bestimmung und gefallend zu erfreuen eine ihrer natürlichen Aufgaben. Und in der That, das Wohlgefallen an der eigenen Person immer wieder neu aufleben zu lassen, das ist ja offenbar eines der (wenn auch unbewußten) Ziele oder eine der wirklichen Wirkungen dieses Wechsels der äußeren Erscheinung, worauf weiterhin noch die Rede kommen muß. Wie vielen Männern aber ist es peinlich, daß ihr Aussehen, daß auch nur die Umrisse ihres Körpers durch eine andersartige neue Tracht verändert werden sollen! Man kann vor dem Spiegel in dem neuen Hute „sich nicht sehen", wie der Ausdruck lautet, und man geht in einer gewissen ängstlichen Verlegenheit in neugeschnittenen Kleidern zum erstenmale aus, gewärtig der spottenden Blicke der Welt; man fürchtet beinahe, sich seines ganzen inneren Wertes zu begeben, indem man sein Äußeres solchermaßen umformt, man fürchtet, „nicht mehr derselbige" auch nach seinem Innern zu sein.

Bei diesem Gefühl, das je nach Großstadt oder Kleinstadt und Land, je nach Landschaften, nach Stand und Beschäftigung natürlich verschieden entwickelt ist, aber im ganzen bei uns Deutschen sehr verbreitet, spielen also spießbürgerliche und auch geradezu thörichte Regungen sichtlich mit. Wer kennt nicht das verzweiflungsvolle Sträuben gewisser Kinder, wenn sie in einem Kleidungsstück zum ersten-

mal über die Straße gehen sollen, in dem sie vor ihren Spielgenossen nicht erscheinen zu können glauben! Aber im Hintergrunde ist bei den Männern doch auch jenes nicht verächtliche Gefühl des Festhaltenwollens einer erworbenen eigenen Art und Erscheinungsform. Und vorwiegend ist diese Abneigung, so viel ich übersehe, ein *deutscher* Zug; Franzosen, Engländer und andere kleiden sich, soweit sie zu den einigermaßen gebildeten oder besitzenden Ständen gehören, selbstverständlich stets nach der wechselnden Mode, und der Schluß, der hier vielleicht manchem Deutschen nahe liegt, als ob das auf größere Oberflächlichkeit, auf minderen Ernst des Wesens hindeute, wäre sehr verkehrt; wie wollte man dergleichen auch auf eine *Nation*, wie z. B. die englische, anwenden! Es ist eben den Engländern nur natürlich, daß sie in der Kleidung die allgemeine Form mitmachen, wie die Formen des Gesellschaftslebens bei ihnen *überhaupt* außerordentlich bestimmte und unbedingt herrschende sind, denen sich zu entziehen kaum jemandem, und sei er selbst Dichter oder Prinz oder Buchgelehrter, in den Sinn kommt. Bei uns ist es doch auch wieder die Abneigung, sich mit seiner besonderen Person dem Zug des Ganzen hinzugeben; der Mangel größerer nationaler Einheit, die Kleinstaaterei, auch der nach innen gekehrte Sinn, die Abkehr so vieler von der äußeren Welt wirken mit. Man hat ja die Fehler seiner Vorzüge. Ausländer der besseren Stände sprechen oft ihr Erstaunen darüber aus, wie schlecht und wie altmodisch sich die deutschen Männer der gleichen Lebenssphäre im Verhältnis zu ihnen zu kleiden pflegen. Daß hierbei auch fehlender Wohlstand namentlich für die Vergangenheit eine Rolle spielt und eine von dieser auch für bessere nationale Zeiten gebliebene Gewöhnung, wird man zugeben. Am wenigsten leicht wird die Angleichung denjenigen Ständen, bei welchen ein selbständiges Geistesleben am stärksten entwickelt ist, was nicht die oberste Gesellschaftsschicht ist und natürlich noch viel weniger die untere; hier in der unteren scheint in der Form der Volks- oder Nationaltrachten geradezu gegen die Mode protestiert zu werden. Doch auf dieses Gebiet gerade werden wir nachher noch einzugehen haben. Wie stark aber jener Widerstand gegen die Ausgleichsforderung der Mode sei, im ganzen trägt diese, trägt die Richtung auf Ausgleichung doch den Sieg davon: die Macht des Ganzen saugt gleichsam den Widerstand des Einzelnen allmählich auf. Man *folgt* schließlich, wenn auch bei

uns in großer Entfernung, wenn auch halb widerwillig, wenn auch mit allerlei Abzügen, wenn auch verſpätet.

Und bei dieſer Angleichung wirkt denn doch auch etwas mit, was bisjetzt noch nicht behandelt wurde. Wenn wir, wie ſchon geſagt, trotz allem immer ein bißchen Herde bleiben und zahlreiche Schwenkungen mitmachen, ohne daß unſer individueller Wille dabei beteiligt wäre, ohne daß wir ſelbſt es wären, die urteilen und empfinden, ſo iſt das Anempfinden offenbar am leichteſten auf dem Gebiete des Geſchmacks. In dem, was wir ſchön oder unſchön finden, hängen wir doch überall ſehr von Gewöhnung ab, wir verweilen mit Wohlgefallen bei Formen, die im Anfang unſer Auge verletzten, wir verlieren den perſönlichen Maßſtab und meſſen nur noch mit gemeinem Maß, ſehen nur noch mit den Augen der Geſamtheit. Ich will nicht ſagen, daß dies gegenüber dem Größten und Beſten, gegenüber den Werken edelſter Kunſt, und daß es *bei* den Beſten ſo ſei — obwohl doch zu Zeiten auch das Allerſchönſte und Beſte in Mißachtung verfallen konnte und auch die Beſten ſich dann über dieſen Standpunkt nicht erhoben.

Um ſo mehr iſt es ſo mit dem, was alltäglich auf allerlei Gebieten ſchön heißt. Einfluß hat dabei offenbar auch die Umgebung oder Verwebung, in der es uns gegenübertritt. Die Gewänder neuen Schnitts ſehen wir zunächſt nur an den vornehmen Leuten, in Verbindung mit tadelloſer Reinlichkeit, Anmut oder doch Freiheit der Bewegung und der Körperhaltung, ſorgfältigen Sitten u. ſ. w., während der veraltende Schnitt ſich mehr und mehr mit dem Gegenteil dieſer Vorzüge zuſammenfindet; und ſo wird dem Auge die Ausſöhnung mit dem zunächſt Fremden, Störenden, Unerfreulichen erleichtert.

Aber vielleicht ſcheint es verkehrt, daß wir zuerſt von der Angleichung an eine vorhandene Mode geredet haben, während das Auftauchen der neuen das Erſte hätte ſein müſſen? Die Ordnung wird ſich praktiſch gleich bleiben; jedenfalls käme es ohne die Angleichung überhaupt nicht zu einer „Mode“. Doch iſt es freilich Zeit, daß wir jener andern Seite uns zuwenden. Knüpfen wir ſogleich an das zuletzt Beſprochene, an die äſthetiſche Grundlage, an. So gewiß es iſt, daß das Auge des Einzelnen ſich mit demjenigen der Geſamtheit gewöhnt, ſchön zu finden, was ihm ehedem unſchön erſchien,

so tritt doch fast immer über dem Gewohnten auch Ermüdung ein und Bedürfnis einer Anregung durch Neues. Einen Reiz vermag selbst das Allerschönste kaum mehr auszuüben, wenn es ununterbrochen geschaut wird, oder doch wenigstens nur auf die Besten, die Verständnisvollsten. Und auch deren Verständnis des Schönen ist ja nicht erwachsen ohne viel vergleichende Beobachtung des Mannigfaltigen. Das Wohlgefallen der Menge (und zur Menge gehören wir eben alle in einem gewissen Sinne) ist bald ebenso eigensinnig in Ablehnung des Neuen, Ungewohnten, wie es plötzlich vom Neuen geweckt wird oder dem Neuen entgegendringt. Bekanntlich ist ja bei Kindern der Reiz des Neuen so stark, daß von ihnen selbst das weit Bessere leicht vergessen und verschmerzt wird gegenüber dem bloß Neuen; und die Menge darf wohl — oder als Menge dürfen wir wohl und werden wir wohl — ein wenig Kinderart bewahren. Jedenfalls bleiben auf dem Gebiete der Mode erstaunlich viele insofern Kinder, als sie vom Reiz des Neuen als solchen immer wieder unwiderstehlich erfaßt werden; es ist da ein gebliebenes Stück Kinderei wirksam. Und sehr hübsch ist es, zu beobachten, wie unbedingt die Menschen dieser kindlicheren Schicht vom Gegenwärtigen beherrscht werden, wie geringschätzig, wie mitleidig sie von einer Mode reden, die (vielleicht seit einem halben Jahre) beseitigt ist, wie das Neue, das Gegenwärtige sie hebt, sie begeistert, und wie ahnungslos sie selbst sind, daß sie es übers Jahr verachten und mit Entrüstung von sich weisen werden. Man glaubt da offenbar an einen steten Fortschritt, und bewegt sich doch nur hin und her, wie der Knabe auf dem Schaukelpferd oder die jungen Jahrmarktsgäste im Karussell. „Ach, das hat man ja gar nicht mehr! Das hatte man wohl früher, aber jetzt —"! Es ist ja überhaupt eine ungeheure Persönlichkeit, dieses „man", unsichtbar und allgegenwärtig, unfaßbar und allgewaltig, nicht bloß in Sachen der Mode, wie denn überhaupt die Mode, obwohl sie der Gegenstand unserer Betrachtung ist, uns doch ganz wesentlich symptomatisch interessiert, sofern in ihr als einem besonders an der Oberfläche liegenden und durchsichtigen Gebiete die Wirkung der Kräfte leichter und deutlicher erkannt wird, die auch mehr in der Tiefe walten.

So ist es auch nur ein Gesetz allgemeiner menschlicher Entwicklung, daß die Veränderungen in dem Gesamtleben bald als allmähliche Verschiebung sich vollziehen und bald als plötzlicher Umschlag

oder auch als Rückschlag nach einer verlassenen Seite hin, und, was damit zusammenhängt, daß die Wandlung manchmal durch führende Individuen verursacht wird und manchmal ohne ausgeprägte Führerschaft, nach einem Bedürfnis der Gesamtheit erfolgt oder zu erfolgen scheint. Wie es aber mit dieser Führerschaft bei der Mode bestellt ist, das ist eine Art von Mysterium und niemand vermag hier die leitenden Geister (wenn es Geister sind) aufzufinden; man dringt wohl bis an den Herd, heiße er Paris, London oder Wien, aber die sieghaften Persönlichkeiten nennt niemand mit Namen. Wahrscheinlich bedeutet jedes Durchdringen einer neuen Form einen einzelnen Sieg unter vielen mißlingenden Versuchen, und die glückliche Autorschaft mag einmal diesem anerkannten Löwen, ein andermal jener wohlgestalteten Schauspielerin, mag bald dem brütenden Geiste einer Schneiderwerkstätte (die industrielle Gewinnsucht spielt eben doch auch eine sehr anregende Rolle bei der Mode), oder der schöpferischen Phantasie einer Putzmacherin, bald vielleicht dem erlauchten Prinzen von — sagen wir: Arkadien, oder auch einem unberechenbaren Halbidioten zufallen. Aber, wie gesagt, ihre Namen feiert die Welt, die ihre Schöpfungen bis in die fernsten Ecken hin sich aneignet, nicht. Ihnen flicht selbst die Mitwelt keine Kränze; dazu hat die modedienerische Mitwelt viel zu viel mit sich selbst zu thun.

Sehr deutlich sind dagegen bei der Mode die beiden Formen der allmählichen, kaum merklichen Änderung und des jähen Umschlags ins Gegenteil zu beobachten. Wer hat nicht öfter das unmutige Erstaunen der ruhigen Leute mitgemacht, wenn auf das gewohnte eng anschließende Gewand plötzlich das weit sich bauschende folgte, oder das überschießend schleppende durch das knapp geschürzte abgelöst ward! Dem kragenlosen Überrock des vorigen Jahrhunderts folgte der kummetartige Rockkragen im Anfang des gegenwärtigen, der künstlich verlängerten „Taille“ des Männerrockes gleichzeitig die übermäßig verkürzte, und beim Frauengewand bekanntlich ebenso dem mit Reifen erbreiterten der Rokokozeit das enganschließende des Empire, und wie im Großen, so im Einzelnen und Kleinen hundertfach, immer wieder Umschwung: enge Ärmel, weite Ärmel, anschließendes Beinkleid, schlotterndes Beinkleid, entblößter Hals, eingeschnürter Hals, breiter Hutrand, schmaler Hutrand, oder geschweifter oder wieder flacher Rand, langer Überzieher kurzer und überkurzer Überzieher, und so weiter, ungefähr so wie sich

der Liegende von Zeit zu Zeit auf die andere Seite dreht, oder wie in gewissen Ländern die liberalen und konservativen Parlamentsmehrheiten nebst Ministerien wechseln und wie noch manches andere ähnlich zu wechseln pflegt, was wir aber nicht alles verfolgen wollen.

So also wären die beiden Strebungen miteinander wirksam: die Angleichung des Einzelnen an die Form der Gesamtheit und die Veränderung der übereinstimmenden Form im Nacheinander. Man muß sagen, es deuten sich da eigentlich nicht bloß sehr starke, sondern auch wertvolle Faktoren an. Oder könnte nicht die größte Stärke darin liegen, daß die Gesamtheit immer wieder in sich Übereinstimmung findet und erwirbt und daß man sich doch auch gemeinsam von der Stelle bewegt? Könnte — wenn etwas wie Bewußtsein, Wille, Grundsatz dahintersteckte, wenn es einem Ziele zuginge, wenn eine Entwicklung sich vollzöge. Aber wenn schon da, wo man wirklich einem Ziele, einer Vervollkommnung entgegenstrebt, die Bewegung der Gemeinschaften sich vielfach doch nur in einer Art von Pendelschwingungen vollzieht, oder in großen, wunderlichen Kurven, die oft in sich zurückkehren, wie viel selbstverständlicher hier, wo es nur ein von untergeordneten Reizen durchzogenes und bestimmtes Spiel gilt!

Wenn wir übrigens bisjetzt immer von der Gesamtheit geredet haben, so hat dieser Begriff natürlich nicht immer seine volle, und zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Sphären eine verschieden begrenzte Gültigkeit. Den Zug zur Beherrschung der wirklichen Gesamtgesellschaft hat die Mode erst in unserer Gegenwart angenommen, und selbst der (so weit es Entwickelung oder Veränderung gilt) sprödeste Teil der Bevölkerung, das Landvolk, wird einigermaßen (mehr oder weniger in verschiedenen Landschaften) mit ergriffen. So weichen denn der gleichmachenden Mode allmählich auch die sogenannten Nationaltrachten, wie ihr die unterscheidende Tracht der Stände fast ganz gewichen ist. Letzteres kein Wunder, da an Stelle der friedlichen Scheidung der Stände der verhältnismäßig feindselige Wettbewerb anderer Lebensgruppen getreten ist und da man keine Schranken bestehen lassen will, die Willkür oder bloße Übermacht gesetzt zu haben scheint. Indes versuchen wir nicht, hieran eine ebenso unfruchtbare wie unberufene Kritik zu üben.

Aber wie iſt es eigentlich überhaupt mit den Nationaltrachten? Sie haben mit der Modeherrſchaft ja das gemein, daß der Einzelne von dem Willen des Ganzen (der freilich ein wirklicher Wille nicht iſt) beſtimmt wird; ſie unterſcheiden ſich ſchon inſofern, als dieſe Herrſchaft eine noch weit ſtrengere, alles Einzelne umfaſſende iſt. Aber ſie ſtehen im Gegenſatz zur Mode dadurch, daß deren eines Element, die Beweglichkeit, fehlt. Man blickt auf dieſe National- oder Volkstrachten gegenwärtig mit einer gewiſſen wehmütigen Schätzung; iſt dort nicht Eigenart des Einzelnen, ſo iſt doch noch Eigenart der Gruppe vorhanden; man fühlt noch etwas wie feſte Wurzeln des gemeinſamen Daſeins, etwas wie ſtetiges Behagen, zufriedenes Beharren; man fühlt das alles ſehr im Gegenſatz zu dem eigenen Hin- und Hergezogen- und -getrieben werden, zur Abhängigkeit von den eilig wechſelnden Strömungen, zu den wandelbaren Chamäleonsfarben, die wir — nicht bloß an unſern Gewändern — tragen. Aber jene Trachten ſind doch, in der Nähe beſehen, zu einem guten Teil nichts anderes als Mode, die in der Bewegung erſtarrt iſt!

Nicht ausſchließlich freilich. Denn es fehlen andere, eigentümliche Unterlagen nicht. So iſt, was man von Pelzwerk oder wenigſtens Pelzverbrämung in unſeren mittelkalten Ländern und zwar da auch in der nicht winterlichen Jahreszeit noch findet, ja ein wirklicher Überreſt aus der Zeit, wo der Tierpelz die hauptſächlichſte Bekleidung unſerer Vorfahren bildete; am Pelze, deſſen man ſich eben auch um ſeines Glanzes und ſeiner Weiche willen freute, hielt man lange Zeit feſt, auch nachdem ſich reichliche andere, feinere Bekleidung eingeführt hatte. Daß die Frauentracht (wie übrigens zum Teil auch die der Männer) in vielen Ländern ein mehr oder weniger großes Stück des Leinenhemds ſichtbar werden läßt, iſt geblieben aus der Zeit, wo das Leinenhemd die Hauptbekleidung, das an ſich ſchon ausreichende oder einzige Gewand bildete, zu dem dann die übrigen nach und nach — in dem Maße wie man wohlhabender wurde und körperlich empfindlicher — hinzugekommen ſind. Man wollte ja eben nicht bloß reichlich bekleidet ſein, ſondern auch zeigen, was man alles am Leibe zu tragen in der Lage ſei. Und noch andere Antriebe ſchlummern im Hintergrunde, oder treten auch deutlich hervor. Am natürlichſten der Zuſammenhang der Tracht mit dem Bedürfnis, der Beſchäftigung, der Landesnatur, dem Klima. Man denke an die bloßen Kniee der Bergſteiger, die breitrandigen Hüte in Ländern wie Mexiko, an das Plaid

im regnerisch-rauhen Schottland, an das lange Haupt- und Barthaar der Männer im kalten Rußland, an das breit überliegende Kopftuch der Italienerinnen, die enganliegenden Kleider der Reitervölker (wie Ungarn) u. s. w.

Daneben macht sich bei fast allen diesen Volkstrachten ein Sinn geltend, der eigentlich erst in unserm Jahrhundert, und zwar wesentlich bei der Männerwelt innerhalb der höheren Stände sich verloren, sich zeitweise abgestumpft hat: die Freude an der Farbe, an der Wirkung lebendiger, bunter Farben, und ebenso die kindliche Freude am Glänzenden, Blinkenden, das man als Verzierung in Gestalt von Litzen und Borden oder von Knöpfen und Schnallen oder auch von Kopfschmuck (Haarpfeilen, Goldhauben u. s. w.) gerne heranzieht. Diese Freude am Blanken und Glänzenden aber verbindet sich dann wieder mit jenem andern, sehr menschlichen, wenn auch nicht erhabenen Zuge, dem Wunsche nämlich, seine Wohlhabenheit an seiner körperlichen Erscheinung darzuthun, mit Gold- oder Silberknöpfen, Ketten und dergleichen. Aber nicht bloß in dieser, daß ich so sage, immerhin ästhetisch-natürlichen Weise, sondern auch in einer noch naiveren oder auch täppischeren, durch die Reichlichkeit, die Zahl, die Dimensionen der Gewandstücke; das Protzentum hat in dieser sogenannten Unschuldswelt immer einen breiten Raum gefunden. Oder was anderes bedeutet die Unzahl der übereinander getragenen Frauenröcke in gewissen deutschen Landschaften, oder der mehrfach übereinander angezogenen Westen in andern, oder die mehr als handbreiten Bänder an der Haube oder dem Kopftuch der Elsässerinnen, der fast handbreite Silberpfeil in der Haartracht der Schweizerinnen von Unterwalden, und anderes? Man hat sich da eine Zeit lang überboten und ist schließlich bei einem Maximum angekommen, das der weiteren Entwicklung Grenzen steckte. Eine Entwicklung, eine Veränderung war eben doch da, sie ist nur zum Stillstand gekommen, zum Teil in gar nicht weit zurückliegender Zeit. Denn natürlich können die dreieckigen Hüte der schwarzwälder Bauern nicht älter sein als der dreieckige Hut überhaupt; und die dazu getragenen Männerröcke haben den Schnitt der Moderöcke des vorigen Jahrhunderts. Man schritt also damals mit der Mode oder folgte ihr wenigstens in einer gewissen Entfernung; dann aber trat (mehr zufällig) einmal eine Zeit des Stillstandes ein, natürlich auch nicht für die Ewigkeit. Jedenfalls sind

z. B. die Schweizer Volkstrachten nach Abbildungen aus 1804 und 1824 (wie sie mir zufällig vorliegen) in manchen Punkten ganz abweichend von den heutigen, namentlich diejenigen der Männer, die doch nicht so fest an der örtlichen Sitte hängen bleiben können. Die Taille der Bäuerinnen, deren Kostüm im allgemeinen genau dasjenige von heute ist, sitzt im Jahre 1824 so hoch, wie die der Damen während des Empire, während sie 1804 noch so ziemlich die Länge hat, welche die Modetracht des vorigen Jahrhunderts festhielt. Einst sind die Hauben Gemeingut aller anständigen Frauen mit Einschluß der Fürstinnen gewesen; das Volk hat sich ihrer nicht entledigt, es ist bei dem raschen Schritt der Emanzipation (denn das Aufgeben der Haube war ein großer Schritt auf dem Wege der Frauenemanzipation) lieber zurückgeblieben.

Schließlich aber ist doch noch ein Moment auch bei der Entwicklung der Volkstrachten augenscheinlich wirksam: nämlich der Wunsch, mit seiner Person zu gefallen, das Bedürfnis der Koketterie bei der einen Hälfte und das des Imponierens bei der anderen. Und bevor es zum Beispiel bis zu den winzig-zierlichen Häubchen der Hessinnen kam, hat natürlich ein längeres gegenseitiges Sichüberbieten in Kleinheit und Zierlichkeit der Haube stattgefunden; mit der Breite des Silberpfeils oder der Kopfbänder wird es nicht anders gewesen sein, und nicht anders mit der Kürze der Frauenröcke: man war jung und voll und wohlgeformt und kokettierte immer ein bißchen kühner mit seinen natürlichen Vorzügen. Das Gleiche steckt denn auch wohl hinter den aus südlichen Ländern stammenden Frauenjacken, deren Wesen es ist, zu kurz und zu eng zu sein, so daß sie von der üppigen Körperfülle fast gesprengt erscheinen. Eine möglichst kurze Jacke, die engsten Lederhosen, die unzulänglichsten Strümpfe wurden auch für die männliche Jugend und (was auch kennzeichnend ist) allmählich für die ganze Männerwelt Bedürfnis in den österreichischen Alpenländern; man will flott und unabhängig, keck und abgehärtet erscheinen; „man“, d. h. dem Einzelnen ist vielleicht kaum mehr etwas Derartiges bewußt, aber das Treibende ist doch von Hause aus dieser Wunsch. Ganz das Entgegengesetzte freilich auch wieder anderswo: da findet sich möglichst volle Verhüllung des Kopfes, oder des Halses, möglichst starre Schienen und Platten über der Brust, und Ähnliches. Auch findet sich wohl beides, das ehrbar züchtig Verhüllende und das

unbefangen oder auch ein bischen lüstern Preisgebende in derselben Tracht neben einander. Ganz so, wie außerhalb der festen Volkstrachten, in dem Reiche der unberechenbaren Mode.

Unberechenbar? Ja, aber nicht unverständlich. Denn in ihr wirken alle die nämlichen Triebe und Zwecke, wie bei den so eben besprochenen Trachten. Wenn man die beiden, Tracht und Mode, einander gern als das Verschiedenste gegenüberstellt, sie sind es nach ihrer psychologischen Entstehung gar nicht, und eben deshalb habe ich auch bei den Trachten, also gewissermaßen außerhalb meines Themas, eine Zeit lang verweilt, weil sie mit zum Verständnis der Mode führen. Also nicht bloß in der Macht der Gemeinschaft über den Einzelnen besteht die Übereinstimmung: die Freude an Schmuck, Form und Farbe, die Freude an geschlossener, wirkungsvoller, gefälliger Erscheinung der eigenen Person, der Wunsch zu gefallen in seinen verschiedenen Graden bis zur Gefallsucht, und diese wieder bis in ihre bedenklichsten Formen walten hier wie dort, oder vielmehr hier viel freier als dort. Und die gleichzeitige Wirkung sehr heterogener Antriebe nicht minder, oder das Spiel dieser verschiedenen Antriebe mit und gegen einander. Und so kämen wir denn zu den bestimmten, einzelnen psychologischen Antrieben für die Gestaltung der Mode, zu den konkreten, während vorher nur von den allgemeinen und formalen die Rede war.

Alle menschliche Kleidung kann einen dreifachen Zweck haben: der erste ist der des Schutzes, gegen Kälte, Hitze, Nässe, gegen alle Unbilden der umgebenden Luft. Der zweite ist derjenige der Verhüllung, also der Schamhaftigkeit entsprossen oder doch der züchtigen Sitte. Der dritte derjenige der Verschönerung, oder doch der schönen Darstellung der Person, wenn auch nur Verschönerung gegenüber der bloß rohen, praktischen Einhüllung. Daß für besondere Fälle noch die Bedeutung der Kleidung als Symbol der Würde oder des Standes hinzukommt, braucht hier wohl nur nebenbei erwähnt zu werden. — Der zweite Gesichtspunkt wird am ehesten zur Gleichmäßigkeit drängen, der dritte dagegen zur individuellen Gestaltung. Und alle drei spielen durcheinander, durchkreuzen sich oder verbinden sich in mannigfacher und stets wechselnder Weise. Gesundheit, Sitte und Anmut, es sind, wenn man sie so zusammenstellt, drei gute Schwestern, aber sie

ringen um das Regiment, das bald die eine an ſich reißt und bald eine andere wieder zurückerobert, das zeitweilig auch mehr gemeinſam geübt wird.

In der That, der im ganzen doch unbeſonnenen Mode fällt es zuweilen ein, daß ſie eine Zeit lang der Geſundheit getrotzt hat, und in ſolchen vernünftigen Augenblicken läßt ſie dann z. B. lange Überzieher wachſen, die über das Knie hinabreichen und es vor Regen ſchützen, oder läßt den Hals, den ſie eine Zeit lang aus purer Laune gewaltig einhüllte oder einſchnürte, frei werden, damit er ſich abhärten kann, oder führt Schuhe ein, in denen der Fuß voll auftreten und die Zehen ſich bewegen können, und vielleicht gar (wir haben es zwar noch immer nicht erlebt) Mieder, die nicht den Magen und die Leber und andere wertvolle Organe zuſammenpreſſen, und ſo weiter. Und auch auf die Bequemlichkeit, um dieſe neben der Geſundheit hier noch anzufügen, nimmt ſie mitunter eine dankenswerte Rückſicht und läßt aufkommen, worin man ſich leicht und natürlich bewegt und frei und unbehindert ſchreitet. Aber lange halten dieſe verſtändigen Anwandlungen nicht vor; wer will ewig vernünftig ſein! Plötzlich wird ſie wieder von einem Taumel erfaßt und fordert ganz das Gegenteil, weil ſie dann eben nur an das hübſche Ausſehen oder einen neuen Reiz denkt, oder auch nur das Bedürfnis eines ſtarken Wechſels empfindet. Und mit der Zucht, der Sitte oder Schamhaftigkeit ſteht es nicht viel feſter. Eigentlich ſollte ja wohl die Mode durch die Schamhaftigkeit beſtimmt werden; aber merkwürdiger Weiſe wird faſt mehr noch die Schamhaftigkeit durch die Mode beſtimmt. Man ſchämt ſich deſſen nicht, was Mode geworden iſt, oder jedenfalls nur ganz flüchtig, die natürliche Schamhaftigkeit ſträubt ſich nicht lange dagegen, ſie beruhigt ſich bald. Und umgekehrt ſchämt man ſich ebenſo gewiß deſſen, was von der Mode verpönt iſt, wenn es auch der natürlichen, der ſittlichen Schamhaftigkeit durchaus nicht widerſpricht. Man verdeckt vielleicht nicht bloß die Fußſpitzen und Ferſen, ſondern auch noch ein ganzes Stück unſchuldigen Bodens hinter den Ferſen und nimmt für einen nicht unbeträchtlichen Teil des oberen Körpers die Rechte paradieſiſcher Unbefangenheit in Anſpruch. Man ſchützt den unteren Teil des Armes vor fremden Blicken durch einen weit emporgezogenen „Handſchuh“ und läßt ein Stück des Oberarmes oder der Schulter frei. Man überdeckt die

Brüste und schnürt sie ein, um sie desto mehr hervortreten zu lassen. Man ging bis vorgestern sehr löblich im faltigen, herniederhängenden Rocke, und gestern plötzlich lernte man diesen Rock mit der Hand so nach der einen Seite ziehen, daß die Linien der andern Körperseite in möglichster Deutlichkeit sich dem Auge darboten. Was schamlos war, wird ehrbar; wie man seinen Geschmack und Willen gewissermaßen an die Gesamtheit abgetreten hat, so tritt man auch seine Schamhaftigkeit ab; wenn es von der Mehrheit und ihren Führerinnen als keusch getragen wird, dann ist es damit eben keusch, und wer dann noch Anstoß nehmen will, wird mit seinen Bedenken einfach nicht begriffen, er redet wie in einer fremden, unverständlichen Sprache. Nun darf man ja zugestehen, daß die wirkliche Züchtigkeit von Art und Grad der Bekleidung weit unabhängiger ist, als man glauben möchte, und daß in erheblichem Maße die Sitte erst bestimmt, worüber man erröten muß und worüber nicht. Aber mindestens ebenso bestimmt darf man doch wohl behaupten, daß den zarten Gefühlen natürlicher Schamhaftigkeit die Mode oft frech gegenübertritt, um sie abzustumpfen und zu ertöten. Und wenn die große Schar das üblich Werdende mitmacht, „ohne sich etwas dabei zu denken", ohne etwas wie einen eigenen (ästhetischen oder sittlichen) Maßstab anzulegen, der Entstehung solcher Moden ist keineswegs Berechnung, Raffinement, Lüsternheit fremd.

Oder wäre es verwunderlich, daß in jener Sphäre, wo das Aufbringen einer neuen Kleidertracht großes Herzensanliegen ist, andere Gesichtspunkte als die der Zucht und der Sittlichkeit ihre Macht ausübten? Man will dort das Geschlecht immer wieder reizvoll machen, will abwechselnd bald diesen bald jenen körperlichen Besitz möglichst zur Geltung bringen, greift zu allen Mitteln, die da, sei es grob oder fein, wirken können. Darunter sind nicht bloß so harmlose, wie daß man die allzu schlanke Gestalt breiter erscheinen läßt durch bauschige Ärmel, oder übergroßen Leibesumfang verhüllt unter weiten Faltengewändern oder Reifen, daß man den Fuß kürzer erscheinen läßt durch den weit nach vorn verlegten, hohen Absatz, oder schmäler durch eine sich vorschiebende Spitze, daß man die Gestalt höher macht durch Nachschleifenlassen des Kleides, den Kopf zierlicher durch breitrandigen Hut und was dieser optischen Täuschungen (an denen übrigens die Männerwelt auch ihrerseits reichlich teilnimmt)

und auch der kleinen Korrekturen der nicht immer vollkommen arbeitenden Mutter Natur mehr ſind. Sondern es iſt auch die Kunſt ſehr entwickelt, halb zu verdecken und halb zu zeigen, an das Sinnliche wenigſtens zu erinnern, wo man es nicht offen zu Recht kommen läßt. Oft wird ein beſonderer Reiz auch damit angeſtrebt, und in unſerer Zeit beſonders, daß die weibliche Bekleidung Stücke der üblichen Männerkleidung aufnimmt, wobei dann die Polarität der Geſchlechter nicht etwa verwiſcht, ſondern um ſo mehr ins Bewußtſein gehoben wird. Ein noch weniger harmloſes Kunſtmittel iſt die Schein-Entblößung, die durch beſonderen Schnitt von oberen Gewandſtücken über hellfarbigen Unterſtoffen erzielt wird.

Vor allem freilich gilt es, immer neu und anders zu erſcheinen und damit womöglich immer wieder einen neuen Wert zu erhalten für die Sinne der Umgebung, und nicht zum mindeſten für die eigene Schätzung. Denn thatſächlich wird das, was eigentlich nur Mittel ſein ſoll, hier wie auf andern Gebieten für die Menge Zweck! Und übrigens iſt das Wohlgefallen an ſich ſelbſt bei dem Menſchen eine ſo natürliche Anlage, daß eine hohe Kultur es wohl ganz naturgemäß auch zu einem hohen Kultus der eigenen Erſcheinung bringen kann. Kultus, das iſt wohl das rechte Wort; bei wie vielen füllt nichts die Seele voller und dauernder an! Und eine Gottheit *neben* andern Gottheiten wenigſtens bleibt die eigene äußere Perſon für noch viel mehr andere.

Gleichwohl müßten wir uns hüten, dieſem Bedürfnis des Gefallens überhaupt zürnen zu wollen. Von der wechſelnden Erſcheinung, von der ſich immer wieder irgendwie erneuenden Anmut hat das Auge ja ſeinen Gewinn, und im Grundſatz können wir ſie als eine freundliche Spende für unſere Sinne anerkennen. Ohne dieſen Wechſel in der äußeren Erſcheinung überhaupt würde uns unſere Menſchenwelt ohne Zweifel noch viel häufiger langweilen. Wäre nur nicht die Unruhe *zu groß*, die Maßloſigkeit ſo oft Regel, die Natürlichkeit immer wieder zu ſehr verlaſſen, der Schönheitsſinn zu oft verloren, wäre nicht die Tyrannei zu ſtark, und wäre nicht noch etwas Beſonderes zu ſehr beteiligt, nämlich die rohe Prahlſucht.

Man blickt mit Mitleid und Widerwillen hinüber auf die armen Wilden, die ſich nicht bloß bemalen und tätowieren, ſondern auch einzelne Körperteile (ſei's Unterlippe, Ohrläppchen, Naſe oder was ſonſt)

künstlich vergrößern und für die natürliche Harmonie des Menschenkörpers kein Gefühl verraten. Es ist, als ob ein Dämon sie triebe, aus sich selbst immer wieder etwas Absonderliches zu machen, den eigenen Leib zu karikieren. Aber man kann fast dies alles auch auf das Modetreiben der Kulturmenschen anwenden. Es ist auch hier, als ob ein Dämon sie besäße und antriebe, immer wieder in irgend einer Weise die natürlichen Linien zu korrigieren, zu verschieben, das Gegebene zu karikieren oder doch das Organische zu stilisieren. Das Stilisieren, nämlich das Hineinpressen in starre, geradlinige, architektonische Formen, so daß sich die menschliche Modeerscheinung zur natürlichen verhält wie der heraldische Adler zum lebendigen, mag also das Erträglichere sein. Das Karikieren, nämlich das Auftreiben bestimmter Einzelteile oder Einzellinien, so daß sie außer Verhältnis zum Ganzen stehen, muß wohl stärkeren Anstoß geben. Man vergrößert freilich nicht gerade die Nase, die Unterlippe, das Ohr (das Gesicht ist uns Kulturmenschen verhältnismäßig unantastbar), aber andere Teile nach Auswahl, den Oberarm, die Schultern, den Kopf mit dem Haarwuchs, die Brust, die Hüftengegend, und bekanntlich zu Zeiten auch denjenigen organischen Bestandteil, auf welchem die Hottentottinnen ihre Kinder tragen. Daß immer noch etwas von Anmut übrig bleibt, ist ein Beweis, wie wohl der Natur ihr Werk eigentlich gelungen ist. Aber man will, wie es scheint, mehr Spielart; die Natur hat den Reichtum an Arten und Spielarten ja gerade den niederen Wesen zu teil werden lassen, und bei dem höchsten ist verhältnismäßig Einheit vorhanden; es bildet eben die Spitze der Pyramide. An unsere Damen in ihren verschiedenen Kostümen von heute und etwa auch von gestern und ehegestern werde ich wenigstens stets erinnert, wenn ich in einem zoologischen Garten wandle, wo neben dem edlen Normaltypus des Vogels Geflügelarten mit ganz kleinen Köpfchen und geschwollenem Oberkörper, oder mit entsetzlich langem Halse, oder mit Kropfhals, oder mit kurzen Watschelfüßen und so endlos weiter umherflattern oder -stelzen. Auch die Mannigfaltigkeit der Insekten und anderer Tiere scheint ihnen keine Ruhe zu lassen, und nachdem die Taille der Wespe schon lange ihr Ideal gewesen, kam auch eine Art von Fühlhörnern (in der Nähe besehen: abstehende Hutbandschleifen) auf, wie denn ferner zu Zeiten auch der geflügelte Leib der schlanken Libelle einherschwebt und auch der Typus Schildkröte (hervorgerufen durch die unförmlichste

Aufbauschung bei kurzen und völligen Persönlichkeiten) uns allen sehr vertraut ist.

Ja, wenn es statt der starren Übereinstimmung und des sinnlosen Wechsels unserer Mode eine schöne Mannigfaltigkeit durch persönlich freie Kostümierung gäbe, so daß man, einigermaßen ähnlich wie auf einem Kostümball, neben einander die einzelnen kleidsamsten Anzüge zu schauen bekäme! Vielleicht nähern wir uns diesem poesievollen Zustande? Wenigstens ist die Auswahl des zugleich Zulässigen gegenwärtig entschieden größer geworden als sie lange Zeit war. Und wie wir uns in Hausstil und Zimmergerät gegenwärtig gleichzeitig die Wahl zwischen allerlei Verschiedenem gönnen, so vielleicht auch einmal in Kleidung? Vielleicht; bisjetzt ist im ganzen doch starre Tyrannei noch sehr fühlbar. Noch werden die widerstrebendsten Gestalten in die gleiche Form hineingezwängt. Zwar giebt es immer verständige Frauen, die hinlänglich mit der Mode zu schreiten und doch ihre Eigenart und ihre natürlichen Vorzüge zu bewahren wissen; aber die hirnlos freiwilligen Sklavinnen (und Sklaven) sind zahlreicher. Der Erfinder oder die Erfinderin hat ja sich selbst vorteilhaft kleiden wollen, Schwächen verhüllen, Vorzüge geltend machen; die Herde folgt, ohne solche Gesichtspunkte.

Dient doch die Modekleidung überhaupt noch zu einem ganz andern Zweck, als demjenigen, immer wieder neu und damit reizvoll zu erscheinen: nämlich — wie eben bei den früher besprochenen Volkstrachten — dem Zwecke des Prahlens mit der Wohlhabenheit und mit der Vornehmheit, der Abtrennung der Gesellschaftsschichten. Denn als erste dokumentiert sich da die Gruppe derjenigen, die immer wieder durch neuen Anzug, und womöglich im ersten Augenblick der neuen Modeschöpfung, sich der Gleichartigkeit mit der großen Masse entziehen, und wenn diese ihnen, soweit es ihre größere Zahmheit oder Schwerfälligkeit oder ihre beschränkteren Mittel gestatten, einigermaßen nahe gerückt ist, ihrerseits schleunigst wieder neue Unterscheidung gewonnen haben. Aber auch wenigstens der zweitobersten Schicht (unter dem Gesichtspunkt der Mode) anzugehören wird das große soziale Anliegen vieler sein. Doch verfolgen wir das nicht weiter. Alles hier Gesagte gilt — wenn das *vorher* Besprochene zufällig mehr für die weibliche Seite Geltung fand —

auch, ja vielleicht besonders von der männlichen. Bei ihnen ist weit weniger noch als bei den Frauen der Gesichtspunkt der Anmut, der vorteilhaften Erscheinung in Kraft geblieben; er ist wenigstens in diesem Jahrhundert mehr und mehr außer Geltung gekommen; es war ja vorher anders. Nun kleidet man sich nur noch so, weil „man sich so kleidet", nicht selten auch hier allen natürlichen Bedingungen günstiger Körperlichkeit zum Trotz, wie denn augenblicklich die Männerkleider formlos um den Körper hängen, ziemlich so wie sie auch um einen Kleiderstock hängen könnten. Aber gequält von jenem Dämon, von jenem unwiderstehlichen Trieb des Herumkorrigierens an dem eigenen Leibe werden die Männer — nicht ebenso reichlich, aber ebenso gut wie die Frauen. Und wenn man ihnen zum Lobe nachsagen darf, daß das Interesse auf diese närrische Arbeit nicht so stark konzentriert ist wie bei jenen, so muß man ihnen andrerseits das Zeugnis geben, daß sie im Verpfuschen der Gesamterscheinung noch weit mehr leisten, wenigstens in unserm Jahrhundert, von dessen Gestalten sich die Maler und Bildhauer der Zukunft mit Grausen hinwegwenden werden.

Gequält von jenem Dämon (bei dem man sich vielleicht wenigstens darüber freuen kann, daß er etlichen Leuten ein gewisses Kopfbrechen macht, die sonst gar keins hätten) werden auch selbst diejenigen unter den Männern, für welche die Veränderung eigentlich ausgeschlossen ist, die Träger des Einheitskleides, der Uniform. Ganz widerstandsfest sind hier auch die Kleriker nicht und die Krankenschwestern kaum. Bei der militärischen Uniform ist ja eigentlich alles auf das Bestimmteste vorgeschrieben, alle Maße nach Centimetern und Millimetern, und unbedingter Gehorsam gegen die Vorschriften ist selbstverständliche, sichere Thatsache. Und dennoch fehlt auch hier niemals der Trieb zu heimlicher, allmählicher oder auch plötzlicher Veränderung. Bringen es ja doch die feineren Effendis in Konstantinopel, denen doch der Fez als Kopfbedeckung unbedingt auferlegt ist, der Fez mit seiner bekannten Form und roten Farbe, dahin, denselben jedes Jahr irgendwie anders zu tragen, ein wenig dunkler oder heller rot, ein wenig spitzer oder breiter, enger oder weiter, niedriger oder höher u. s. w. Und bei unseren Militäruniformen: wie viel kleine Künste, wie viele für den Laien unscheinbare, doch von den Beteiligten sehr ernst behandelte Veränderungen an Schnitt, Einfassung, Farbennüancen u. s. w.

von Jahr zu Jahr, die ſich trotz aller wirklich uniformierenden Befehle von oben her durchſetzen! Junge Leutnants ſind hier die Führer, die Stabsoffiziere und die Generale folgen ſchließlich nach. Ja, es iſt in unſerer Zeit möglich geworden, daß der Offizierſtand, der von je die Strammheit zu vertreten ſich berufen ſah, und dem die innere Strammheit jetzt ſicherlich ſo wenig fehlt wie je zuvor, doch in vielen ſeiner jüngeren Vertreter, aus purer Modelaune, eine gewiſſe Müdigkeit und Schlaffheit an den Tag zu legen trachtet, ſodaß ein unbarmherziger Kritiker aus dem Stande ſelbſt gelegentlich von ihnen als „ſchlotternden Lemuren" zu reden wagte. Doch zum Glück geht auch dergleichen vorüber.

Überhaupt aber beherrſcht die Mode in der Männerwelt neben der Kleidung, und wohl noch mehr als dieſe, die Bewegungen, die allgemeine Körperhaltung, die Ausdrucksweiſe, die Art des perſönlichen Verkehrs, der geſelligen Formen. Dieſe Dinge ſcheinen in demſelben Maße in den Vordergrund zu treten, wie die freiere Zuſammenſtellung der Kleidungsſtücke bei ihnen zurücktritt. Die Gegenwart zeigt da ſeltſame Erſcheinungen.

Aber ſollen wir nicht überhaupt, wenigſtens zum Schluß, noch ein wenig um uns und rückwärts blicken? Es mag nun ausgemacht ſein, daß die Mode nicht Grundſätze kennt und nicht Ziele, daß ſie durch ſehr untergeordnete und meiſt unbewußte Antriebe beſtimmt wird, Ideen vor allem ihr ſehr fern liegen, dennoch: wird ſich nicht in der Mode der verſchiedenen Perioden der allgemeine Geiſt dieſer Perioden ſpiegeln? Man iſt wohl ſehr geneigt, das von vornherein anzunehmen, und es läßt ſich auch unſchwer manches zum Beleg anführen. Die zierliche und geſpreizte Tracht des vorigen Jahrhunderts, die ſo vollſtändig zu den zierlich gekünſtelten Rokoko-Möbeln paßt, die mit Puder, Schminke, Zopf und Reifrock von dem Natürlichen ſo weit ſich hinwegverloren hat, mußte ſie nicht gewiſſermaßen ſo ſein in dieſer Zeit? Die zugleich üppig prachtvolle und ritterlich dreiſte Tracht des 17. Jahrhunderts, drückt ſie nicht aus, was in dieſem Jahrhundert der Roheit und des Prunkes, der Kriege und der Ceremonieen lebte? Sind nicht die bunten Farben mittelalterlicher Kleidung ein Zeichen der jugendlichen Natur jener farbenfreudigen Menſchen? Iſt nicht der blaue Frack mit der mattgelben Weſte, ſind nicht die matten Farben,

das Rosa und Himmelblau unserer Großmütter (für die Meisten wird's nun wohl schon heißen müssen: Urgroßmütter) eben ein Stück von dem Geist und Wesen dieser empfindsamen Zeit? Ist nicht der männliche Vollbart wiederholt in Zeiten aufgetaucht, wo man über großen Ereignissen und Empfindungen die willkürliche Unnatur verachtete? Das alles wird sich ungefähr so sagen und einigermaßen vertreten lassen. Aber von irgend etwas wie einer naturwissenschaftlichen Bestimmtheit sind wir dabei doch weit entfernt. Es spielt so vieles ineinander und durcheinander, und der Zufall hat wohl immer sein reichliches Teil. Manche Thatsachen ließen sich auch solchen theoretischen Annahmen zum Trotz anführen. Eigentlich scheint mir die Kleidermode im allgemeinen etwas hinter dem veränderten Zeitgeist herzuhinken, wie auch gar kein Wunder, denn die Wandlungen beginnen ja eben im Innern und werden erst allmählich nach außen durchdringen, obwohl einmal eine Revolution alles mit einem male umzuwerfen vermag. Aber den Zopf trug Klopstock, der doch dem Reiche der zierlichen Formpoesie durch die vollen und innerlichen Ströme echter Dichtung ein Ende machte. Zopf und Puder trug der natürlichste und innerlichste Vollmensch Goethe, den Zopf der so hoch über allem Engen und Trivialen schwebende Schiller. Theodor Körner, den wir uns stets im schlichten Kriegsrock und Wachstuchtschako von 1813 vorstellen, hat vor seinem Eintritt ins Heer im unförmlichen, quergesetzten Stülphut und der sonstigen närrischen Salontracht der Empire-Zeit Visiten geschnitten. Im kummetartigen Halskragen und bis an das Kinn festumwickelt gingen die Romantiker einher, die von freiem Rittertum und vielen schönen und ganz und gar nicht philiströsen Dingen träumten. Die Generale Friedrichs des Großen haben ihr Heldentum bewiesen meist, wie der König selbst, ohne eine Spur von Bart im Gesicht zu tragen, und Napoleons Marschälle ebenso wie der Kaiser desgleichen, womit sich heute nicht bloß der jüngste Reserveoffizier, sondern auch der bücherfreundlichste Gymnasiallehrer allzu unmännlich dünken würde, nachdem der Schnurrbart, noch vor Menschengedenken auf die Sphäre der Förster, Soldaten, Unterbeamten und Don Juans beschränkt, nach und nach bis auf die Oberlippe der Seeoffiziere, Prediger und Oberkellner sich ausgebreitet hat.

Sind eben doch auch Miene und Blick, und dazu die Art des Ganges, ist doch die Grundstimmung, die man mit seiner Erscheinung

ausdrücken will, der Mode unterworfen. Dem zierlich frivolen Stutzer folgte der ſentimentale, dieſem der flotte, und dem der ſchneidige, worauf dann bis auf weiteres der apathiſche an die Reihe gekommen iſt, um wohl nächſtens dem exzentriſch-phantaſtiſchen Platz zu machen.*) Und diejenigen, die nicht Stutzer ſind, ſondern arbeitende und vielleicht ſogar denkende Menſchen, folgen doch einigermaßen der Bahn, auf welcher jene voranſchreiten. Wie es für den Kammerdiener keinen Helden giebt, ſo giebt es auch dem Schneider gegenüber auf die Dauer keinen Widerſtand der überlegenen Intelligenz oder des Charakters. Wollte man übrigens die äſthetiſche Bildung einer Zeit in erſter Linie an ihrer Kleidermode meſſen, ſo kämen wir, käme unſer ganzes Jahrhundert beſonders ſchlecht weg, wenigſtens die Männer, die vom Ungeſtalten und Dumpfen oder Stumpfen ſich nicht los zu machen vermocht haben, während das andere Geſchlecht doch immer wieder ſeine etwaigen Untugenden durch Vorzüge vergeſſen zu machen weiß, wie denn z. B. im gegenwärtigen Augenblick der ſehr erhöhte und bereicherte Farbenſinn bei der weiblichen Kleidung vielfach den liebenswürdigſten Augenreiz bietet. Hier haben die Maler wohlthätig eingewirkt, es ſind Makart und Böcklin wirklich „als Erzieher“ aufgetreten. Was die Männer angeht, ſo möchte man in der That, nachdem im Laufe des Jahrhunderts der zeitweilig ganz erſtorbene Sinn für Stil in Architektur und Kunſtgewerbe immer lebendiger erwacht iſt, hoffen, daß er ſchließlich auch für dieſe Seite, die doch auch ein Stück des Kunſtſtils ſein könnte oder ſollte (und zu Zeiten auch wirklich geweſen iſt), erwachte, und daß es hier in anderm Sinn nur gälte: der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt.

Nicht unintereſſant wird es auch ſein, auf die Rolle der Nationen noch einen kurzen Überblick zu werfen. Daß gerade Frankreich die Herrſcherin der Mode faſt durchweg geweſen iſt, hat gewiß mit dazu

*) Gar nicht ſelbſtverſtändlich wird es erſcheinen, und doch iſt es Thatſache, daß die beiden Geſchlechter in dieſer Hinſicht nicht etwa ſtark auseinandertreten, ſondern ſich gegenſeitig in die gleiche Bahn ziehen. Zur Zeit der ſentimentalen Grundſtimmung waren ſentimental nicht etwa bloß die Frauen oder die jungen Mädchen, ſondern vor allem auch die Männer. Und in unſerer ſchneidigen Gegenwart kennen auch die (recht modernen) jungen Damen im Grunde kein hübſcheres Ziel, als an der Schneidigkeit in Auftreten, Blick, Stimmung und Liebhabereien teilzunehmen, und ſie weiſen es mit beſonderem Spott von ſich, wenn man ihnen etwas wie Gefühlsweichheit zutrauen will.

gewirkt, daß so viel Unruhe, so viel jäher Wechsel, ein so weitgehendes Verlassen des schlicht Natürlichen stattfand: denn im grunde deuten sich damit doch Züge des französischen Nationalcharakters oder vielmehr des französischen Kulturcharakters an. Aber die Unterordnung unter diese unbedingte Autorität war schon immer so vollständig, daß z. B. nach dem großen Krieg, als die französischen Damen lange Jahre hindurch um des tiefen Untergrundes von patriotischem Herzeleid willen nur graue Kleidung trugen, die deutschen Frauen gar nicht daran dachten, das nicht mitzumachen. Und wenn sie daran gedacht hätten, nämlich an den Zusammenhang der Modefarbe und der Nationalstimmung, würden sie sich geschämt und unabhängig gemacht haben? Ich glaube, wenn die Gelüste der Mode hundertmal über alle Bitten, Vorstellungen und Finanzschranken des Mannes triumphieren, wenn um ihrer willen sich das Herz zu verhärten vermag gegen Familienglück und wirtschaftliche Pflicht, so hätte auch das Vaterland nicht viel Aussicht gehabt, gehört zu werden. Doch das muß wohl als einer der Abzüge am vollkommenen Menschentum hingenommen werden. Den Franzosen sind gegenwärtig die Engländer gefolgt, und entsprechend ihrem nationalen Wesen bringen sie größere Formlosigkeit zugleich mit größter Steifheit, aber mehr Natürlichkeit und mehr praktische Gesichtspunkte in die Anzugsfragen. Drollig ist es, daß auch die linkischen, spröde-verlegenen Manieren der gewöhnlichen jüngeren angelsächsischen Männerwelt über die sichere Anmut der Franzosen gesiegt haben und daß heutzutage alle Welt, sei man vornehmer junger Pariser oder auch nur irgend ein vornehm sein wollender Ausländer, sich dann erst elegant zu bewegen bewußt ist, wenn man in Haltung der Arme und des Kopfes, in Verbeugungen und Einherschreiten jenes starr verlegene Vorbild (das allenfalls auch norddeutsche Bauernburschen hätten liefern können) sich zu eigen gemacht hat. Aber wenn der Unsinn so oft auf großen, ernsten Gebieten gesiegt hat, was liegt daran, daß er auf dem gleichgültigsten seine vorübergehenden Triumphe feiert!

Daß es zum Wesen unserer Gegenwart gehört, die Moden einander rascher folgen zu lassen als jemals ehedem, daß dieselben immer rascher herrschen wollen, einen immer größeren Kreis durchdringen, immer ruheloser suchen, das bedarf weiter keiner Ausführung oder Erklärung. Auch daß man in der Kleidermode ungefähr

gleichzeitig nach allen Formen und Stücken der verſchiedenſten Perioden der Vergangenheit und der verſchiedenſten menſchlichen Lebensſphären greift und ſie an ſich probiert (alſo die Ritterfräulein wie die Alpenjäger oder die Zigeuner oder Seeleute kopiert), kann nicht Wunder nehmen, da wir ja in Möbeln und Bauten alle Stilarten der Vergangenheit und Ferne in Haſt miteinander wechſeln laſſen. Ob eines Tages große, tiefgreifende äußere Ereigniſſe wieder einen Stillſtand, eine Rückkehr zum Einfacheren und Stetigeren bringen werden?

Aber begnügen wir uns mit dem, was uns aus der Betrachtung der Mode ſelbſt klar geworden iſt. Heißt nun auch hier: alles verſtehen — alles verzeihen? Ich wäre dazu nicht gerade geneigt. Aber noch weniger würde ich hoffen, durch die eindringlichſte Darlegung einen Einfluß zu üben. Man muß nicht meinen, die Mauern von Jericho durch die ſchwache Poſaune eines Gedankenvortrages umblaſen zu können. Ich möchte mich damit begnügen, dieſe ſo beweglichen und doch ſo ſtarken Mauern ein wenig in der Nähe beſchaut, meine Gedanken darüber ausgedrückt zu haben. Zum großen Teil werden das ja freilich keine andern als „jedermanns Gedanken“ ſein, mit denen man nach Leſſing „am beſten zu Hauſe bliebe“. Auch muß ich geſtehen, daß der Gegenſtand mitunter molluskenartig vor meiner Betrachtung zu zerfließen oder zu entgleiten ſchien, und daß es mir nicht leicht geworden iſt, durch ernſten Angriff mich dieſer leichten Perſon im Geiſte zu bemächtigen. Man begiebt ſich eben nicht ungeſtraft in die Halbwelt des wandelbaren Scheins und der ideenloſen Form. Pſychologie der Mode geben wollen, iſt nicht ganz ſo ſchwer wie Theorie der Thorheit; aber der Stoff erweiſt ſich beinahe ebenſo unbegrenzbar, und doch muß man einmal eine Grenze ziehen und ein Ende machen.

16. Über die Langeweile.

Was mein Thema Mißliches hat, verhehle ich mir nicht. Es ist so schwer zu erwarten, daß die Langeweile interessant werde. Freilich braucht ja eine Besprechung der Leidenschaften nicht leidenschaftlich zu sein und eine Betrachtung der menschlichen Thorheit nicht gerade thöricht, über das Wesen des Witzes kann man sicher ganz witzlos schreiben und über Poesie äußerst prosaisch; und von diesem Gesichtspunkt aus wäre es also keineswegs ausgeschlossen, daß man über die Langeweile kurzweilig redete. Aber ob uns nicht immer wieder der Stoff an sich, auch durch den Schleier einer darüber geworfenen Betrachtung hindurch, gleichsam angähnen wird? Er liegt ja eben von so interessanten Gebieten wie Leidenschaft und Witz oder Poesie und von so amüsanten wie menschliche Thorheit sehr weit ab; die Langeweile ist ein mattes Gefühl, das sich so zwischen andern, lebendigeren durch unser Inneres schleicht und schleppt, nicht wehe thut, wenn auch gar nicht wohl, keine Spur hinterläßt, wenn es vorüber ist, nichts bedeutet als das Fehlen von etwas Wirklichem, eine Art Stillstand des inneren Lebens, nicht unähnlich der unfruchtbaren Ebene, der dürren Heide oder sandigen Einöde zwischen den freundlich grünenden oder hochragenden bergigen Gegenden des Lebenslandes. Was ist davon weiter zu reden?

Indessen auch die kahle Heide hat ihr eigenes Leben, das nicht so ganz ohne Mannigfaltigkeit ist, wie es scheint, das in unserer Zeit selbst Maler und Dichter anregt und beschäftigt, um wieviel selbstverständlicher den naturforschenden Beobachter! Und diesem werden wir ja wohl nachstreben müssen, nicht aber dem Dichter, denn ein Hymnus auf die Langeweile würde noch weniger geraten als das Lessingsche Loblied auf die Faulheit, obwohl — wer weiß, zu welcher Stimmung uns unsere Betrachtung noch führt!

„Ich langweile mich nie," höre ich gelegentlich dieſen oder jenen meiner Bekannten ſagen. Das kann ein vortreffliches Zeugnis ſein für den Reichtum ſeines inneren Lebens, für das Gleichgewicht ſeiner Seele, für die Fülle der Eindrücke, die er bereits empfangen hat und die in ihm nachwirken, für die Fähigkeit, auch aus dem Kleinen und Unſcheinbaren Anregung und Nahrung zu ziehen, und noch für andere gute Eigenſchaften. Es kann auch Selbſttäuſchung des Augenblicks ſein und ein bißchen Eitelkeit mit hineinſpielen. Denn wenn man es vielleicht auch fertig bringt, niemals ſich ſelbſt zu langweilen, wieviel ſchwerer iſt es, dem Gelangweiltwerden zu entgehen, durch Perſonen oder auch durch Sachen! Wer an einem regneriſchen Nachmittage auf dem abſeits gelegenen kleinen Bahnhof eines weltverlorenen Ortes zwei Minuten zu ſpät eintrifft und nun bis zum nächſten Zuge vier Stunden in einem kleinen, leeren Warteſaal, die öden Kalkwände anblickend, ohne Lektüre, Geſellſchaft oder Reſtaurationsgenüſſe zubringen muß — eine Lage, in der jeder Kulturmenſch ſo oder ähnlich einmal geweſen ſein muß, wenn er eben das Kulturleben der Gegenwart allſeitig kennen gelernt haben ſoll: der iſt zwar in dieſer Zeit nicht gehindert, ein Syſtem der Weltweisheit auszuſinnen oder ein langes Gedicht im Kopfe zu verfaſſen oder wenigſtens ſeine ſämtlichen Lebenserinnerungen bei ſich wachzurufen oder umfaſſende Zukunftspläne zu ſchmieden: aber er wird trotz all ſolcher ſchönen Möglichkeiten keinen Augenblick leugnen, in großartigem Maße — vielleicht zwiſchen Entladung von Ärger, Gift und Verzweiflung — Langeweile erfahren zu haben, auch wenn er von Natur auch nicht die geringſte Anlage dazu beſitzt. Wie geſagt, thun wir es nicht ſelbſt und thun es uns andere nicht an, ſo hat die Tücke der Verhältniſſe oft genug dieſe Macht. Und wenn wir unbefangen überblicken, durch wie viel Thore das fatale Geſpenſt der Langeweile zu uns eindringt — Geſpenſt nicht, weil es uns bange macht, aber weil es unſer volles Hinleben und Ausleben ſtörend unterbricht, ohne etwas recht Greifbares zu ſein — wenn wir zuſammen halten, wieviel wir ſelbſt und die andern und der Gang des Lebens uns Langeweile ſchaffen: in der That, unſer Daſein iſt im allgemeinen recht reichlich davon durchzogen.

Ich glaube, man muß für die beſcheidenſte Stufe menſchlicher Entwicklung das erſte Auftreten der Langeweile anſetzen. Der

Säugling meldet mit seinem sogenannten Weinen (das ja etwas ganz anderes ist als das Weinen der erwachsenen Menschen) nicht bloß körperlichen Schmerz oder Hunger oder sonstiges bestimmteres Unlustgefühl an, sondern ziemlich früh auch schon das bloße Bedürfnis eines Wechsels der Situation; wenn ihm auch nach Schiller „ein unendlicher Raum noch die Wiege" ist, so beansprucht er doch schon zu Zeiten eine Luftveränderung, den Übergang in neue Verhältnisse, z. B. auf den Arm der Mutter oder der Wärterin. Und das zeitweilige ungezogene Schreien des Zweijährigen, für das Mutter und Wärterin, ärgerlich und ratlos, vergeblich Abhilfe suchen, hat sicher oft die Langeweile zum Untergrund. Aber auch in der Zeit der glücklichen und mannigfaltigen Spiele unter Geschwistern und Altersgenossen taucht die böse Fee oft genug urplötzlich wieder auf, und das Spiel zergeht, das soeben noch alle ganz hinzureißen schien. Die Periode, wo im Kinderzimmer zum öfteren die Frage ertönt: „Mama, was soll ich nur thun?" setzt eben diese immer angerufene Mama nicht selten in Verlegenheit, am meisten, wenn sie zufällig auch keine sehr kurzweilige Natur ist und nur über karge Hilfsquellen verfügt.

Es kommt die Schule, die in der ersten Zeit die Kinder vielfach mehr aufregt als langweilt, namentlich gewisse Naturen unter ihnen, aber bald doch ihren allbekannten Charakter als Schule empfängt, sie, die nach dem Gefühl der Lehrer eigentlich immer Anregendes, Verständliches und sich von selbst Empfehlendes, dazu gut Dargebotenes und angenehm Abwechselndes bringt, aber nach dem Urteil der Schüler und Schülerinnen höchstens nur ausnahmsweise oder nebenbei unterhaltend ist, und dies noch am ehesten durch das, worauf die Schule gar nicht stolz ist, nämlich die Gelegenheit zu allerlei kleinem Unfug und übermütiger Kameradschaft, während sie mit ihrer eigentlichen Bestimmung und Arbeit den jugendlichen Zöglingen ungezählte Seufzer der vermißten Kurzweiligkeit auspreßt und auch bei den Erwachsenen im allgemeinen den Ruf behält, zur Langeweile organische Beziehungen zu haben. Aber die Schule stellt in dieser Hinsicht nur den umfassendsten und zusammenhängendsten Lebenskursus dar, an mancherlei andern fehlt es ja nicht. Für Mädchen geht dem Schulunterricht der häusliche in den altehrwürdigen weiblichen Handarbeiten zur Seite, und das Pensum am Strickstrumpf und Ähnliches erscheint wohl nicht kürzer und kurzweiliger, als lange Seiten vollschreiben

oder zahlreiche Exempel ausrechnen zu müssen. Den jungen Männern bringt die militärische Dienstzeit manche schöne Gelegenheiten: auf Wache, bei Tage oder bei Nacht, vor dem Schilderhaus auf einsamem Posten, beim Exerzieren und Marschieren und Paradieren, und beim Nachexerzieren noch obendrein, vielleicht auch im militärischen Unterricht, und vielleicht gar im Mittelarrest! Auch der Universitätszeit fehlt es nicht so schlechthin an dieser Heimsuchung: nicht bloß kann ein Kolleg über Pandekten oder Logik und im Notfall sogar eines über griechische Tragiker den bewußten Charakter tragen — man kann ihm freilich eher aus dem Wege gehen als dem Wachtdienst oder dem Exerzieren —, sondern die werdende junge Männerwelt dieser Periode weiß doch recht vielfach mit sich und ihrer Zeit noch nichts Rechtes anzufangen, es werden viele Stunden, die vom Vergnügen übrig bleiben und die man doch der Arbeit nicht widmen will, in ziemlich öder Weise hingelebt, und schlimm genug, wenn man diese thatsächliche Langeweile nicht mehr als solche rechnet, weil man sich hineingewöhnt hat und nicht herauskann.

Und in der weiblichen Welt des entsprechenden Lebensalters und Standes, wo man um diese Zeit im allgemeinen den Blumen gleich ohne ernstliche Verpflichtungen hinlebt, wo die großen Amusements die Marksteine des Daseins bilden und die kleineren die Zwischenzeit möglichst ausfüllen sollen, in dieser so bevorzugten und glückseligen Welt fehlt es doch auch gerade deshalb, weil man nicht immer Vergnügen haben kann und es nicht immer zu genießen vermag, nicht an der Langeweile.

In sehr umfassendem Maße aber schafft sich solche die gute Gesellschaft auf mancherlei Wegen; ja, sie würde fürchten, ihren Charakter als gute Gesellschaft einzubüßen, wenn sie der Langeweile allzu entschieden absagen wollte: die Innehaltung der vereinbarten Formen, der Ablauf der üblichen Ceremonien, das stete Ansichhalten, die Abdämpfung aller energischeren Lebensäußerungen, die Angleichung, das möglichste Verstecken jeder Eigenart, das alles wirkt in diesem Sinne, und so webt sich auch um das, was Vergnügen heißt — die Gesellschaft berührt sich ja nicht ausschließlich zum Vergnügen, sondern auch zum bloßen Zwecke der Berührung, zum Austausch von Huldigung, zur Einleitung von Bekanntschaft, zur Prüfung der Korrektheit u. s. w. — es webt sich auch um das, was Vergnügen heißt, regelmäßig ein

ziemlich breiter Saum der Langeweile, und mitunter ein so breiter, daß dieser Saum das ganze Gewebe ist. Und auch wo das so empfunden wird, bleibt man doch von einem kühnen Riß durchs Gewebe weit entfernt. Die Langeweile hat hier eben die Aufgabe, allem Leidenschaftlichen, Maßlosen, Schroffen, allen Zusammenstößen vorzubeugen, und sie erreicht diesen Zweck, wenn auch auf Kosten des Lebens und der Wahrheit.

Um vom Spiel zum Ernst überzugehen, so entbehrt der Weg durch die Felder des Berufs bei nur wenigen der öden Strecken, und viel tausend Seufzer werden ihnen gewidmet; wie groß der Unterschied auch sei, wie besonders tief einzelne Berufsarten in dieser Hinsicht stehen mögen, im großen und ganzen sind die Stände, in denen Bethätigung der vollen Kraft und Befriedigung aus dieser Bethätigung zusammenfallen, sicherlich die minder zahlreichen, eher Ausnahme als Regel. Auch für die Höchststehenden, deren Entschließungen eine Tragweite haben für den weitesten Kreis, schieben sich zwischen und vor die großen Geschäfte viele kleine und reizlose; auch die geistigsten Berufsarten, z. B. die des wissenschaftlichen Forschers, fordern eintönig mühsame Klein- und Vorarbeit oft in endloser Ausdehnung; selbst den Künstlern, bei denen Arbeitsleistung und innerste persönliche Befriedigung und Erhebung zusammenzufallen scheinen, fehlen, wie die Stunden oder Perioden der Unfruchtbarkeit und des Gefühls der Unfruchtbarkeit so auch die Tage und Wochen reizloser technischer Zwischenthätigkeit nicht: der edelste Bildhauer ist doch, indem er seine Marmorstatue ausführt, einigermaßen zur Geduld des Steinmetzen verurteilt, der Kunstsänger zu unabläßigen Übungen, der Schauspieler zu unerbittlichem und ziemlich schülermäßigem Auswendiglernen von Rollen, um von den Wiederholungen zu schweigen, der Schriftsteller vielleicht zum Abschreiben langer Manuskripte, zu peinlichem Lesen endloser Korrekturbogen, der Dichter hat vielleicht während der meisten Stunden des Tages einem Alltagsberufe obzuliegen, und das Gefühl, das seiner Zeit das ins Joch gespannte Flügelroß erfüllte, hat man sich doch als eine sehr schlimme Spielart der Langeweile vorzustellen.

Das sind höhere Berufsarten oder vielmehr die höchsten; in die Tiefe dürfen wir wohl gar nicht blicken, um nicht viel Schwereres zu gewahren. Oder hat dort, in den Kreisen der unteren Beamten und Angestellten aller Arten, und mehr noch der Arbeiter, der Handarbeiter

insbesondere und der in den Fabriken zu allermeist, das, was man Langeweile nennt, keine Bedeutung, weil nicht genug geistiges Bedürfnis vorhanden ist um dieses Gefühl aufkommen zu lassen? Wir thun wohl gut, die Macht dieser Empfindung auch dort nicht zu unterschätzen: von der gegenwärtigen Unzufriedenheit der arbeitenden Stände mit ihrem Lose kommt immerhin ein Teil auf Rechnung der Eintönigkeit ihrer Bethätigung, wie sie mit der Spezialisierung der Verrichtungen, der Mechanisierung der menschlichen Thätigkeit innerhalb des maschinellen Gewerbebetriebes zusammenhängt, wenn jene Unzufriedenheit auch vor allem als Wunsch reichlicheren Erwerbs neben größeren Rechten und kürzerer Arbeitszeit zum Ausdruck kommt. Und daß der Mensch so sehr Herr der Natur und ihrer Kräfte werde, um sie nur noch geistig zu leiten, daß alle sich in solcher Herrenstellung bewegten, davon sind wir ja vorläufig noch sehr weit entfernt.

Und nun giebt es neben der Gebundenheit der Berufsarbeit so manche andere Gebundenheit, die sich immer wieder der gelegentlichen Entstehung von Langeweile günstig erweisen wird. Der dauernden Fessel des Berufs kommt an Dauer und Unbedingtheit am nächsten die der Ehe. So viel weiß jedermann: das Eheleben ist eben auch ein Ocean, in dem so viele jugendliche Menschen mit den tausend Masten glückseligster Erwartung hinaussegeln, um schließlich auf dem bescheidenen Boot einer schmalen Zufriedenheit dem Hafen zuzutreiben. Aber mit den großen Enttäuschungen haben wir es hier nicht zu thun, den jähen oder den schleichenden; so sehr das nahe Zusammensein zu beleben vermag, ebensosehr vermag es leider auch zu lähmen, und man dürfte wohl zu dem bekannten Spruch von der geteilten Freude, die doppelte Freude wird, und dem geteilten Schmerz, der nur halber Schmerz bleibt, die prosaische Zusatzbemerkung machen, daß geteilte Langeweile vierfache Langeweile sei. Ja, wie zwei Spiegel das Bild der zwischen ihnen stehenden Gestalt in schier unendlicher Vervielfältigung einander zuwerfen, fast so vermag die Langeweile sich durch Übertragung ins Unerträgliche zu steigern. Oder ist es zu viel gesagt: ins Unerträgliche? Ist nicht das üblichste Beiwort, das man der Langeweile giebt, das Wort „tödlich", ein Wort, das sich in übertragenem Sinne sonst nur mit Begriffen wie Haß oder Beleidigung oder Herzenswunde verbindet? Die Langeweile *tötet* nicht die Person, aber sie wird doch als eine Art von Tod, von Aufhebung des

wirklichen Lebens, empfunden; sie wirkt gewissermaßen gerade dadurch tödlich, daß sie nicht tötet, sondern uns wie in der Schwebe zwischen Sein und Nichtsein läßt.

Sie findet hundert Wege, um sich noch im einzelnen und gelegentlich in unser Leben einzudrängen; sie läuft beinahe als ungebetener Reisegenoß immer hinter uns oder mit uns durch die Welt; sie meldet sich gern zuguterletzt immer wieder als böse Fee und verdirbt die guten Gaben des Lebens, manchmal nur ein wenig und manchmal aufs vollständigste. Wie viel Feste begeht man, die nur die Befriedigung hinterlassen, daß sie überstanden sind, wie oft wird Erhöhung des Daseinsgefühls, wird Erhebung des Gemüts bezweckt und nur das Gefühl der Leere und Ungeduld hervorgebracht, wie viel Reden von Tribüne oder Kanzel oder vom Festtische her haben diese Wirkung! Wer kennt nicht die Stunden des Wartens im Vorzimmer, sei es eines hochmächtigen Ministers oder des vielbeschäftigten Zahnarztes oder wo sonst! So sehr man sich auf Erholungsreisen freut und so gern man nachher von ihnen erzählt oder an sie zurückdenkt, der bekannte böse Schatten legt sich doch oft in aller Breite mitten hinein; der Zug trifft nicht ein, wann er eintreffen sollte, und geht nicht ab, wann er gehen sollte; die Zwischenstationen wollen kein Ende nehmen; die Abende im Gasthaus dehnen sich hoffnungslos, die Mitgäste sind stumm und nicht anziehend, und einige sind viel zu wenig stumm, einige sind aktiv langweilig, was natürlich viel schlimmer ist als die gewöhnliche passive Spielart; der Nebel schneidet die Aussicht ab, der Regen rieselt tagaus tagein mit einer Art von naßkaltem Hohn vor den Augen der Vergnügungsdurstigen hernieder; die Brunnenpromenade vollzieht sich achtundzwanzig Tage nacheinander in vollständig gleicher Weise; der gute Freund als Reisebegleiter hört gänzlich auf, anregend oder sympathisch zu sein; denn wie uns nach bekanntem Scherzwort während des Wartens auf einen Freund alle seine schlechten Eigenschaften einfallen, so lernen wir beim Zusammenreisen alle seine wirklichen oder vermeintlichen schlechten Eigenschaften mit Händen greifen.

Dann hat das Leben ja auch noch ganz besondere Mittel und Gelegenheiten, um uns mit der bewußten unbehaglichen Empfindung vertraut zu machen. Der „von Herzen gesunde" Mann, der einen Beinbruch davontrug und nun sechs oder acht Wochen still liegen

muß, der Gelehrte oder ſonſt geiſtig arbeitsluſtige Mann, den eine Augenkrankheit überfällt und nötigt, viele Tage und Wochen nacheinander im dunklen Zimmer zu ſitzen, der nervös Überarbeitete, dem nun eine lange Zeit der geiſtigen Enthaltung, des womöglich nur vegetativen Hinlebens auferlegt wird, der von ſchwerer Erkrankung Geneſende, der nun trotz zurückgekehrtem Wohlgefühl und wiedererwachtem Unterhaltungsbedürfnis noch eine lange Zeit hindurch ſich beſcheiden, verzichten, entbehren ſoll: ſie alle ſind ja noch keineswegs in unerhörter Weiſe Heimgeſuchte, an denen es übrigens doch auch nicht fehlt, wie es andrerſeits der geringren Vorkommniſſe dieſer Art ſo unzählig viele giebt. Und auch derer müſſen wir wohl gedenken, die nach einem arbeitsvollen Berufsleben nun einen letzten Teil zurückzulegen haben, ohne durch feſte und zuſammenhängende Thätigkeit emporgehoben zu werden, die mit dem Druck der Pflicht doch auch deren beſchwingende Kraft vermiſſen, und der noch viel Zahlreicheren außerdem, denen eine mit feſten und großen Pflichten verbundene Stellung nicht zu teil geworden iſt, die am Rande des vollquellenden Lebens dahinwandeln und nicht aus ſeinen — ſei es bitteren oder ſüßen, aber immer belebenden — vollen Strömen trinken.

Das alles nun ſind ja nur Andeutungen, nur große Züge, und das Leben zahlt in dieſer Hinſicht wie in andern mehr noch in Scheidemünze als in großen Stücken und Scheinen. Wenn man's ſo überblickt und im Geiſte überſchlägt, ſo kann man leicht daran denken, wie wohl einmal im Scherze zuſammengerechnet wird, daß ein Menſch, der mit fünfundſechzig oder ſiebzig Jahren aus dem Leben ſcheidet, eigentlich nur etwa vierzig Jahre wirklich gelebt, bewußt gelebt, dagegen den ſehr anſehnlichen Zeitraum von ungefähr fünfundzwanzig Jahren durchſchlafen habe, und man könnte dem zur Seite ſtellen, daß derſelbe Menſch von der erſten Geſamtzeit auch noch zehn oder zwanzig oder wie viel Jahre hindurch ſich gelangweilt habe. Eine etwas niederdrückende Erwägung. Nun wäre natürlich zu allererſt darauf hinzuweiſen, daß Langeweile eben ein Stück und eine natürliche Bedingung normalen Menſchenlebens ſei, daß ſie dazu gehöre wie der Körper zum Geiſt oder wie der Schatten zur Sonne, wie der Regen zum Wetter, die Pauſen zum muſikaliſchen Rhythmus, die Thäler zum Gebirge, die Folie zum Diamanten, und daß man alſo des Lebens und ſeiner Anregungen oder Genüſſe nicht inne

werden könne ohne solche Stockungen und Spannungen, daß wir auch gar nicht fähig sein würden, beständige Kurzweil, um es so auszudrücken, zu ertragen. Indessen worüber man klagt, das ist ja nicht der Wechsel und die Unterbrechung an sich, sondern die allzugroße Unregelmäßigkeit, es ist dies, daß die Pausen sich auf Kosten der Melodie zu breit machen, daß die Thäler sich zu Einöden dehnen, die Sonne zu lange nicht scheinen will und der Regen nicht aufhören.

Aber wenn wir's recht betrachten, so ist der sogenannten Langeweile doch erst deshalb so viel, weil es gar nicht dasselbe ist, was wir mit diesem lässigen Worte bezeichnen, sondern alles Mögliche und Verschiedene, das nur eine gemeinsame Seite hat. Es geht uns ja nicht anders mit all den allgemeinen Worten der Sprache, denen in der lebendigen Wirklichkeit mannigfach verschiedene Dinge, Zustände, Verhältnisse entsprechen; wie himmelweit verschieden kann es sein, was das gleichklingende Wort benennt! Ist, wenn man von Mut redet, gemeint das animalische Kraftbewußtsein oder die Wageluft des Leichtfertigen oder der edle Drang zum Bestehen der höchsten Gefahr um des Guten willen, oder was sonst? Bedeutet „Treue" die herrlichste Kraft des Menschenherzens, das sich damit über seine bloße Menschlichkeit und ihren Unbestand erhebt? oder ist es nur Hineingewöhnung in bestimmte Beziehungen und ein Abtreten des eigensten Menschenwillens an einen fremden, sicheren? Wie weit liegt all das von einander ab, was den Menschen „Liebe" heißt! Das Wort Langeweile sagt an sich ja noch weniger, als es zu sagen scheint: lange Dauer, viel Zeit, oder etwa: sich hindehnende Zeit; die unausgefüllte Zeit erst macht sich als Zeit oder Weile fühlbar. Die Zeit, dieser kostbarste Besitz, der nicht bloß in Geld umgesetzt werden kann, sondern aus dem (oder in den hinein wenigstens) das Menschenleben gewoben ist, kann uns zu viel werden, wir wünschen sie hinweg, verstrichen, wo sie uns keinen Inhalt bietet. Aber es ist doch nicht bloß, daß wir Leere empfinden, wenn wir von Langeweile sprechen. In diese Leere mischt sich gewissermaßen allerlei Anderes und Besonderes. Wenn die Psychologen die Langeweile als „formales Unlustgefühl" bezeichnen, als Unlust, die entsteht durch das Mißverhältnis zwischen dem Bedürfnis des Fühlens und dem sich versagenden Inhalt, so spielt in Wirklichkeit in dieses Formale ein Materiales sehr vielfach mit hinein.

Das eine mal ist es nicht anderes als körperliche und geistige Ermüdung, nervöse Abspannung, die uns unfähig macht, noch irgend eine anregende Beschäftigung zu üben oder Unterhaltung zu genießen. Ein andermal ist es Übersättigung von Anregungen, die die Aufnahmefähigkeit hindert: auch von den besten Witzen kann man nur eine gewisse Menge vertragen, und einen Band der „Fliegenden Blätter" im Zusammenhang durchlesen zu müssen, wäre vielleicht härter, als manches recht trockene Werk durchzustudieren; jenes von geistreichen Einfällen strotzende Buch, „Rembrandt als Erzieher", haben die meisten Leser während der Lektüre oftmals zur Seite geworfen, gelangweilt von dem, was elektrisieren sollte; dem geschicktesten Anekdotenerzähler kann man doch nicht über ein paar Stunden zuhören, dann wünscht man sich lieber eine Unterhaltung über das Wetter oder über den neuen Hausbau des Nachbars Lehmann. Wieder in andern Fällen ist der Druck der Abhängigkeit entscheidend mit im Spiele, über dem sich das Individuum nicht seinerseits regen, entfalten, äußern, bethätigen kann, wie es möchte. Das ist nicht bloß die Lage des Schulkindes oder auch des heranwachsenden Schulzöglings, die empfangen sollen, statt sich auszugeben, still sitzen, statt sich zu tummeln, fremden Gedanken folgen, anstatt ihre eigenen spazieren gehen zu lassen, zahm sein statt mutwillig; sondern es ist auch die Lage desjenigen, der in den Händen eines langweiligen (aktiv langweiligen!) Gesellschafters sich befindet, von dem er nicht los kann und dessen Natur und Rede ihm von Minute zu Minute unerträglicher wird. Aber es ist in andern Fällen auch eine gewisse persönliche Empfindlichkeit, die eine irgend abweichende fremde Eigenart nicht ertragen kann und ihr sogleich entrinnen möchte, oder (wieder in andern) die durch Erziehung oder Lebensalter oder auch natürliche Anlage hervorgerufene Ungeduld, oder die Unbeständigkeit, der Mangel an Ausdauer, namentlich bei den jugendlichen, aber auch bei vielen erwachsenen Menschen, die nicht längere Zeit ihren Geist einem Gegenstande zuwenden können oder mögen. Es ist ferner in andern Fällen die Unfähigkeit des Verstehens und vielleicht dann auch das verstimmende Gefühl dieser Unfähigkeit, z. B. beim Hören ernster klassischer Musik oder eines abstrakten Vortrages oder auch nur eines hochgehenden oder inhaltlich zu fern liegenden Gesprächs. Es ist, um auf eine andere Art überzugehen, oftmals Ungewißheit vor einer Entscheidung, ein Schwanken zwischen Be-

fürchtung und Hoffnung, was sich hinter der Langeweile birgt, nicht bloß im Vorzimmer des Zahnarztes oder des hochmögenden Ministers, sondern auch noch anderswo. Es ist Sehnsucht, die den Sinn für alles sonst Anregende verschließt und die Zeit schmerzlich lange werden läßt. Es ist wiederum auch Hoffnungslosigkeit, ist Enttäuschung, die sich über das gesamte Innenleben legt und zum Empfang von belebenden Eindrücken unfähig macht. Es ist nicht selten Melancholie, nicht die schwere, schmerzliche, aber poesievolle Melancholie der tiefsten Naturen als Frucht ihres Ringens, Denkens und Leidens, sondern die mattere, sozusagen konstitutionelle oder auch mehr zufällige. Es ist in vielen andern Fällen Blasiertheit, deren Lohn und Fluch ja die unheilbare Langeweile bildet, und in manchen andern natürliche Hohlheit, ein Wesen ohne das Mark des Gefühls oder des intellektuellen Interesses.

Und wie so bei den Einen Armut die Ursache der Langeweile ist, so freilich bei Andern auch ihr Reichtum, der Reichtum nämlich des geistigen Lebens, der denn auch Ansprüche macht an seine Umgebung, der entsprechend seinem eigenen Besitz unterhalten sein will, dem Einfaches und Gewöhnliches nicht genügt. Es giebt allerdings auch solche Reiche, die sich wirklich niemals langweilen, weil sie von ihrem Reichtum immer mitteilen können und wollen oder gewissermaßen sich selbst mitteilen, und solche Arme, die ebenfalls nicht Langeweile fühlen, weil sie mit der geringsten Anregung zufrieden sind. Ebenso giebt es Einsame, die in ihrer Einsamkeit niemals Leere empfinden, aber in Gesellschaft sich selten dieses Gefühls lange erwehren können, und andere, die der Berührung und des Austausches mit Menschen auch nur eine Stunde kaum zu entraten vermögen. Gemeinsam also ist allen diesen Spielarten, daß ein Reiz bedurft und doch nicht empfangen wird, sei es aus Schuld der Verhältnisse oder der Personen selbst, sei es Reiz des Empfangens oder Reiz der freien Selbstbewegung. Damit wäre schon Mannigfaltigkeit genug angedeutet, aber wir wollen auf die Wirklichkeit und ihr wechselndes Spiel noch etwas näher hinblicken.

Recht verschieden ist da z. B. die Rolle der Langeweile für die verschiedenen Lebensalter, und auch für die Nationen, für die sich folgenden Kulturstufen oder -perioden. Dem Kindesalter scheint sie

an ſich am wenigſten natürlich, dieſem Alter, dem die Welt voller Wunder iſt, das uns Gewöhnlichſte intereſſant und die ganze Seele bei dem Inhalt des Augenblicks. Daß ſie gleichwohl früh nicht fehlt, iſt ſchon vorhin berührt worden. Freilich iſt, wenn ſie zuerſt zu bewußtem Ausdruck kommt, ſchon ein gewiſſes Entwicklungsſtadium erreicht, ſchon eine Einbuße vorhanden an der vollen glücklichen Hingabe, ſchon eine erſte Ermüdung auf dem Wege durchs Leben; und das iſt denn auch das Zeichen, daß der Geiſt nun in eine zuſammenhängende Zucht zu nehmen, daß ihm durch zuſammenhängenden Unterricht der Zugang zu neuen Welten zu öffnen iſt. Das Öffnen wäre ſchon recht ſchön, aber das Hindurchführen wird nun freilich leicht die Quelle jener anderen Art von Langeweile, die die Schule der lernenden Jugend nicht erſparen kann. Zwar wäre es Unwiſſenheit oder grobes Unrecht, nicht anzuerkennen, daß die Unterrichtskunſt im Laufe der Jahrhunderte und auch der letzten Jahrzehnte bemüht geweſen iſt, der Langeweile vorzubeugen, ſie zu überwinden: aber die Dauer der verlangten Aufmerkſamkeit bleibt immer eine ſchwere Forderung, die geiſtige Bethätigung nach ſtrengen Normen mutet den jugendlichen Sinn nicht lange an, die Hemmung des natürlichen Bewegungstriebes iſt mit Unfreude verbunden, und daß auch die geiſtig angeregteſten, eifrigſten und erfolgreichſten unter den Schülern den Ferien oder einem freien Tage entgegenjubeln, wird ſo bleiben und darf ſo ſein. Schlimm iſt es nur mit denjenigen Kindern, die ſich in der Schule und außerhalb der Schule langweilen. Einige in der That zeigen hierzu frühzeitig eine bedauerliche Anlage: wahrſcheinlich werden ſie weder recht glückliche noch recht ſchätzenswerte Menſchen werden. Aber auch die Eltern können ſchuld daran ſein, daß ihre Kinder ſich zu langweilen pflegen. Nicht bloß in der Weiſe, daß ſie ſelbſt ihnen ein Vorbild geben oder ihnen von ihrem eigenen langweiligen Weſen zu viel vererbt haben; auch dadurch, daß ſie zu viel Wohlerzogenheit von ihnen fordern, daß korrekte Formen ihr Erziehungsideal bilden, daß ſie den Anſtand, den Ton, die ſogenannten Vergnügungen der Erwachſenen in die Kinderwelt tragen, ihnen damit die Friſche benehmen, und verlorene Friſche — das iſt doch wohl ſchon ungefähr ſo viel wie Langeweile?

Bei weiterem Wachstum hat die Jugend ein mißliches Stadium durchzumachen: das Gebiet zwiſchen Kindheit und gereifter Jugend,

die Flegeljahre oder die Backfischzeit. Diese beiden nehmen sich ja recht verschieden aus, aber gemeinsam haben sie unter anderm dies, daß sie gewissermaßen eine Zeit der Langeweile sind. Nicht als ob nicht die fünfzehnjährigen Mädchen sich augenscheinlich ungeheuer mit einander belustigten, mit vielem Kichern und auch einem gewissen linkischen Schwärmen ihre Stunden ausfüllten, oder als ob die werdenden Jünglinge nicht sich als was Rechtes und Festes fühlten und in gegenseitigem Vorrenommieren ein erhöhtes Daseinsgefühl hätten. Aber im grunde ist doch Leere der Stempel dieser Zeit, über die ihnen nun einmal schlecht hinwegzuhelfen ist, Mangel an innerster Freudigkeit, an befriedigendem Gleichgewicht. Es ist eine Periode, in der sich durch Auflösung und Übergang erst ein neues Etwas vorbereitet. Einige Naturen allerdings sind so erfreulich geartet, daß sie auch durch diese ganze Zeit hindurchgleiten, ohne ihre Liebenswürdigkeit und ihren Gemütswert je zu verlieren; diese bilden aber unter ihresgleichen eine Art von Adel, an dem die große Mehrzahl keinen Teil hat.

Und nun die herrliche Jünglingszeit und die Zeit der vollsten Mädchenblüte, wo das Leben so reich scheint und die Kraft, es genießend zu fühlen, so unbegrenzt! Aber abgesehen davon, daß die Flegeljahre und die Backfischnatur ihre Strahlen oft noch weit in die neue Periode hineinsenden, so bedarf man in dieser Zeit und zu diesem Vollausleben einer Unterstützung, bei deren Ermangeln man sich meist hilflos leer fühlt, nämlich der Genossenschaft. Auf sich selber steht der Mensch in diesem Alter noch nicht, er bedarf des Anschlusses an ein Ganzes, da er selbst ein Ganzes noch nicht sein kann. Und so ist z. B. der ganze studentische „Komment" gewissermaßen ein Ausfluß der Langeweile und zugleich ein Schutzmittel gegen sie: man hat noch nicht genug Eigenes, Persönliches zu zeigen; aber man berührt sich wenigstens durch diese Art von Spiel, und wenn gegenwärtig die akademischen Trunksitten auch in so manchen sehr postakademischen und unakademischen Kreisen Aufnahme gefunden haben, so ist dies meist auch nur eine Benutzung eines solchen Ausgleichsmittels gegen die Leere der persönlichen Berührung.

In den Jahren der kräftigsten Vollentwickelung, Reife und Thätigkeit taucht die Langeweile zumeist auf als gelegentliche Hemmung der Kraft oder auch als Fessel der untergeordneten Arbeit für den

sich frei regen und entfalten wollenden Geist und Willen, wovon schon oben hinlänglich die Rede war. Recht eigentlich aber scheint die leidige Heimsuchung der Langeweile vorbehalten dem höheren Alter. Ist nicht die Unfähigkeit verbrauchter Kräfte, noch recht zu wirken, ist nicht die Abstumpfung gegen Eindrücke, die eben doch alle schon und zu oftmals dagewesen sind, ist nicht die Hoffnungslosigkeit gegenüber der Zukunft, die ja keine Erhöhung des Daseins mehr bringen kann, ist nicht die Lähmung des Willens und die Mattheit des Empfindens in den altgewordenen Herzen — ist nicht das alles Grundlage einer endgültigen und rettungslosen Langeweile? Eine Notwendigkeit aber ist dieser Zustand doch nicht und nicht immer Wirklichkeit! Wem ein edleres Wesen zu teil wurde und ein edleres Geschick, der verwaltet in seinem Inneren einen um so größeren Reichtum an mildem Wohlwollen, klarem Schauen und leidenschaftslosem Erinnern. Doch auch abgesehen von diesen großen Errungenschaften ist ja dem vorgerückten Alter das Bedürfnis eigenster Kraftbethätigung geschwunden, dessen Nichtbefriedigung schon der Jugend und dann in anderer Form dem besten Lebensalter so viel Verstimmung bringt, und es sind nun bescheidene Güter, bescheidene Leistungen und Genüsse, die dem Gemüt genügen. So langweilt es denn die Greisin nicht im mindesten, Strümpfe auf Strümpfe zu stricken, während wenige Runden die Stirn des kleinen Mädchens schon zum Runzeln brachten; und spazieren zu trippeln, jeden Tag denselben Weg und mit denselben Menschen die gleiche zahme Berührung immer wieder zu haben, das und viel Ähnliches ist den Alten nicht langweilig, so sehr es von den Jungen als eine Art von schwerem Frondienst empfunden werden würde.

Wie die Lebensalter, so stehen die Nationen verschieden zur Langeweile, oder die Rassen, die Stämme. Sie sind verschieden in ihren Ansprüchen an den Inhalt der Zeit, an den Wechsel der Eindrücke, verschieden in dem Zeitmaß ihrer eigenen inneren Bewegung, verschieden in dem, was sie anregt und belebt. Um uns nicht lange mit den Orientalen aufzuhalten, die in dieser Hinsicht von uns ja so gründlich verschieden sind, und um ganz von indischen Fakiren zu schweigen und namentlich auch von den christlichen Säulenheiligen des Morgenlandes: schon Romanen und Germanen sind hier verschieden genug, oder auch Süd- und Norddeutsche. Indes auch diese Unter-

schiede sollen hier nicht im einzelnen verfolgt werden. Nur eins sei gesagt: daß die ruhigere, stillere, mehr in sich lebende Volksnatur den Andersgearteten langweilig scheint oder vielmehr ist, begreift sich ohne weiteres; daß jene deshalb selbst in höherem Grade an Langeweile leiden, ist keineswegs ausgemacht; die größere Lebendigkeit erzeugt auch größere Ungeduld. Die Engländer auf ihren Reisen werden oft bemitleidet oder wenigstens nicht begriffen, wenn sie endlose Strecken durchfahren, ohne sich in irgend welche persönliche Beziehung setzen zu können oder zu wollen, ohne für alle die sie umgebenden Eindrücke recht offen zu sein, und jemand sagte, der Hauptunterschied zwischen ihnen und den übrigen Europäern sei der, daß sie ein viel größeres Maß von Langeweile aushalten könnten, wobei denn auch an die englische Sonntagsfeier gedacht sein mag, die unsern deutschen Landsleuten so viel Seufzer und Schelten auspreßt. Aber andrerseits begreifen auch viele von den übrigen Europäern die deutschen Männer nicht, wenn sie Abend für Abend stundenlang um ihre Biergläser zu hocken vermögen, mit geringer und stockender Unterhaltung sich begnügend und keine erkennbare Belebung aus dem Tranke ziehend! Es kann dieses so bezeichnete Aushalten von viel Langeweile ebensowohl auf einem reichen oder einem klaren, mit sich selbst im Gleichgewicht befindlichen Innenleben ruhen, auf Tiefe des Gemütes oder ruhiger Stetigkeit des Wollens, wie es andrerseits auf Mattheit, Dumpfheit, Trägheit, innerer Verschwommenheit beruhen kann. Auch hier berühren sich die Extreme, gleichen sich die äußersten Gegensätze, die höchsten Stufen und die niedersten. Jedenfalls ist es kein übles Zeichen für ein Volk, wenn seine Männer noch mit vollem, nie versiegendem Eifer an den körperlichen Spielen teilzunehmen pflegen, die sonst nur der Jugend zugewiesen werden, nur ihr kurzweilig genug scheinen. Doch auf diesem Gebiete lernen wir ja gegenwärtig wieder, was wir verlernt hatten, und verlernen hoffentlich das Langweilen, womit viel Gutes gelernt wäre — obwohl ich ein besonders beruhigendes Anzeichen noch nicht in der immer zunehmenden Passion, z. B. des Lawn-Tennisspiels, sehen würde, bei dem doch noch besondere Reize mitwirken, die nicht im Spiel und seinen Regeln und Wechselfällen an sich liegen.

Viel selbstverständlicher noch als für die Rassen und Stämme ist der Unterschied für die sich folgenden Kultur- und auch Bildungs-

ſtufen. Ja, man wird geneigt ſein, zu ſagen: je näher der Natur, je weniger von Kultur beeinflußt und gewandelt, deſto weniger Langeweile, d. h. ſubjektive, empfundene Langeweile, während die Gleichmäßigkeit oder Eintönigkeit des Daſeins, objektiv angeſehen, ja umgekehrt dort ſo viel größer iſt als hier. In der That, man hört unter unſern Bauern nicht über Langeweile klagen; an Klagen über die Schwere des Lebens fehlt es dort nicht, über die harte Arbeit, ihr kärgliches Ergebnis, über fruchtloſe Mühſal, aber nicht über Langeweile. Und wenn man die Leute am Sonntage lange Stunden vor der Hausthür ſitzen ſieht, ſchweigſam oder faſt ſchweigſam ins Weite blickend, ſie langweilen ſich dabei offenbar gar nicht; auch nicht in der dunklen Winterzeit, wo die großen Arbeiten ruhen und die Art, wie man die Zeit zubringt, vielfach einem Winterſchlafe ähnlich ſieht. Der Grund kann ja nicht in einem reichen Innenleben liegen, vielleicht eher ſchon in einem ruhigen; dann aber in der geiſtigen Anſpruchsloſigkeit und — nicht zum mindeſten — in der Ermüdung, in dem wirklichen Ruhebedürfnis; Ermüdung durch ernſtliche Arbeit iſt offenbar ein gutes Mittel gegen die Langeweile und der Mangel an Ermüdung offenbar der vorzüglichſte Boden für ihre Entſtehung. Gleichwohl ſind auch die einfachen Landleute und Arbeiter der Langeweile fähig; ſie würden ſie im vollſten Maße empfinden, wenn ſie einem Symphoniekonzert beiwohnen müßten oder einem allzulangen Vortrag, während ſie freilich eine regelmäßige Sonntagspredigt, ſelbſt wenn ſie zu lang iſt und zu abſtrakt, ohne inneres Widerſtreben (und übrigens auch ohne Aufregung) über ſich ergehen laſſen wie einen mäßigen Regen.

Überhaupt erzeugt, mindeſtens auf einfacheren Entwicklungsſtufen das Gewohnte nicht Langeweile, und ſo erhalten ja auch die Beziehungen zwiſchen den Familienmitgliedern, ſo ſtetig ſie auch ſein mögen, nicht dieſen Charakter, unter normalen Umſtänden und bei einigermaßen normalen Perſönlichkeiten wenigſtens nicht; es wird da vielmehr ein Reichtum der Beziehungen empfunden, und ohne daß man ſich gegenſeitig beſonders anregen kann, langweilt man ſich nicht, ſchon weil man nicht gerade Amuſement von einander erwartet. Erſt wenn eine größere Abwechſelung, ein ſchöner Ausflug, ein erwünſchter Beſuch in Ausſicht ſteht und namentlich wenn ſie vereitelt werden, dann erſt wird das bloße Gewohnte als langweilig empfunden.

Ähnliches zeigt sich übrigens auch schon in der Tierwelt, bei den Haustieren mindestens. Die Freude des Hundes im Augenblicke, wo sein Herr sich anschickt, ihn mit hinauszunehmen, die Aufregung der Pferde, wenn sie den Wagen zum Thore hinausziehen, das und Ähnliches ist allbekannt, und wenn ein Kind den Kanarienvogel bedauert, weil er ewig auf seinen paar armseligen Stangen hin- und herhüpfen muß, so sagt ihm sein Herz ohne Zweifel das Richtige. Auch durch Langweilen wird von den Menschen an den Tieren gesündigt, nicht bloß durch Peitschenhiebe und dergleichen, und die edlen Pferde, die dreiundzwanzig Stunden im Stalle stehen, mit dem Kopfe gegen die Wand, statt sich auf einem grünen Felde zu bewegen, wie ihnen natürlich wäre, hätten vielleicht nicht Unrecht, eine bittere Anklage zu erheben. Als „Haustiere" läßt man sie eben auch an allerlei menschlichem Unbehagen teilhaben; daß die Tiere in Wald und Feld sich langweilen, ist nicht sehr wahrscheinlich, obwohl sie dort hungern, frieren und stets in Gefahr sind, von ihren stärkeren Mitgeschöpfen aufgefressen zu werden.

Im übrigen scheint es ja offenbar, daß die fortschreitende Kultur beständig Kürzung der Langeweile mit sich bringt; beständig werden Erfindungen gemacht, die an Stelle umständlicher Manipulationen augenblickliches Ergebnis setzen; die ganze Welt wird immer mehr für das Bewußtsein jedes Einzelnen aufgeschlossen, die Unterhaltungen und die Mittel, sie zugänglich zu machen, vervielfältigen sich, und so könnte man weiter schildern. Das Übel ist nur, daß mit jedem befriedigten Reiz auch die Reizbedürftigkeit sich neu einstellt, daß die Ansprüche wachsen und die Ungeduld. Gewissermaßen ist Langeweile der Schatten, den jede Belustigung hinter sich wirft; am Einfachen und Ruhigen sich genügen zu lassen und darin sich wohl zu fühlen, davon ist unsere Zeit weiter entfernt als jede frühere. Man will eben doch immer Neues, immer raschere Abwechselung, will nur Spannendes lesen, nur Sensationelles hören, und heute thun schon die bedeutungsvollsten Nachrichten aus allen Teilen des Erdballs kaum mehr so viel Wirkung wie vor wenigen Jahrzehnten die einfachen Vorgänge der Nachbarschaft. Die ehedem so regelmäßige Begrüßungsfrage: „Was giebt's Neues?" scheint fast aus der Welt verschwinden zu wollen, teils weil alles Neue allen im gleichen Augenblicke gewissermaßen von selbst be-

kannt wird, teils aber auch, weil es so Neues, daß es Einen stark erregen könnte, nicht mehr so leicht giebt. Unsere modernen Dramendichter scheinen, da die Sensation auch des Sensationellen alsbald vorübergeht, jetzt zu dem Mittel zu greifen, daß sie die Zuhörer oder Leser über das eigentliche Ziel oder die Lösung der Handlung im Unklaren lassen, damit es etwas zu raten gebe, und die Maler machen es zum Teil ähnlich. Wie weit sind wir von der Stufe der Menschen entfernt, denen lang hingezogene Heldendichtungen höchste Befriedigung boten, oder von derjenigen der Kinder, die die nämliche Erzählung mit den nämlichen Worten immer wieder hören können, ohne sich zu langweilen, oder auch von der der gebildeten französischen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, die den langatmigen Tiraden ihrer klassischen Tragödien mit ruhiger Wonne folgte, um von noch näher liegenden Entwicklungsstufen zu schweigen! Seit manchen Jahrzehnten werden beständig neue, kräftige Beleuchtungsmittel erfunden und eingeführt; bei jedem neuen jubelt man, wie sehr es mit seiner „Tageshelle" die alten übertreffe, aber alsbald ist das Auge abgestumpft, und man klagt wieder ebenso oft wie früher über die trübe Beleuchtung. Es ist nicht anders mit den Reizen auf geistigem Gebiet und der daraus sich ergebenden Abstumpfung oder Langeweile.

Ja, sie läßt sich nun einmal nicht aus der Welt verscheuchen, läßt sich niemals ganz aufsaugen oder überstrahlen, so wenig wie Dunkelheit oder Dämmerung aus allen Winkeln und Gängen schwinden kann. Und wie die Langeweile dem festlichsten Ballsaal nicht fern bleibt und nicht den glücklichsten Jugendjahren, so auch nicht den freiesten, unabhängigsten, vornehmsten Stellungen. Ja, diesen ganz und gar nicht; an Fürstenhöfen und im Prinzenleben hat sie vielleicht ihre sicherste Heimstätte, wie die Ärzte von bösen Bazillen und Pilzen sagen, daß sie in gewissen Regionen „ihr Optimum" haben. Sie ist dort der natürliche Abzug, das obligate Minus, das jene Stellen oder die Menschen dort eben doch haben müssen, um nicht zu sehr bevorzugt zu sein — obwohl ihnen freilich noch etliche andere Abzüge an der Glückseligkeit nicht zu fehlen pflegen.

Aber die Langeweile folgt nicht bloß als ein natürlicher Schatten aller Kurzweil, schiebt sich nicht bloß als Folie zwischen die Unterhaltungen, damit diese überhaupt als solche empfunden werden, sondern sie wird auch ausdrücklich — und in unserer Zeit besonders — als

Heilmittel zu Hilfe genommen, und der Arzt, der bekanntlich gelassenen Tones gewissen Patienten anzubefehlen pflegt, sie sollten jede Gemütsbewegung meiden — was ungefähr so schwierig ist wie für den Lahmen die Aufgabe, nicht zu hinken —, der Arzt verordnet auch wohl ganz positiv ein möglichst ansehnliches Stück von Langeweile. Da sollen denn unsere reizbedürftigen Kulturmenschen in ländlicher Abgeschiedenheit dem Brüllen einer Kuh zuhören oder dem Krähen eines Hahnes, oder viele Stunden still am Wasser hinwandeln oder zu lauter ganz natürlichen Bäumen hinaufblicken. Wie mühselig bringen sie in der Sommerfrische den ersten Tag im langsamen Promenadenschritt hin, wie seufzen sie an den leeren Abenden nach Konzert, Theater und geselligen Vergnügungen! Wie wenig können sie auf etwas Klatsch und Neugierde auch im stillen Bergdorf oder am Strande der See verzichten! Drängt sich doch auch in die zur Gesundung des gefährdeten Nervenlebens betriebenen körperlichen Übungen immer gleich wieder das Bedürfnis der Aufregung hinein, Aufregung des Wetteifers, der äußeren Ehren, der höchsten Kraftmaße, und geben sie doch mit dieser Beimischung ein gut Teil ihrer heilkräftigen Wirkung preis!

Es ist wunderbar: dort, wo man ein gutes und gesundes Maß der Langeweile ertragen sollte, schüttelt man sie mit allen Kräften als etwas Unnatürliches ab, und da, wo man ihr mit Gier und Hast zu entrinnen sucht, stellt sie sich mit boshafter Zähigkeit ein. Oder sieht man's nicht den Tausenden, die an allen Sonn- und Festtagen mit hochgehender Brust und erwartungsvollen Augen zu den Bahnhöfen und Vergnügungszielen strömen, hasten und sich drängen, sieht man's nicht den meisten von ihnen an, wie sie nach Verlauf all der Stunden leeren Blickes und müden Herzens zurückkehren, ohne daß sie eigentlich gefunden hätten, was sie suchten, um es am nächsten Festtag wieder ebenso begierig zu suchen?

Es ist vor allem eine gewisse, aber sehr breite Mittelschicht — nicht der Gesellschaft, aber der Bildung, oder wohl richtiger zwischen Unbildung und Bildung, die dieses Bedürfnis der Kurzweil, der Unterhaltung von außen her hat und diesen Kampf mit der Langeweile. Wirkliche Bildung, die denn doch lebendige Entwicklung der inneren Persönlichkeit bedeutet, einen Reichtum, der nicht immer von außen nachgefüllt zu werden braucht, solche wirkliche Bildung läßt jene Plage nicht so leicht zur Geltung kommen, obwohl der Unterschied der

Temperamente selbstverständlich auch auf diesem Gebiete große Verschiedenheit bedeutet und bewirkt. Und so wird man denn auch die Verschiedenheit anzuerkennen haben, daß die Langeweile in dem einen Falle eigentlich Langeweile der Sinne ist und in dem andern mehr solche der Phantasie, oder Langeweile des Verstandes, oder des Willens, oder des Herzens. Denn nach allen diesen Seiten kann die Leere der vermißten Erregung Leiden schaffen. Und wiederum werden sich die Geschlechter, die Lebensalter, die Entwicklungsstufen, die verschiedenen Naturanlagen gewissermaßen in diese Arten der Langeweile teilen.

Augenscheinlich ist es, daß alle Erziehung auch Kräftigung gegen die Langeweile sein muß, daß alle echte Bildung ein lebendiger Schutz gegen ihre Wirkung ist. Und das, was den jugendlichen Menschen so viel Langeweile giebt, ein planmäßig zusammenhängender Unterricht mit seinem Zwange für die Bewegung der Gedanken, führt gerade für die maßgebende Zeit des Lebens zu jener Sicherung gegen die Langeweile. Wer viel geistiges Interesse hat, wird wenig Langeweile spüren, das Interesse selbst ist aber wenig kräftig ohne gründlichere sachliche Orientierung; so ist es einer der schönsten Gedanken des großen Pädagogen Herbart, daß das eigentliche Ziel alles Unterrichts die Erregung von Interesse sein solle. Dieses Interesse muß denn freilich nicht etwa nur Hunger nach Wissensstoff sein, eine Art von unruhiger Wißbegierde, der die Neugier nicht ganz fremd ist, sondern vielmehr eine Art von Liebe, von Freude an Beobachtung, Betrachtung, von Verständnis, wie sie der Maler gegenüber der äußeren Natur empfindet, der Natur auch in ihren kleinen und unscheinbaren Gebilden und Vorgängen.

Aber selbst die gelegentliche, die nicht von innen kommende, sondern durch die Tücke der äußeren Verhältnisse zufällig über uns verhängte Langeweile — sei es jenes vierstündige Warten auf dem kleinen Bahnhof zwischen den leeren Wänden an dem regengrauen Nachmittage, oder das Eingeschlossensein der Sommergäste in die unbehagliche Herberge des Alpendorfes bei hartnäckig schlechtem Wetter, oder dergleichen mehr — das alles erträgt doch der leichter, in dessen Innerem es nicht ebenso leer aussieht wie in gemieteten Zimmern oder der regengrauen Landschaft. Übrigens wenn man die Langeweile auch gar nicht ertragen können will und sie nur ertragen muß, sie hat doch ihrerseits einen guten erzieherischen Wert. Der Himmel, der nach einem sonnigen

Tage drei andere Tage lang unter Nebel und naſſem Niederſchlag den Blicken die ſchöne Landſchaft entzog, um deren willen man aus der Ferne hergekommen war, iſt, wenn er ſie dann plötzlich wieder öffnet, ſo weiſe wie die Eltern, die die ſchönen Spielſachen ihrer Kinder auf einige Zeit in die Schublade verſchließen, damit ſie dann von neuem in all ihrem Glanze hervorkommen und mit Jubel begrüßt werden. So wäre auch die Erinnerung an das militäriſche Dienſtjahr nicht halb ſo ſchön, ſeine einzelnen Vorkommniſſe würden nicht mit halb ſo viel Beluſtigung wieder aufgefriſcht, wenn nicht des Abwartens und Stillſtehens und Schweigenmüſſens und der ganzen Eintönigkeit ſo viel geweſen und damit für die rechte Empfänglichkeit geſorgt worden wäre.

Alſo — und damit könnte ich in einige ganz einfache Regeln vieles zuſammenfaſſen — man ſoll die Langeweile, die uns die Verhältniſſe auferlegen, ertragen können; und man ſoll darüber hinauskommen, ſich ſelbſt Langeweile zu bereiten; und man ſoll ſich ein Gewiſſen daraus machen, andere zu langweilen — nicht bloß ihnen wehe zu thun, ſie zu reizen, zu kränken, zu quälen, ſondern auch ſie unnötig zu langweilen, ſelbſt ſeine Haustiere, und alſo auch ſeine Untergebenen, ſeine Kinder oder ſeine Freunde oder ſeine Gäſte: denn allen dieſen gegenüber findet der naive Egoismus, den wir doch einmal ſchwer loswerden, Mittel genug zum Langweilen, obwohl wenigſtens den Geſellſchaften gegenüber ſchon der gute Ton es verbietet; der gute Ton aber, der ein bloßer äußerer angenehmer Klang ſein kann, kann doch auch und ſoll eigentlich das wohlthuende leichte Vibrieren der Saiten eines edlen Herzens ſein und die Höflichkeit eine beſondere Art und Wirkung der Menſchenliebe.

Da aber von Gäſten die Rede war, ſo habe ich zu bedenken, daß als Gäſte auch Zuhörer oder Leſer gelten können, und auch denen gebührt die Rückſicht, daß ſie nicht unnötig gelangweilt werden. Das untrügliche Mittel aber, um zu langweilen, iſt nach einem bekannten franzöſiſchen Worte, daß man alles ſagen will, alles, was man über einen Gegenſtand auf dem Herzen hat oder aus ſeinem Kopfe holen könnte. Unvollſtändigkeit wird leichter verziehen als breite Vollſtändigkeit, lieber als pedantiſche Aufreihung ſieht man ein bißchen Unordnung und hört lieber als ein langatmiges Finale einen jähen Schluß.

Inhalt.

Seite

1. **Volk und Jugend.** (Aus den „Grenzboten" 1897, III.) 1
2. **Der Einzelne und die Gemeinschaft** 50
3. **Sprache und Ethik.** (Aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1900, 1.) 80
4. **Ästhetische und ethische Bildung in der Gegenwart.** (Aus den Teubnerschen Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik 1899, II) 107
5. **Poesie und Erziehung.** (Aus den „Grenzboten" 1899, I.) 122
6. **Schule und soziale Gesinnung.** (Aus den „Lehrproben und Lehrgängen" von Fries und Meier, Heft 54.) 147
7. **Die akademischen Studien und das pädagogische Interesse.** (Lehrproben ꝛc. Heft 59.) 170
8. **Die Antinomieen der Pädagogik.** (Aus der „Deutschen Schule", von R. Rißmann, Januar 1900.) 187
9. **Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung.** (Aus Teubners Neuen Jahrbüchern 1898, II.) 192
10. **Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens.** (Aus der Nationalzeitung vom 18. 19. November 1898.) 218
11. **Die neueren Sprachen im Lehrplan der preußischen Gymnasien.** (Aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Juli 1898) 235
12. **Lehren und Lernen in ihrer Wechselwirkung.** (Aus den „Lehrproben und Lehrgängen" Heft 56.) 252
13. **Zur Charakteristik der englischen Sprache.** (Aus den „Neueren Sprachen" von Vietor, VII, 2) 274
14. **Gedanken über Sprachschönheit.** (Aus den „Preußischen Jahrbüchern", Band 83, 2.) 305
15. **Psychologie der Mode.** (Aus den Preußischen Jahrbüchern 89,1) . . 337
16. **Über die Langeweile.** (Aus Westermanns Illustrierten Monatsheften, Nov. 1898.) 363

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

LB 775 M84
Münch, Wilhelm
Uber Menschenart und Jugendbildung

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY